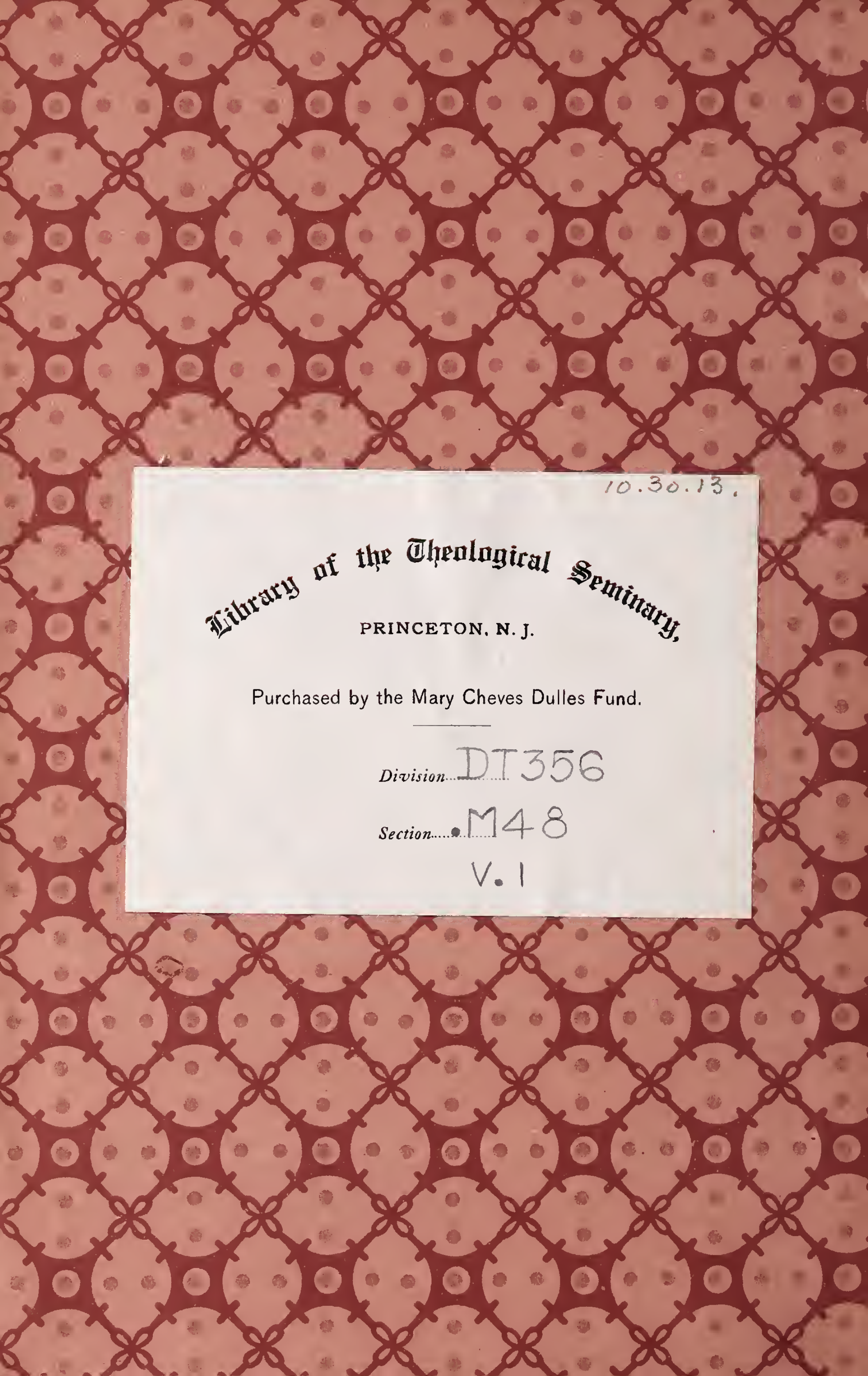
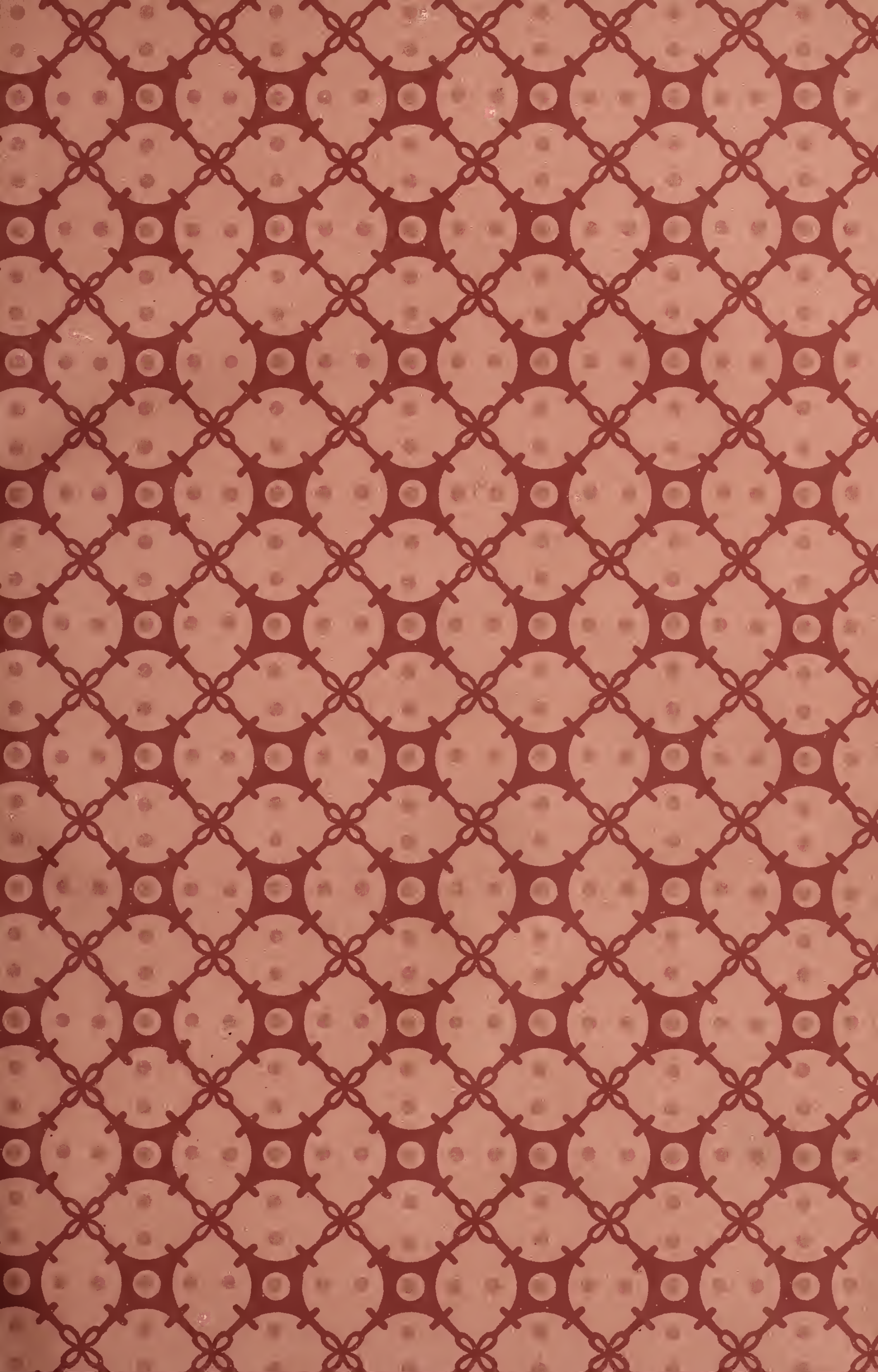
ADOLF FRIEDRICH
HERZOG ZU MECKLENBURG

Vom Kongo zum Niger und Nil



I


10.30.13.
Library of the Theological Seminary,
PRINCETON, N. J.
Purchased by the Mary Cheves Dulles Fund.
Division DT356
Section M48
V. 1



Vom Kongo zum Niger und Nil.

Erster Band.


1910.

Vom Kongo zum Niger und Nil.

Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/1911.

Von

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg.

Mit 512 bunten und einfarbigen Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen, sowie mit 6 Karten.

Erster Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1912.

Inhalt des ersten Bandes.

Abbildungen.

Karten.

Einleitung.

Von Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg.



Im Hamburger Hafen.

Die Zentralafrika-Expedition 1907/1908, die mich mit einem Stabe wissenschaftlicher Spezialisten in die noch wenig durchforschten Gebiete zwischen Viktoria- und Kiwu-See, in die Nordwestecke unseres Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes, sowie durch die Vulkangebiete und den Zentralafrikanischen Graben geführt hatte und die mit einer Durchquerung Afrikas endete, hatte, wohl gerade infolge der spezialisierten Arbeitseinteilung, reiche Ausbeute ergeben. Namentlich in der großen Regenwaldzone des Aruwimi und Kongo hatte sie in zoologischer und botanischer Hinsicht gezeigt, daß unsere Kenntnisse der abgelegenen afrikanischen Gebiete noch recht ergänzungsbedürftig sind. Um diesem Mangel abzuhelfen und durch Vertiefung der Kenntnis der dem großen Walde nördlich angrenzenden Gebietsteile und der dort lebenden Völkerschaften, der Flora und Fauna ein vergleichendes Bild mit den schon früher bereisten Gegenden zu erhalten, erschien nach Rücksprache mit den maßgebendsten Vertretern der einschlägigen Wissenschaften eine zweite Expedition höchst wünschenswert.

Das Entgegenkommen des Zoologischen Instituts zu Berlin und des Botanischen Museums in Dahlem-Berlin, die sich sogleich bereit erklärten, zwei meiner früheren wissenschaftlichen Mitarbeiter, die Herren Dr. Schubotz und Dr. Mildbraed, der neuen Expedition zuzuteilen,

bewirkte, daß schneller als gedacht mit den Vorbereitungen begonnen werden konnte. Denn diese beiden Herren und mein langjähriger, bewährter Begleiter auf afrikanischem Boden, Oberleutnant von Wiese und Kaiserswaldau, jetzt Hauptmann im 1. Garde-Regiment z. F., hatten bereits auf der Zentralafrika-Expedition 1907/1908 ein genaues Bild der jetzt neu zu lösenden Aufgaben zu gewinnen vermocht. Ihre Teilnahme verbürgte also von vornherein Erfolg.

Ein anderer erleichternder Umstand war, daß die neu hinzukommenden Herren schon sämtlich längere Jahre hindurch in Afrika amtlich oder privatim tätig gewesen waren. Es waren der Regierungsarzt Professor Dr. Haberer aus Molundu in Südkamerun, dessen jahrelange Tätigkeit in den Gebieten der Schlafkrankheit für die zu bereisenden, Ostkamerun vorgelagerten Landstriche sehr wertvoll erschien, Dr. Arnold Schultze, der als früherer Offizier der Schutztruppe in Kamerun ein genauer Kenner des afrikanischen Waldes war und sich schon während dieser Zeit als Entomologe einen Namen gemacht hatte, und der Maler Ernst M. Heims, dessen im Jahre 1906 in Kamerun gefertigten Skizzen und Aquarelle den jungen Künstler besonders qualifizierten. Die Teilnehmerliste wurde vervollständigt durch Feldwebel Röder von der Schutztruppe in Kamerun und durch meinen Diener Schmidt, denen die besondere Obhut über die Lasten und Sammlungen, deren Verpackung und Versand, die Führung der Lohnlisten usw. übertragen wurde.

Die Festlegung der Reiseroute war, wie es fast regelmäßig der Fall zu sein pflegt, mehrfachen Schwankungen unterworfen. So mußte der Plan, mit dem größern Teil der Expedition von Kribi durch Südkamerun nach dem französischen Nola zu marschieren, aufgegeben werden, da es sich als unmöglich erwies, eine größere Anzahl Träger in den ganz menschenleeren Waldgegenden zu ernähren.

Statt dessen einigte man sich dahin, die Reise gemeinsam bis zum Kongo fortzusetzen und zur genauen geographischen, zoologischen und botanischen Erforschung der wenig betretenen Südkameruner Teile Dr. Schultze und Dr. Mildbraed zu detachieren. Es entsprach solches außerdem einem besonderen Wunsche des Dahlemer Botanischen Museums.

Hauptmann von Wiese und Kaiserswaldau.



Dr. H. Schubotz.



Oberleutnant a. D. Dr. Arnold Schultze.

Dr. J. Mildbraed.

Das Gros der Expedition beschloß, den Kongo und Ubangi aufwärtszugehen, einige Zeit in den völlig unbekannten Uferländern des Ubangi bei Libenge zu verweilen und dann das Becken des Gribingi und Schari zu besuchen, endlich bis zum Tschadsee vorzustoßen und Bagirmi einige Monate zu widmen. Von diesem Lande war seit der Zeit der ersten Forscher in jenem Teile Afrikas nur ganz schwache Kunde zu uns gedrungen, und seine Fauna, Flora und Völkerzusammensetzung waren ebenso unbekannt, wie die dort herrschenden Begriffe von Religion und Sitte und die Beziehungen zum Islam.

Ferner war in das Reiseprogramm der Versuch eines Durchstoßes vom Schari zum Nil und zwar mit Berührung von Dar-Kuti aufgenommen. Der Versuch scheiterte an der Unsicherheit der politischen Verhältnisse, die gerade während unseres Aufenthalts im Scharibecken dort und in Wadai ihren Gipfelpunkt erreichte. Jedoch gelang es den Herren von Wiese und Dr. Schubotz unter südlicher Umgehung der unsicheren Gebiete am Ubangi-Mbomu und Uelle entlang nach dem Nil zu kommen.

Ich will aber dem Reisebericht nicht vorgreifen. Im Verlaufe der einzelnen Kapitel ist Freud' und Leid der Reisenden geschildert, wenn auch, dem verfügbaren Raume entsprechend, durchaus nicht erschöpfend. Besonders berücksichtigt sind die Teilexpeditionen, in die sich aufzulösen bei den im französischen Gebiet herrschenden Verhältnissen geboten erschien, um einen Erfolg erzielen zu können.

Eine ganz besonders ehrende Anerkennung und Unterstützung wurde der Expedition dadurch zuteil, daß Seine Majestät der Kaiser die Gnade hatte, aus Allerhöchst Seinem Dispositionsfonds eine namhafte Summe zur Verfügung zu stellen. Hierdurch wurde der Expedition die Möglichkeit geboten, ihren Aktionsradius wesentlich zu vergrößern und Gebietsteile aufzusuchen, deren Erkundung zum Erfolg besonders beigetragen hat. Außerdem wurde der Forschungsplan gefördert durch Beihilfen der Deutschen Kolonialgesellschaft und vieler opferfreudiger, großdenkender Männer, die der werbenden Tätigkeit eines Hamburger, eines Frankfurter und eines Berliner Komitees in dankenswertester Weise folgeleisteten.

An die Spitze des Frankfurter Komitees stellten sich Geheimer Kommerzienrat Richard von Passavant und Hofrat Hagen, während in Hamburg die Wissenschaftliche Stiftung das Protektorat über die ganze Unternehmung übernahm, nachdem in einer Sitzung in den gastlichen Räumen des Herrn Dr. Aufschläger u. a. Männer wie Senator v. Melle, Senator Westphal, Max Schinckel, Baron Heinrich von Ohlendorff, Dr. Friederichsen, Geheimrat Dr. Stuhlmann, die Professoren Thilenius, Passarge, Kraepelin, Meinhof, Becker, die Herren Sanne und F. F. Eiffe einstimmig die Zweckmäßigkeit erkannt hatten. Insbesondere gedenke ich in dankbarer Zuneigung des Herrn F. F. Eiffe, dessen Tatkraft nicht nur der Idee zum Siege verholfen hat, sondern dessen kaufmännisches Büro auch während der Dauer der Expedition die umfangreichen laufenden Geschäfte erledigte, die Korrespondenz vermittelte und dafür sorgte, daß die einlaufenden Tagebuchblätter aller Mitglieder sauber kopiert und weiter versendet wurden. Bei dieser aufopfernden Tätigkeit wurde Herr Eiffe stets auf das beste durch Herrn L. Sanne unterstützt.

In Berlin war es der Geheime Kommerzienrat Büxenstein, der für die Durchführung der Expedition eintrat und durch den sich der Kreis der Freunde des Unternehmens mehrte. Außer ihm tue ich des verdienten Schriftführers der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft, Kommerzienrat E. Selberg, besonders dankend Erwähnung.

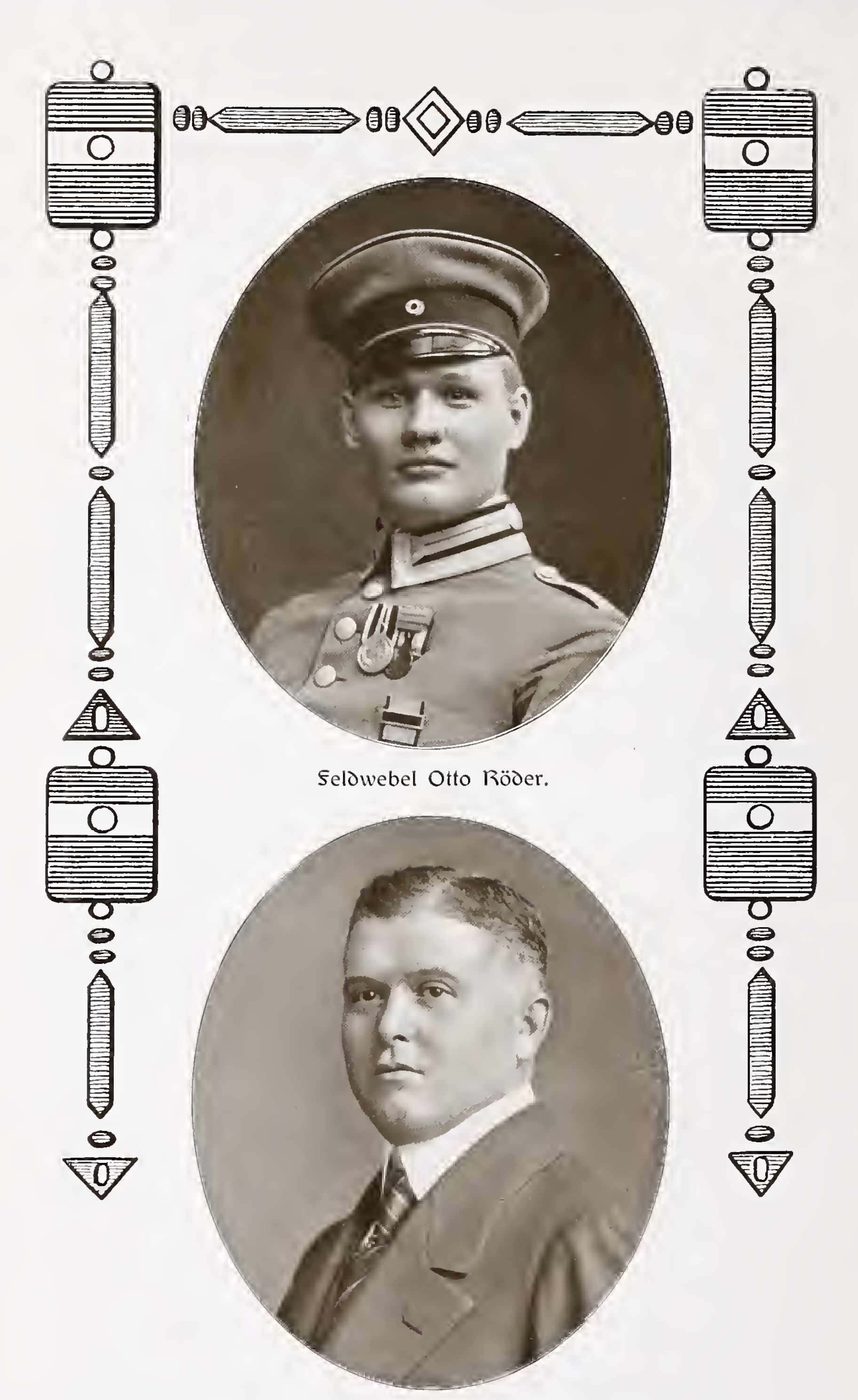
Eine angenehme Ehrenpflicht ist es mir ferner an dieser Stelle für ihre tatkräftige Unterstützung des Unternehmens außer den schon Genannten auch den nachstehenden Herren und Gesellschaften zu danken:

Dr. H. von Meister, Dr. Carl Sulzbach, Hermann von Mumm, Kommerzienrat R. de Neufville, Kommerzienrat Dr. L. Gans, Konsul H. von Passavant, Dr. A. von Weinberg, Generalkonsul C. von Weinberg, Geheimrat O. Braunfeld, Konsul Kotzenberg in Frankfurt a. M.; Dr. jur. Esser, Rudolf Ullstein, Geh. Kommerzienrat Dr. J. Löwe, Rich. Israel, Georg Büxenstein, Direktor A. Berliner, James von



Kunstmaler Ernst M. Heims.

Professor Dr. med. et phil. Haberer.



Feldwebel Otto Röder.

Kammerdiener Schmidt.

Bleichröder, Carl von Kuhlmann, Handelsrichter Arthur Victorius in Berlin; Generalkonsul Carl Stollwerck, Kommerzienrat Louis Hagen, Kommerzienrat J. H. Heidemann in Cöln; Dr. Humplmayr in München; Hugo von Gahlen in Düsseldorf; Kommerzienrat Dr. Albert Weil in Görlitz; Geh. Kommerzienrat Heye, C. Woermann, Geographische Gesellschaft, Hans von Ohlendorff, M. M. Warburg & Co., Gesellschaft Süd-Kamerun, L. Behrens & Söhne, Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts A.-G., Gerhard Bruns, Bürgermeister O'Swald, Wm. O'Swald & Co., H. Dreckmann, Dr. O. Troplowitz, Gebr. Broemel, Professor Dr. Kümmell, Julius Baetcke, Hamburg-Amerika-Linie, Henry Budge, Herm. Blohm, Dr. Herm. Hartmeyer, Ed. Lippert, Arnold Amsinck, Max Brock in Hamburg.

Nachdem die Durchführung der Expedition sichergestellt war, ging es an die Beschaffung des Proviants, der Geschenke und Tauschwaren. Auf die Einteilung der letzteren mußte in besonders umsichtiger Weise Bedacht genommen werden, da vorauszusehen war, daß einzelne Mitglieder auf den geplanten Sonderreisen sowohl heidnische als mohammedanische Völkerschaften berühren würden, deren ganz verschiedene Geschmacksrichtung von vornherein zu berücksichtigen war.

Nachdem ich die letzten Tage in der Heimat verlebt hatte, reiste ich am 9. Juli 1910 in Begleitung des Herrn von Wiese, der in meinem Auftrag die gesamten Vorarbeiten geleitet hatte, nach Hamburg, wo ich die andern Mitglieder der Expedition antraf und wo uns im Hause des Herrn Dr. Aufschläger ein unvergeßlicher Abschied zuteil wurde.

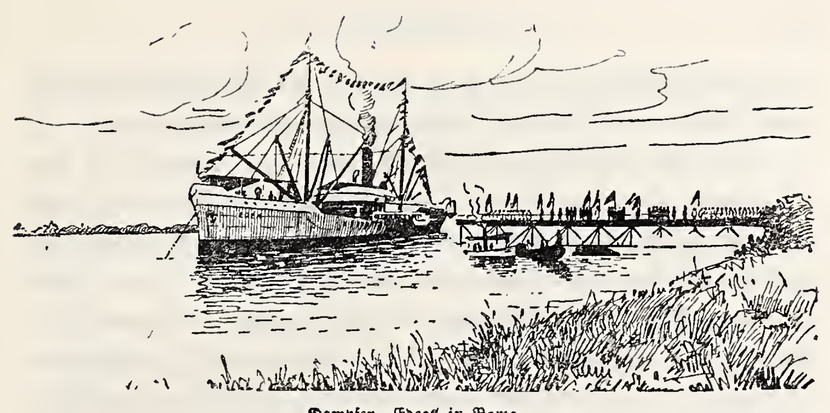
Verschönt wurde diese Feier besonders durch die Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Großherzog von Mecklenburg, sowie Ihrer Durchlaucht der Prinzeß Heinrich XVIII. Reuß und deren ältesten Sohnes, die uns sogar das Geleit an Bord des Reichspostdampfers „Eleonore Woermann" gaben, auf dessen Oberdeck sich noch ein größerer Kreis Berliner und Hamburger Bekannte und Freunde eingefunden hatte. In angenehmer Unterhaltung flossen die Stunden

dahin, bis mit Eintritt der Flut die Meldung kam, daß der Dampfer klar zur Abfahrt sei. Da verließen die letzten Gäste das Schiff und lösten damit das Band, das uns noch mit Europa verknüpfte. Und während wir langsam hinausglitten aus den gewaltigen Anlagen des Hamburger Hafens, vorüber an den gigantischen Bauten der Werften und Docks, die alle noch im keimenden Lichte des werdenden Tages schlummerten, rechneten auch wir mit der Vergangenheit ab und richteten den Blick in die ungewisse Zukunft mit der Bitte im Herzen: Laß wohl gelingen!

Erstes bis drittes Kapitel.

Vom Kongo zum Schari.

Von Hauptmann von Wiese und Kaiserswaldau.



Dampfer „Edea“ in Boma.

Erstes Kapitel.

Die Ausreise ins Forschungsgebiet.

Zwei Jahre waren vergangen, seit der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg mit seinen Begleitern an Bord der „Eleonore Woermann“ von seiner ersten Zentralafrika-Expedition nach Hamburg zurückgekehrt war. Am Abend des 9. Juli 1910 versammelten sich der Herzog und die Mitglieder der zweiten Zentralafrika-Expedition an Bord des gleichen Dampfers, um von neuem die Ausreise zu frischer, fröhlicher Forscherarbeit im dunkeln Erdteil anzutreten.

Am Morgen des 10. Juli lichtete die schmucke „Eleonore Woermann“ die Anker, und hinaus ging es, einer schwierigen, aber ehrenvollen Aufgabe entgegen. Bis Dover begleitete uns Herr F. F. Eiffe aus Hamburg, der um das Zustandekommen der Expedition die größten Verdienste hatte. Große Freude bereitete es uns auch, daß wir in Frau Baronin von Süßkind bis Kamerun eine liebenswürdige Reisegefährtin erhielten. Als Vorstandsmitglied des Kolonialen Frauenbundes hatte sie sich aufgemacht, um aus eigener Anschauung einen Teil der deutschen Kolonien kennen zu lernen.

Die Fahrt über den Golf von Biskaya nach Las Palmas, Teneriffa und an der Westküste Afrikas entlang bis Togo ging in der gewohnten Weise vonstatten. Es ist nicht nötig, darüber näheres zu

berichten, da dieser Teil der Reise für den, der sich mit der Literatur über Afrika beschäftigt, als bekannt vorausgesetzt werden kann.

Während die Hauptdampfer von Togo über Lagos direkt nach Victoria in Kamerun fahren, nahm die „Eleonore Woermann" ausnahmsweise ihren Kurs nach der Kamerun vorgelagerten spanischen Insel Fernando Poo. Der dortige Vertreter der Hamburger Firma Nelson & Moritz, Herr Krull, sollte an Land gesetzt werden. In imponierender Größe sahen wir, als wir uns dieser größten der Inseln vulkanischen Ursprungs in der Bucht von Biafra näherten, den Pik aus dem Nebel heraustreten; er hat eine Höhe von 2850 Metern. Sehr befriedigt waren wir, daß wir wenigstens einige Stunden in der Hauptstadt Santa Isabel und ihrer Umgebung verweilen konnten und auf diese Weise einen flüchtigen Eindruck von der herrlichen Tropenvegetation dieser Insel gewannen.

Am nächsten Morgen fuhren wir der Bucht von Victoria, dem nördlichsten Hafen Deutsch-Kameruns, entgegen. Infolge des dichten Nebels und des strömenden Regens entzog sich der 4070 Meter hohe Große Kamerunberg unsern Blicken; man sieht ihn sonst schon aus weiter Entfernung. In Victoria eingetroffen, wurden wir aufs liebenswürdigste von den Vertretern der Zivil- und Militärbehörden, Herrn Regierungsrat Steinhausen und Major Puder, begrüßt. Nach kurzem Aufenthalt in dem gastlichen Hause des Bezirksamtmanns Kirchhoff fuhren wir mit der 26 Kilometer langen, der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Victoria gehörenden Kleinbahn nach Soppo, wo sich der Sitz des Kommandos der Schutztruppe befindet, und von da weiter nach Buea, dem Sitze des Gouvernements. Über den Aufenthalt in Kamerun entnehme ich dem Tagebuch des Herzogs folgendes:

„In Soppo stand unter dem Befehl des Hauptmanns Rammstedt eine Schutztruppen-Kompagnie in Paradeaufstellung, die einen vorzüglichen Eindruck machte. Auch hatten wir die Freude, die Gattin und die beiden Töchter des Majors Puder zu begrüßen, die seit mehr denn Jahresfrist tapfer dem Klima trotzten. Denn anders vermag

man den Aufenthalt in den hoch gelegenen Stationen Soppo und Buea zur Regenzeit nicht zu bezeichnen. Während sich in Buea, das sich in den letzten zwei Jahren sichtbar verschönert und vergrößert hat, in den frühen Morgenstunden meistens die Konturen des Großen Kamerunberges gegen den klaren Himmel abheben, genießt man in Soppo diesen Anblick fast niemals. Es regnet dort beinahe ununterbrochen wochen- und monatelang, und Nebel hüllt ständig den Ort ein.

„Nach einigen anregenden Tagen wurde der Aufenthalt aus dem Gouvernementsgebäude von Buea in das Bezirksamt Duala verlegt, das des Interessanten die Fülle bot. Täglich wurden, soweit die ungünstige Witterung es zuließ, allerhand Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung Dualas unternommen, meist zu Pferd.

„Überall war ein erfreulicher Aufschwung in verkehrstechnischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu bemerken. Weithin sich erstreckende, gut gehaltene Straßen ermöglichen eine bequeme Verbindung mit dem Hinterland, das dadurch in den Stand gesetzt wird, die reiche Maniokernte der Eingeborenen nach Duala auf den Markt zu bringen. In Deido- und Akwastadt zeugen neue Steinhäuser der Eingeborenen von deren sich mehrendem Wohlstand. Hier wurde übrigens vor kurzem ein Braunkohlenlager aufgefunden, das in 20 bis 25 Meter Tiefe eine Mächtigkeit von 40 Zentimetern aufweist. Seine Ausdehnung ist noch nicht genügend bekannt, doch scheint der bisherige hocherfreuliche Fund die Abbaufähigkeit zu garantieren.

„Auf der Nordbahn, die bis Kilometer 115 befahren wurde, bezeugten die vollgestopften Züge wieder einmal die Beliebtheit und Notwendigkeit des erschließenden Schienenweges. Man konnte die leitenden Persönlichkeiten, Regierungsbaumeister Reichow und Oberingenieur Meine, zu dem Stande der Arbeiten beglückwünschen; denn erhebliche Terrainschwierigkeiten, tiefe Einschnitte, sowie weite Bogenspannungen haben bedeutende Arbeitskräfte beansprucht. Auf der Mittellandbahn konnten wir den mächtigen Bau der Eisenbrücke besichtigen, die über den Dibambufluß geführt wird und die mit ihren 320 Metern Länge eine der bedeutendsten Brücken Afrikas darstellen dürfte.

„Der Fremdenverkehr hat einen günstigen Aufschwung genommen. Um den Bedürfnissen nach ‚Kunst‘ gerecht zu werden, spielte eine schwarze Theatertruppe, und nach dem Beispiel Togos fand während unserer Anwesenheit auf der neuangelegten Rennbahn ein Meeting statt (das zweite seit Bestehen der Bahn); es umfaßte ein Hindernis- und zwei Flachrennen und nahm einen recht interessanten Verlauf.

„Diese gesellschaftlichen Vereinigungen, die meist Sonntag nachmittags stattfanden, erfreuten sich regsten Zuspruchs. Sie sind auch sehr zu begrüßen, denn sie regen die Geselligkeit in harmloser Weise an, ganz abgesehen davon, daß sie den wochentags mit harter Arbeit Geplagten als willkommene Erholung von Herzen zu gönnen sind.

„Eine Ruderbootregatta der Eingeborenen eröffnete den Tag. Sechs lange, phantastisch bemalte Königskanus stellten sich dem Starter. Manche von ihnen waren mit 50 und mehr Ruderern besetzt und ragten infolgedessen kaum zwei Finger breit aus dem Wasser, so daß das einströmende Naß ständig ausgeschöpft werden mußte. Das Kentern eines von ihnen erhöhte nur die Fröhlichkeit.“

Unser Personal an Köchen, Boys und Präparatoren, das wir in Togo für die Dauer der Reise angeworben hatten, wurde in Duala weiter vervollständigt, so daß nun für jedes Mitglied der Expedition ein Koch und zwei Boys zur Verfügung waren und außerdem für die Gesamtheit fünf Eingeborene, die zum Präparieren von Vögeln und Fellen angelernt werden sollten. Durch die Kaiserliche Schutztruppe erhielten wir zwanzig schwarze Soldaten, die in die Privatdienste des Herzogs übertraten. Es waren meist Leute aus Jaunde, die sich mit wenigen Ausnahmen recht gut bewährt haben. Ferner trat in Duala der Feldwebel der Schutztruppe, Herr Röder, als Proviantmeister und Rechnungsführer zur Expedition über.

Am 10. August bestiegen wir den kleinen Gouvernementsdampfer „Soden“, um zu dem vor der Mündung des Kamerunflusses liegenden Frachtdampfer „Edea“ hinüberzufahren, der uns nach Boma am Kongo bringen sollte. Als wir im Hafen von Duala bei S. M. S. Kanonenboot „Eber“ vorbeifuhren, stand die gesamte Mannschaft auf

Deck und brachte auf Befehl des Kommandanten, Korvettenkapitän Lustig, ein dreimaliges Hurra auf den Herzog aus. Es war dies ein schöner Abschiedsgruß unserer Blaujacken für unsere Expedition.

Die „Edea", ein der Hamburg-Amerika-Linie gehöriger Frachtdampfer von 3500 Tonnen, der damals bei der Woermann-Südlinie Dienst tat, war der Expedition liebenswürdigerweise zur Fahrt nach Boma zur Verfügung gestellt worden, da sonst keine direkte Verbindung von Duala nach dort bestand. Die Aufnahme, Unterbringung und Verpflegung an Bord waren ausgezeichnet, und der brave Kapitän des Schiffes, Herr Frank, wetteiferte mit seinen Offizieren, um uns die Fahrt so angenehm wie möglich zu gestalten.

Es war eine besondere Gunst des Schicksals, daß unser Reiseweg über São Thomé führte, eine Insel, die von verhältnismäßig wenig Reisenden besucht wird, aber dennoch weitgehendes Interesse beansprucht. Nicht allzuvielen dürfte es bekannt sein, daß die unter portugiesischer Herrschaft stehende Insel unter allen Kakao exportierenden Ländern an dritter Stelle, direkt hinter Brasilien und Ecuador, rangiert. Für den Sammler, namentlich den Entomologen und Botaniker, bedeutet São Thomé ein sehr ergiebiges Arbeitsfeld. Eine zweitägige Tour ins Innere bestätigte uns diese aus der Literatur gewonnene Anschauung auf das vollkommenste. Dasselbe gilt von den kleinern Inseln Principe und Annobon. Daher beschloß der Herzog, diese Inseln, ebenso wie Fernando Poo, in das Arbeitsprogramm der Expedition mit aufzunehmen und die Herren Dr. Schultze und Dr. Mildbraed nach Schluß ihrer Forschungsreise durch Südkamerun dorthin zu entsenden. Ich verweise auf die im zweiten Band enthaltenen Berichte der genannten Herren über ihre dortigen Erlebnisse und Beobachtungen.

Da die „Edea" verschiedene Ladungen für Spanisch-Guinea hatte, fuhren wir von São Thomé zunächst nach Bata, der Hauptstadt jener spanischen Kolonie, und konnten uns dort überzeugen, wie wenig bisher die Spanier aus diesem Lande gemacht haben. Sie benutzen diese Kolonie hauptsächlich als Arbeiterquelle für die Pflanzungen auf Fernando Poo. Die Art und Weise, in der hier die Eingeborenen

als Arbeiter durch die Verwaltungsorgane angeworben werden, ist nichts anderes als ein moderner Sklavenhandel. Der Untergouverneur in Bata erhält nämlich kein Gehalt, wohl aber für jeden gelieferten Arbeiter 70 Pesetas, das sind ungefähr 50 Mark. Ein Kommentar hierzu ist überflüssig! Wir besuchten weiter Benito, an der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegen, wo sich trotz der schlechten Landungsverhältnisse eine Faktorei der Firma Woermann, Hamburg, befindet. Auch lagen wir einen Tag vor der Mündung des Muniflusses an der Insel Elobey. Der Handel in diesem spanischen Gebiet liegt hauptsächlich in den Händen Woermanns und der englischen Firmen John Holt und Hatton & Cookson. Spanische Firmen haben bisher recht wenig Wert auf die Erschließung des Landes gelegt.

Als nächsten Hafenplatz besuchten wir Libreville, die Hauptstadt von Französisch-Gabun, die uns bereits von einem frühern Besuche her vor zwei Jahren bekannt war. Der deutsche kaufmännische Konsul, Herr Gebauer, der schon 23 Jahre lang an der Westküste Afrikas tätig ist, holte uns von Bord ab und führte uns nach einem Rundgang durch die Stadt in das Palais des französischen Gouverneurs.

Das gesamte französische Äquatorialafrika zerfällt in drei Kolonien und zwar in Gabun, wo wir uns jetzt befanden, Mittelkongo mit der Hauptstadt Brazzaville und Ubangi-Schari-Tschad mit der Hauptstadt Bangi. Dieser letztern Kolonie ist das „Territoire militaire du Tchad" mit der Hauptstadt Fort Lamy unterstellt. Der Sitz des Generalgouverneurs befindet sich in Brazzaville.

Am 23. August morgens legten wir vor Banana, an der Mündung des gewaltigen Kongostroms, an und fuhren, von einem Lotsen begleitet, nach Boma, der Hauptstadt des Kongostaates. Dort wurde dem Herzog ein feierlicher Empfang zuteil. Der Generalgouverneur Fuchs, in dem wir einen Bekannten von der letzten Reise wiederfanden, begrüßte uns am Kai an der Spitze der Offiziere und Oberbeamten. Auch der deutsche Konsul Tecklenburg befand sich unter den Anwesenden. Nach Abschreiten der Ehrenkompagnie stattete der Herzog mit einigen Expeditionsmitgliedern dem Gouverneur in



1. Dorf am Ubangi, südlich von Libenge. (S. 22.)



2. Überschwemmungsgebiet am Ubangi bei Duma. (S. 22.)



3. Lager an der Straße Possel-Crampel.. (S. 33.)



4. Haus des Gouverneurs in Bangi. (S. 27.)



5. Stromschnellen bei Bangi. (S. 27.)

dessen Palais einen Besuch ab, um dann bis zu dem dort stattfindenden Galadiner wieder an Bord der „Edea“ zurückzukehren, wo wir des kurzen Aufenthalts wegen wohnen geblieben waren. Denn schon am nächsten Morgen früh 6 Uhr wurden die Anker zur Weiterfahrt nach Matadi gelichtet, wo infolge des starken Gegenstroms des Kongo die Ankunft erst nachmittags erfolgte.

In Boma waren mancherlei Veränderungen und Verbesserungen zu bemerken. Alte Häuser haben moderneren Platz gemacht, neue sind entstanden. Auf dem Gebiete der sozialen Wohlfahrt ist man fortgeschritten. Die Schlafkrankheit, die immer noch in erschreckender Weise große Teile Innerafrikas gefährdet, hat eine Vergrößerung des prächtigen Hospitals notwendig gemacht. Das große Palais des Gouverneurs wird demnächst, als veraltet, einem neuen, im modernsten europäischen Stile entworfenen weichen. Über König Albert von Belgien ist man des Lobes voll; er hat nicht nur in großmütigster Weise auf die sehr bedeutenden Privateinkünfte aus dem Kongostaate verzichtet, sondern selber beträchtliche Summen zur Anlage moderner Einrichtungen und zur Bekämpfung der Schlafkrankheit zur Verfügung gestellt. Über die angekündigten Kongoreformen und deren Wirkung auf den damit eng verbundenen internationalen Freihandel wird es an der Zeit sein, nach deren Durchführung zu reden, und — das hat noch gute Weile!

Die Eingeborenen erfreuen sich, im Gegensatz zu den bekannten Behauptungen tendenziöser Preßorgane, jetzt wenigstens einer ausgesucht höflichen Behandlung, nicht nur hier, sondern auch an manch anderer Stelle der Westküste; eine Behandlung, die den wirklichen Kenner der Negerpsyche mit banger Sorge um die Zukunft erfüllen muß. Die Art der Rechtspflege in manchen Hauptstädten Westafrikas, die in vielen Fällen in geradezu unglaublicher Weise den Neger bevorzugt, gleicht in der Tat sehr bedenklich einer unverantwortlichen Ängstlichkeit. Bei ihrer Sucht, sogenannte „maßgebende“ Persönlichkeiten in der gesetzgebenden Körperschaft des Reiches nicht zu verletzen, muß sie unbedingt schädlich wirken. Denn der Eingeborene erkennt

sehr bald die Scheu, ihm nahezutreten, und nutzt sie weidlich aus. Beispiele, die ich nicht nennen will, könnten diese Behauptung nur zu gut belegen. Es sollte Pflicht eines jeden Reisenden sein, immer von neuem auf die notwendig gerechte, aber strenge Behandlung der Eingeborenen hinzuweisen, ohne welche die Regierung in den Augen der Schwarzen der Lächerlichkeit verfällt, da Schwäche unbedingt zur Überhebung des leitungsbedürftigen Negers führen muß.

In Boma herrschte, im Gegensatz zu Duala, noch ganz die Trockenzeit. Seit Mai war kein Tropfen Regen gefallen, und mit Sehnsucht erwartete man die ersten Tornados, die Mitte September die Regenzeit einleiten. Die Temperatur vor Matadi empfanden wir bei 20 Grad Celsius als kalt.

In entgegenkommender Weise hatte hier, am Endpunkt der Schiffahrt des Unterkongo, die Bahnleitung der Expedition einen Spezialzug zusammengestellt. Er bestand aus drei Wagen erster Klasse, von denen einer zum Speisewagen umgewandelt worden war, ferner aus Gepäckwagen, sowie zwei offenen Wagen für die schwarze Dienerschaft. Da ein Güterzug bereits die meisten der vorausgesandten zahlreichen Gepäcklasten nach Leopoldville, dem Endpunkte der Bahn, entführt hatte, so konnte schon am folgenden Morgen die Bahnfahrt über Thysville in Begleitung des deutschen Konsuls Tecklenburg angetreten werden. Diese Fahrt durch bekannte Gebirgsgegenden ist bereits in dem Werk des Herzogs über die Expedition 1907/1908 eingehender gewürdigt. Ohne Unfall wurde Kinshassa erreicht und in den Häusern der belgischen Speditionsgesellschaft „Citas“ Quartier bezogen.

Allen, die die anmutige Stadt Leopoldville besuchen, wird es ein Rätsel bleiben, wie gerade dieser Punkt zur Anlage einer wichtigen Handelszentrale gewählt werden konnte. Denn kaum 500 Meter südlich der Stadt beginnen bereits die gewaltigen Schnellen des Kongo, deren Unpassierbarkeit zur Anlage der Bahn nach Matadi geführt hat und die die aus- und einlaufenden Dampfer in den Strudel zu ziehen drohen. Die Strömung vor Leopoldville ist so stark, daß kein Flußdampfer imstande ist, von Brazzaville aus, der Hauptstadt des

französischen Kongo, die schräg gegenüber die Uferhöhen in langer Ausdehnung krönt, die sehr beträchtliche Breite des Flusses zu queren. Rettungslos würde das Schiff den Schnellen zugetrieben werden. Nur in Begleitung eines mit besonders starker Maschine ausgerüsteten Schraubendampfers und dicht am linken Ufer ist die Ein- und Ausfahrt möglich. Ohne diesen Begleitdampfer würde ein Versagen der Maschine oder des Ruders trotz aller Vorsicht unweigerlich zur Katastrophe führen.

Eine Verlegung der Stadt nach dem weiter nördlich gelegenen, sehr günstigen Hafenplatz Kinshassa ist an dem Eigenwillen der Gründer gescheitert. Sie wäre auch jetzt, der vielen Neueinrichtungen, Werftanlagen, Werkstätten für die Eisenbahn usw. halber, nicht mehr angängig. Kinshassa, das bisher nur wenig und von einzelnen Firmen besucht war, erfreut sich ständig zunehmender Beliebtheit, und manche Firma beabsichtigt eine Verlegung des Hauptgeschäftes dorthin.

In Kinshassa, wo sich der von Molundu aus Südkamerun kommende Expeditionsarzt Professor Dr. Haberer uns zugesellte, lag der Raddampfer „Valérie" bereit, um die Expedition nach Bangi, am Knie des Ubangiflusses, zu bringen. Nachdem ich in Begleitung Professor Haberers die notwendigsten Formalitäten mit den Behörden in Brazzaville erledigt hatte, machte der Herzog dem Generalgouverneur des französischen Kongo, Herrn Merlin, seinen offiziellen Besuch.

Da wir ursprünglich beabsichtigt hatten, die Expedition erst in Bangi in verschiedene Teile aufzulösen und die Südkamerun-Expedition nicht schon in Kinshassa abzuzweigen, waren auch alle Lasten gemeinsam verpackt worden. Es machte ziemliche Mühe, alles das, was Dr. Schultze und Dr. Mildbraed für die nächsten anderthalb Jahre an Expeditionsausrüstung, Verpflegung, Tauschwaren, Munition, photographischen Artikeln usw. nötig hatten, wieder herauszusuchen und zu verteilen.

Am 30. August trennten sich die beiden Herren von uns, um ihre Spezialreise auszuführen, deren Weg über den Sanga nach Molundu und durch ganz Südkamerun führen sollte. Nach Schluß dieser sehr wichtigen botanischen, zoologischen und ethnographischen Forschungsreise sollten sie sich, wie schon erwähnt, nach den wissenschaftlich teilweise

noch ganz unberührten Inseln Annobon, São Thomé und Fernando Poo begeben und von da in die Heimat zurückkehren.

Die Hauptexpedition hatte zunächst die Absicht, den Kongo und Ubangi aufwärts bis Fort de Possel zu fahren und von dort nach Norden durch das Flußgebiet des Gribingi und Schari zum Tschadsee zu marschieren. Später, nach Rückkehr vom Tschadsee und nach Erforschung Bagirmis, sollte der Marsch nach Osten an den Nil in zwei Kolonnen angetreten werden, in einer nördlichen über Dar-Kuti, Hofrat-en-Nahas nach Faschoda und einer südlicheren, den Ubangi und Mbomufluß entlang durch Bahr-el-Ghazal, in der Richtung auf Meschra-el-Rek. Zu welchen Änderungen wir im Laufe der Reise gezwungen wurden, wird aus den folgenden Kapiteln ersichtlich werden. —

In der Frühe des 31. August war die „Valérie" fahrbereit. 7 Europäer, 56 Schwarze und etwa 12 Tonnen Gepäck wurden mit Hilfe eines längsseits befestigten Leichters untergebracht. Eine kurze Pause in Brazzaville zur Signierung der Zollpapiere erwies sich insofern als verhängnisvoll, als beim Wiederabfahren ein Dampfrohr platzte und uns zunächst zu vierstündigem Aufenthalt zwang. Dann konnten wir endlich den modernen afrikanischen Großstädten Lebewohl sagen und stromaufwärts dem Ziele zustreben. Über die Fahrt den Kongo und Ubangi aufwärts und über den Aufenthalt im Bezirk Libenge berichtet der Herzog in seinem Tagebuche folgendes:

„Das Fahrzeug, das der Expedition zur Fahrt auf dem untern Kongo und dem Ubangi zur Verfügung stand, war ein kleiner Flußraddampfer der ‚Messageries fluviales du Congo', einer französischen Kompagnie in Brazzaville, der durch Vermittlung der Speditionsgesellschaft ‚Citas' in Kinshassa gechartert war. Die ‚Valérie' faßte 50 Tonnen und war mit vier Kabinen ausgerüstet, die nach der Abreise der Herren Dr. Schultze und Dr. Mildbraed nach Südkamerun gerade die noch verbleibenden Mitglieder aufnehmen konnten.

„Die Uferbilder am Ubangi ähneln durchaus denen am mittlern und obern Kongo, sobald man seine Verengung hinter Leopoldville passiert hat. Der Urwald tritt größtenteils bis unmittelbar an den



6. Blick auf die Stromschnellen und auf unsere Wohnung in Bangi. (S. 27.)

7. Ngamas. (S. 38.)

8. Mandjamädchen im Samalifestschmuck. (S. 42.)

Strom heran und wird selten von kleinern oder größern Grasflächen unterbrochen. Dankbar schweift das Auge, auf Augenblicke vom grünen Einerlei der Ufereinfassung befreit, über diese Flächen, darauf bedacht, irgendein Lebewesen, etwa ein Stück Großwild zu entdecken. Flußpferd- und Elefantenfährten, auch die Eingriffe zahlreicher Büffel auf den nächtlichen Ruheplätzen am Ufer oder auf einer einsamen Insel inmitten des gewaltigen Strombettes bestätigen die Aussagen der eingeborenen Bevölkerung über die Häufigkeit dieser Wildarten. Sonst schien das Tierleben aber fast erstorben; nur einige Krokodile sonnten sich mit aufgesperrtem Rachen auf den wenigen, nicht vom Hochwasser überfluteten Sandbänken, und vereinzelt glitt ein Flußpferd beim Nahen des Dampfers ins trübe, bräunliche oder auch tiefschwarze Naß.

„Der Ubangi ist, wie alle großen Zuflüsse des Kongo, von ganz außerordentlicher Breite. Oftmals erweitert er sich zu einem offenen Wasserbecken von mehrern Kilometern, so daß man auf einer Kette von Seen zu fahren vermeint. Die ‚Valérie‘ benutzte, gleich allen hiesigen Dampfern, Holz als Heizungsmaterial, und ein- oder zweimal am Tage wurden die Vorräte auf den postes à bois erneuert, deren viele nur einem schwarzen ‚Capita‘ unterstehen, der für das rechtzeitige Fällen und die Aufspeicherung des Holzes zu sorgen hat.

„Auf die Frage nach der Stammesangehörigkeit erhielt man von den Uferbewohnern von der Ubangimündung bis Libenge als Antwort die Bezeichnung Bondjo, ein Name, dessen Ursprung nach glaubwürdigen Angaben in dem französischen ‚bonjour‘ zu suchen ist und der allmählich zur Stammesbezeichnung geworden ist.

„Sechs Tage nach Verlassen Kinshassas bog die ‚Valérie‘, bevor die Ubangimündung erreicht wurde, zu einem unbedeutenden Umweg in den Sanga ein, um nördlich des Postens Makala durch den Dizengekanal, wo eine Nacht zugebracht wurde, den Kongo wieder zu erreichen. Dieser kleine Umweg war von besonderem, wissenschaftlich-medizinischem Interesse, da es in dem engen Wasserlaufe von Glossinen wimmelte. Die Glossina palpalis, die die Schlafkrankheit über-

tragende Fliege, wurde an Bord des Schiffes täglich in Mengen gefangen, und ständig wurden ihre Blutproben mikroskopisch untersucht, jedoch wurde keine einzige mit Trypanosomen behaftete gefunden. Trotzdem waren die Uferbewohner häufig infiziert, und außerordentlich oft konnten bei ihnen Drüsenanschwellungen konstatiert werden.

„Am 13. September hatte endlich die heiße Flußfahrt (wir hatten täglich 37 Grad im Schatten!) ein Ende (Abb. 1). Am Nachmittag wurde Libenge am belgischen Ufer angelaufen, zwei Tagesfahrten südlich von Bangi. Hier verließen Professor Dr. Haberer, Dr. Schubotz, Schmidt und ich die ‚Valérie‘, um drei Wochen im Wald und den angrenzenden Graslandschaften tätig zu sein. Trotz der freundlichen Unterstützung des Kommandanten van der Cruyssen stellte sich, wie uns vorausgesagt war, bald die Schwierigkeit heraus, Träger zu erhalten. Mit großen Anstrengungen gelang die Anwerbung von 50 Leuten, von denen 20 in der Nacht wieder entliefen, so daß der Abmarsch sich unnötig verzögerte. Da diese geringe Anzahl von Leuten zur Beförderung unserer Lasten natürlich nicht genügte, wurde der Rest unter Dr. Schubotz' und Schmidts Obhut zu Wasser nach Duma-rive gesandt, wo leichter Träger für den kurzen anderthalbstündigen Marsch nach dem Kautschukposten Duma zu erhalten waren, der uns für die kommende Zeit als Standlager dienen sollte.

„Haberer und ich selbst folgten zwei Tage darauf zu Fuß nach Duma in Begleitung des belgischen Leutnants Debugre. Der erste Marschtag bot keine Schwierigkeiten, wohl aber der folgende. Da die Regenzeit hier oben noch anhält, waren weite Teile des Urwaldes völlig unter Wasser gesetzt (Abb. 2). Viele Kilometer mußten im Wasser durchwatet werden, manchmal bis zur Hüfte. Wohl waren die mannstiefen Stellen vorher durch Notbrücken oder gefällte Baumstämme überschreitbar gemacht, doch überflutete das reißende Wasser der über die Ufer getretenen Waldflüsse diese ‚Kunstbauten‘ noch immer knietief. Da die Schwimmkraft meines Airedale-Terriers mit der Zeit versagte, war ich genötigt, ihn am Halse mitzuziehen. Recht ermüdet, doch ohne Verlust von Gepäck, erreichten wir am Nachmittag des 15. September

Duma, das schon außerhalb des Waldes liegt. Am Waldrand hat die Schlafkrankheit arg gewütet. Ganze Dorfschaften sind ausgestorben oder ausgewandert. Schlafkranke Leute wurden überall angetroffen; von vielen wurden Blutproben genommen.

„Die Bevölkerung setzt sich aus allen möglichen Stämmen zusammen, von denen die Mono und Bundu, die Banza, Buaka, Ngombe, Sanga und Babanga die erwähnenswertesten sind. Jeder dieser Stämme hat seine eigene Sprache und seine eigenen Sitten. Man findet die Sprache manchmal sogar nur auf eine Dorfschaft beschränkt, so daß eine Verständigung sehr schwierig ist. In der Umgebung von Duma gilt Sango als Umgangssprache; auch die Soldaten des Postens lernen sie. Doch wird das Sango manchmal eine Stunde vom Posten entfernt kaum noch verstanden. Bangála oder Mangála, wie die bessere Form lautet, die Verkehrssprache am ganzen Kongo und an den Ufern des Ubangi, hört hier vollständig auf. Ein eingehendes ethnologisches Studium würde bei der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung viele Monate erfordern. Die Kultur ist sehr ärmlich, und es ist daher schwer, schöne, ins Auge fallende Prunkstücke zu sammeln. Der Ethnograph freilich wird in der sich ständig mehrenden Sammlung manchen Gegenstand von Wert herausfinden.

„Die Gebiete südlich des Ubangibogens sind größtenteils von Europäern unbetreten, und niemand wagt sich weit hinein. Weiter nach Osten sind die Stämme noch nicht unterworfen und zeigen sich dem Europäer feindlich. Militärische Bedeckung ist bei der geringen Stärke der Kompagnien nicht zu haben; zudem scheitern alle Unternehmungen an der Trägerfrage. Selbst ein belgischer Offizier, der kürzlich hier durchzog, fahndete tagelang vergeblich nach Eingeborenen, die freiwillig seine Lasten trügen. Denn anders als freiwillig dürfen nach den neuesten Bestimmungen die Leute nicht herangezogen werden, und da die Trägerarbeit unbeliebt ist, so wird sie selbst gegen hohen Lohn verschmäht. Die Angeworbenen tragen meist nur wenige Stunden, oft nur von Dorf zu Dorf, so daß ein täglicher Wechsel notwendig wird, und fortwährende Palaver sind an der Tagesordnung.

„Die neuen Bestimmungen über die Eingeborenenbehandlung bergen für die wirtschaftliche Ausbeutung des belgischen Kongo mancherlei Gefahren. So geht die Kautschukgewinnung merklich zurück. Da der Staat kein Kilo Kautschuk mehr von Eingeborenen kauft, so werden große, zum Kautschuksammeln angelegte Posten bedeutungslos. So hat zum Beispiel Libenge, früher eine Hauptstütze des Kautschukhandels am obern Ubangi, seit Einführung der neuen Bestimmungen gar nichts mehr exportiert. Der Staat sieht sich nunmehr allein auf die Kautschukgewinnung durch Plantagenbetrieb angewiesen. Doch auch hier hapert es bedenklich, denn der Stamm der obligatorischen Arbeiter fällt jetzt fort, das Unkraut überwuchert die schönen Pflanzungen, und die wenigen erhältlichen Leute vermögen kaum einen kleinen Teil der Baumreihen zu reinigen und anzuzapfen. Wenn also wirklich die superhumanen Bestimmungen, die jeden Zwang verdammen, aufrechterhalten werden sollen, so wird der Staat sich sehr bald wohl zur Auflassung aller mit so großen pekuniären Opfern angelegten Kautschukplantagen gezwungen sehen.

„Die Gebiete um Duma und an der Waldgrenze sind mäßig von Wild bevölkert. Wasserbock und Buschbock trifft man noch am häufigsten an. Auch konnte ich zwei hier seltene Grasantilopen erlegen. Ein Leopard wurde im Eisen gefangen, nachdem er zwei Nächte vorher im Zelte des Dr. Schubotz dessen Hund angefallen und böse zugerichtet hatte. Hyänen hört man vereinzelt, doch gelang deren Fang noch nicht. Büffel und Elefant sind ebenfalls vertreten. Erstere tragen das kleine Gehörn der westafrikanischen Form, während die Elefanten auffallend schwaches Elfenbein zeigen, so daß sich der Schuß gar nicht lohnt. An dem Westufer des Ubangi südlich von Libenge haust der Gorilla und im Walde östlich dieses Postens der Schimpanse; beide sind aber schwer sichtbar. Die große Streifenantilope soll, wenn auch nicht häufig, bei Libenge vorkommen. Das Okapi fehlt hier ganz; seine Region beginnt erst weiter nordöstlich. Besonders häufig wird es in den Waldgebieten südlich von Yakoma, bei Likati, angetroffen.

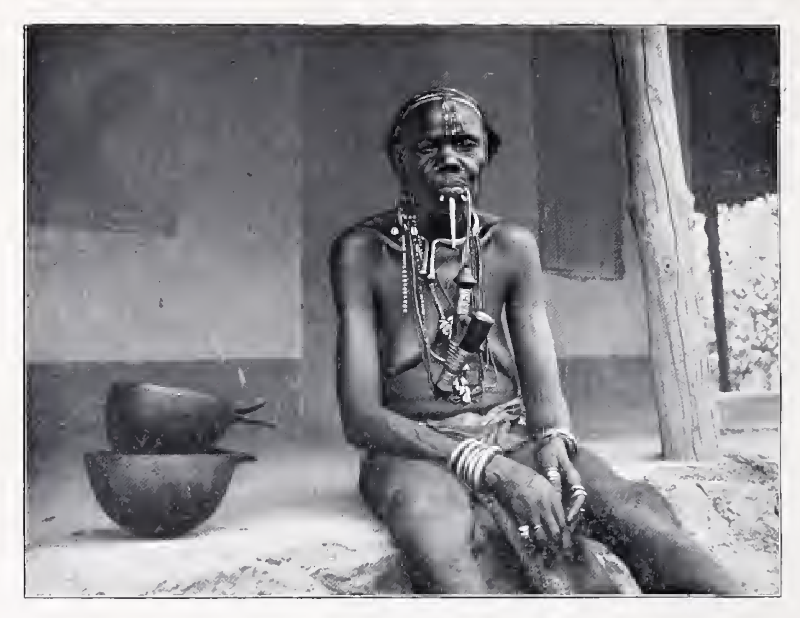
„Sehr reich ist die Vogelwelt in den Graslandschaften. In den



9. Mandjafrau. (S. 42.)



10. Mandjahütten. (S. 41.)



11. Altes Mandjaweib. (S. 42.)

12. Mandjamutter mit Kindern. (S. 42.)

weit ärmern Waldregionen finden wir typische Vertreter und viele Bekannte der großen westafrikanischen Hyläa, doch glaube ich, daß unsere reichhaltige Sammlung auch manch neue Schreier aus Wald und Steppe bringt. Und diese Hoffnung, ja die Gewißheit, bisher Unbekanntes den Museen Hamburgs und Frankfurts überweisen zu können, fördert die Arbeit."

Während der Herzog mit Professor Haberer, Dr. Schubotz und Schmidt noch im Bezirk Libenge zurückblieb, fuhr ich in Begleitung von Maler Heims und Feldwebel Röder mit dem Flußdampfer „Valérie" nach Bangi voraus.

Auf dieser Fahrt ereignete sich leider ein sehr bedauerlicher Unglücksfall. Unser Kapitän Charles Gaudin wollte die Fahrt Libenge-Bangi durchaus in einem Tage zurücklegen und suchte daher seinen Ehrgeiz darin, noch vor Mitternacht in Bangi anzukommen, obgleich Nachtfahrten für die Flußdampfer im Gebiet der Stromschnellen streng verboten sind. Nachdem wir mit dem Kapitän gegessen und uns in die Kabinen zur Nachtruhe zurückgezogen hatten, wurden wir durch lautes Geschrei und durch Stoppen des Dampfers geweckt. Bald erfuhren wir die traurige Ursache: Kapitän Gaudin war über Bord gefallen!

Als wir aus den Kabinen heraustraten, hielt der Dampfer in stockfinsterer Nacht inmitten des Flusses; das einzige Beiboot, das wir längsseits hatten, war, mit vier Ruderern bemannt, bereits abgestoßen, um nach dem Kapitän zu suchen. Wir konnten daher zunächst nicht anders helfend eingreifen, als daß wir durch Lampen dem möglicherweise im Fluß schwimmenden Kapitän die Richtung anzeigten, wo das Schiff sich befand. Der Dampfer wurde, da die schwarzen Steuerleute völlig den Kopf verloren hatten, bald an das rechte Ufer getrieben und setzte dort mit ziemlichem Krachen auf. Die Strömung des Flusses war gerade an dieser Stelle außergewöhnlich stark.

Nach ungefähr einer Stunde kam das Boot ohne Erfolg zurück. Trotz der Finsternis stellten wir fest, daß dicht vor uns ein Dorf der Buaka, namens Yakoli, in tiefem Schlafe lag. Wir gingen an Land, holten die Leute aus den Hütten und ließen alle verfügbaren

Eingeborenenboote bemannen, um die Suche von neuem aufzunehmen. An den Ufern entlang wurden Leuchtfeuer angezündet. So warteten wir die ganze lange Nacht, immer horchend und auf eine gute Nachricht hoffend, doch vergebens. Als am Morgen die Boote ohne Erfolg zurückkamen, konnten wir mit Bestimmtheit annehmen, daß sich der Kapitän nicht mehr am Leben befand.

Der Unglücksfall ist wohl auf folgende Weise zu erklären: Gaudin war zur Maschine hinuntergestiegen und hatte mit dem schwarzen Maschinisten etwas erregt gesprochen, da ihm das Schiff zu langsame Fahrt hatte. Geblendet durch das Feuer im Heizraum muß er wohl, während er am Kessel entlang nach oben zurückkehren wollte, gestolpert und über Bord gefallen sein. Dies war um so leichter möglich, als sich an dieser Stelle kein Geländer befand und der Schiffsboden nur etwa zehn Zentimeter über dem Wasserspiegel lag. Wahrscheinlich war Gaudin dann unter das Schiff geraten, denn die Dampfer haben nur 50 bis 60 Zentimeter Tiefgang, war von dem Schaufelrad geschlagen, betäubt und von dem reißenden Wasser erfaßt worden. Da der Strom an dieser Stelle eine Breite von 2½ Kilometern hat, ist es selbst für einen kräftigen Menschen nicht leicht, an Land zu schwimmen.

In sehr gedrückter Stimmung fuhren wir am nächsten Morgen etwa 15 Kilometer zurück, um alle Inseln und die Ufer abzusuchen. Nachdem alle Bemühungen, wenigstens die Leiche zu bergen, erfolglos geblieben waren, setzten wir die Fahrt nach Bangi fort. Ein französischer Unteroffizier vom Posten Bimbo, den wir noch in der Nacht herbeigeholt hatten, erbot sich, noch weiter zu suchen. Die Leiche wurde erst acht Tage später am belgischen Ufer aufgefischt, merkwürdigerweise unversehrt, trotz der vielen Krokodile; auf dem französischen Posten Mongumba wurde sie beigesetzt. Wir werden dem braven, stets liebenswürdigen Kapitän Gaudin immer ein freundliches Andenken bewahren.

Malerisch am Bergabhang sich aufbauend, tauchte am Abend des 14. September Bangi vor uns auf, der Sitz des Gouvernements des französischen Ubangi-Schari-Tschad-Gebietes. Dank der Energie des damals auf Heimatsurlaub sich befindenden Gouverneurs Fourneau

hat dieser Ort eine rasche Entwicklung erlebt. In weniger als fünf Jahren hat sich die Zahl der Europäer von 10 auf 70 erhöht und sie nimmt noch ständig zu. Die wenigen elenden Häuser, die Bangis Gründung gesehen haben, sind längst schönen Backsteingebäuden mit Wellblechbedachung in teilweise sehr gefälligen Formen gewichen (Abb. 4). Eine große Anzahl Kaufläden im Besitz anspruchsloser Portugiesen oder schachernder Griechen geben den Negern erwünschte Gelegenheit, ihren Tages- oder Wochenlohn in kurzer Zeit bis auf den letzten Pfennig loszuwerden. Die großen Firmen der „Maison hollandaise" mit ihren französischen Filialgesellschaften, der „Compagnie Brazzaville" und der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana", sowie die Gesellschaft „Transports généraux du Haut Oubangui" besorgen den Handel und den Transport der Waren nach dem Tschadsee und den Ubangi entlang.

In einer großen Markthalle für Europäer und Schwarze werden täglich in den Vormittagsstunden allerlei Lebensbedürfnisse feilgeboten. Man sieht hier oft sogar Händler aus Bornu, die das Fleisch ihres vom Tschadsee herbeigetriebenen Viehes für guten Preis an den Mann bringen. Der Wert eines Rindes beträgt im Tschadseegebiet 30 Franken und steigt in Bangi bis zu 100 Franken. Der Wert eines Huhnes erhöht sich in Bangi von 20 Centimes auf 2 Franken.

Hoch oben im Hochwald konnte man die Neuanlage eines Militärlagers in Augenschein nehmen. In geräumigen Lehmhütten mit Strohdach sind dort je eine Soldatenfamilie, meist intelligente Leute aus dem Senegal, von schöner Statur, oder vier Unverheiratete zusammen untergebracht. Ein prachtvoller Blick auf die gewaltige Wasserfläche des Ubangi und seine Schnellen, die gerade vor der Stadt die ganze Fläche des Flußbettes einnehmen und mit weithin hörbarem Donner die Luft erfüllen, entzückt den, der für Naturschönheiten Sinn hat (Abb. 5, 6).

In liebenswürdigem Entgegenkommen war uns ein erst vor wenigen Tagen vollendetes Häuschen als Wohnung zur Verfügung gestellt, das auf einem, weit in die Schnellen des Ubangi vorgeschobenen Felsen die Annehmlichkeit schöner Lage mit stets kühler Brise

vereinte. Kurz, Bangi ist ein Platz, an dem sich leben läßt, und der Franzose versteht es hier, sich nach des Tages Last das Leben so angenehm als möglich zu gestalten. Allabendlich versammeln sich die Mitglieder der Europäerkolonie im Klub, wo kühle Getränke aller Art zu haben sind und wo in angeregtem Gespräch die Zeit bis zum Essen verplaudert wird.

Sehr rege ist der Verkehr auf dem Flusse. Drei große Passagierdampfer, deren zwei sogar mit elektrischem Licht und einer Eismaschine ausgerüstet sind, bringen neben einer Anzahl kleinerer Dampfer außer Beamten und Offizieren auch bereits einige Reisende, die lediglich des Vergnügens wegen die eintönige Fahrt auf dem Ubangi nicht scheuen. So traf der Herzog vier Wochen später sogar eine reisende Dame, Frau Roudissain, die mit ihrem Gatten als „Membre du Touring-Club de France" im Interesse der Hebung des Fremdenverkehrs hierher gereist war. Die Regenzeit hielt hier noch an, trat aber in milder Form auf. Im Gegensatz zu den Gebieten, die zum Scharibecken abwässern und in denen die Trockenzeit jetzt begann, währte hier die „saison des pluies" bis zum Dezember.

Der Fluß hatte seinen höchsten Wasserstand erreicht, sieben Meter über dem gewöhnlichen Spiegel. Allmählich gibt er seine enormen Wassermengen, die in der Bucht von Bangi eine Tiefe von 60 Metern erreichen, nach Süden ab. Erst wenn oben der gewöhnliche Wasserstand der Trockenzeit fast wieder erreicht ist, wird die Schwellung an der Mündung am unangenehmsten fühlbar. Dann fängt der Dampferverkehr hier zu stocken an, indem die Passage zwischen Bangi und dem Posten Mongumba, sowie dem auf belgischem Ufer liegenden Libenge selbst für die flachgehenden Dampfer unpassierbar wird. Stahlboote helfen in diesem Falle aus; ihre Tragfähigkeit beträgt etwa 2 Tonnen.

Zielbewußte Politik steckt in Bangis Entwicklung, dieselbe, die den Franzosen trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren den Zugang nach Wadai eröffnet hat.

Von dem stellvertretenden Gouverneur Adam und seinen Beamten,

namentlich dem für die Dauer der Expedition im französischen Gebiet dem Herzog zugeteilten Intendanturkapitän Ruet, wurde uns die liebenswürdigste Unterstützung für den Weitermarsch zugesichert. So konnte ich denn den beiden Firmen, die den Transport unserer Expeditionslasten übernehmen sollten, der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana" und der Gesellschaft „Transports généraux du Haut Oubangui", diese übergeben. Sämtliche Lasten wurden zunächst in drei Teile geteilt:

1. diejenigen, die nur bis Fort de Possel zu senden waren, um dort verwendungsbereit zu liegen; es waren dies 160;

2. diejenigen, die im Norden auf der Route nach dem Tschadseegebiet verteilt werden sollten; es waren dies 300;

3. diejenigen, die nach Bangassu über Mobaye und Yakoma gelangen sollten, um auf der Reise am Ubangi und Uelle entlang zum Nil verwendet zu werden; es waren dies 200.

Da im französischen Gebiet von Anfang an auf große Träger-, Boot- und Rudererschwierigkeiten zu rechnen war, so zeigte sich die Möglichkeit ausgeschlossen, die Lasten in größern Transporten mit uns gemeinsam nach Norden und Osten zu befördern. Wir mußten vielmehr alle vorhandenen Kisten mit Proviant, Tauschwaren, Munition und photographischen Artikeln allmählich in kleinen Transporten so verteilt absenden, daß in jedem größern zu passierenden Orte der Reihe nach Depots angelegt werden konnten, aus denen die durchziehenden Expeditionsmitglieder sich verproviantieren sollten. Solche Depots wurden an der Route nach dem Tschadsee in Fort de Possel, Fort Crampel, Fort Archambault, Damrau, Fort Lamy und Kusseri, an der östlichen Route in Mobaye, Yakoma und Bangassu angelegt. Leider hatten viele Kisten schon im Laderaum der „Valérie" während der Fahrt auf dem Kongo und Ubangi durch eindringendes Wasser sehr stark gelitten. Auf den spätern Transporten, die noch immer zu Ende der großen Regenzeit stattfanden, war dies noch mehr der Fall. Die kläglichen Eingeborenenboote nahmen große Mengen von Wasser, und an den Umladestellen bei den verschiedenen Stromschnellen blieben die Kisten oft tagelang den Unbilden der Witterung und dem Diebstahl

der Eingeborenen preisgegeben. Es war geradezu jammervoll, in welchem Zustand die Lasten an ihrem Bestimmungsorte ankamen, meist bestohlen, verfault und zerschlagen! Namentlich das Mehl, die Stoffe und die photographischen Platten hatten trotz doppelten Einlötens so gelitten, daß nur noch wenig davon zu gebrauchen war. Die an den Kisten befindlichen Messingschlösser waren den diebischen Eingeborenen besonders reizvoll erschienen.

So zeigte sich auch hier, daß es besser ist, auf Expeditionen, auf denen die Transportverhältnisse so unsicher sind wie auf der unsrigen, nur das Allernotwendigste aus der Heimat mitzunehmen. Dies ist jedoch leichter gesagt als getan, denn eine wissenschaftliche Expedition kann nun einmal nicht ohne eine gewisse Anzahl von Instrumenten, photographischen Platten und Material zum Konservieren der botanischen und zoologischen Sammlungen erfolgreich arbeiten.

Bevor wir Bangi verlassen konnten, war noch manches Wichtige zu erledigen, so die Regelung unseres Kredits bei den einzelnen Posten und Stationen, Mitnahme von Bargeld und Tauschartikeln, Beschaffung von Pferden, Booten, Dolmetschern, Nachsendung von Post und dergleichen mehr.

Noch vor Jahresfrist sah sich der Reisende, der sich von Bangi flußaufwärts nach Fort de Possel (auch Kemo genannt) begab, zu einer langweiligen, ermüdenden siebentägigen Fahrt in Stahlbooten oder Einbäumen gezwungen. Die Einstellung dreier kleiner Dampfer mit starken Maschinen, von denen einer zwischen Bangi und den Stromschnellen von Dongo, zwei zwischen Bata und Fort de Possel und weiter östlich bis Mobaye verkehren, hat die eintönige Fahrt auf weniger als die Hälfte der Zeit vermindert. Zwei Tage Dampfer, ein Tag Stahlboot lautet heute das Reiseprogramm für die Fahrt Bangi-Possel. Die Stromschnellen von Dongo, sowie die lange, eminent reißende „rapide de l'éléfant" neben einer andern weit kürzern, aber ebenfalls stark strömenden Schnelle, die am zweiten Tage zu passieren sind, haben allein noch ihre Kraft siegreich mit der des Dampfkessels gemessen. Diese Stromschnellen zu überwinden, ist sehr mühsam und

nicht ohne Gefahr. Die Kraft von Ruderern reicht zur Überwindung des Gegenstroms nicht aus. An langer Kette wird das Boot dicht am Ufer gezogen, so daß Zweige und Äste, Hüte und Augen in Gefahr bringen, und in stundenlanger Arbeit von kräftigen schwarzen Armen Zoll um Zoll dem Gegenstrome abgerungen. Da wir stromaufwärts nicht mehr als einen halben bis einen Kilometer in der Stunde zurücklegten, zogen wir es vor, den Weg bis Bata in fünf Stunden, meist durch dichtes, übermannshohes Elefantengras, zu Fuß zurückzulegen, obgleich wir dabei viele tiefe Wasserläufe und viele Sümpfe zu passieren hatten. Wir schossen hierbei einige Seidenschwanzaffen, sahen ganz frische Elefantenfährten, hörten die Riesentiere auch dicht bei uns im Busch brechen, ohne jedoch mit ihnen nähere Bekanntschaft machen zu können.

In Bata, einer recht primitiven Niederlassung der Kompagnie „Transports généraux du Haut Oubangui" lag der kleine Flußdampfer „Cotelle" bereit, der uns nach Fort de Possel führen sollte. Da das Heranschaffen unserer Bagage und aller unserer Lasten bei der Menge der Stromschnellen an einem Tage nicht möglich war, so blieben wir den folgenden Tag noch am Platz und fuhren erst am übernächsten Tage nach Fort de Possel weiter. Unterwegs passierten wir den belgischen Posten Mokuangay, sowie verschiedene Ruderer- und Fischerdörfer der Banziri und Buraka, die am nördlichsten Teil des Ubangibogens zu beiden Seiten des Flusses wohnen. Ich werde später noch über diese Völkerschaften berichten.

Abends 6 Uhr erreichten wir Fort de Possel und hielten vor den Gebäuden der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana". Der Agent dieser Gesellschaft, ein Holländer, nahm uns sehr freundlich auf und stellte Unterkunftsräume zur Verfügung. Bei ihm richtete ich das erste Depot der Expedition ein, bestehend aus etwa 160 Lasten verschiedenster Art.

Die Regierungsstation liegt 300 Meter von der Niederlassung der „Compagnie de l'Ouhamé" entfernt, da, wo der Kemofluß in den Ubangi mündet; sie macht ihrem stolzen Namen „Fort" wenig Ehre.

Von irgendwelchen Befestigungen ist keine Rede; wir fanden einen offenen Platz, bestehend aus einigen Lehmhütten mit Strohdächern, in denen die drei Regierungsangestellten und die Magazine untergebracht sind. Seine Bedeutung liegt darin, daß es der Ausgangspunkt für die gesamten Transporte nach Norden, also in das Schari-Tschad-Gebiet, ist. Der Kemo und sein Nebenfluß, der Tomi, sind bis Fort Sibut, auch Krebedje genannt, schiffbar. Die Lasten gehen von hier teils zu Wasser, teils mit Trägern zu Lande nach diesem drei Tagereisen nördlich gelegenen Posten. Auch unsere Expeditionslasten, die für Crampel, Archambault und das Tschadseegebiet bestimmt waren, wurden auf diese Weise weitergesandt. Am dritten Tage unseres Aufenthalts in Fort de Possel machten wir einen Abstecher nach dem einen Tag östlich gelegenen Bessu in das Gebiet der Togbo, welche zu der großen Gruppe der Banda gehören. Dort befindet sich seit Jahren die einzige Missionsstation des Schari-Ubangi-Gebiets, die Station „La Sainte Famille" der Väter vom Heiligen Geist.

Nach siebenstündiger Bootfahrt kamen wir, geplagt von schier unerträglicher Hitze, in Bessu an und wurden von Pater Cotelle, dem Vorsteher der Mission, sehr liebenswürdig aufgenommen. Mit seiner Unterstützung konnte ich hier eine treffliche ethnographische Sammlung der Togbo anlegen und auch den Fragebogen über diesen Stamm gut ausfüllen. Nach Fort de Possel zurückgekehrt, unternahmen wir einen Ausflug von drei Stunden in westlicher Richtung zum Häuptling Yago. Dort stellte ich fest, daß er und seine Leute zum Stamme der Sabanga gehören und daß sie versprengte Teile dieses großen Stammes bei Battinga, südlich von Ndele und südöstlich von Fort Crampel in 18 bis 19 Grad östlicher Länge und $5^1/_2$ bis $6^1/_2$ Grad nördlicher Breite sind. Der Marsch zu Yago war bei dem sehr hohen und scharfen Grase außerordentlich unangenehm, da man sich ständig Gesicht und Hände zerschnitt und obendrein eine Hitze herrschte, wie ich sie in Afrika noch nicht erlebt hatte.



Fort Archambault.

Zweites Kapitel.

Vom Ubangi in die Tschadseeländer.

Am 24. September war endlich der bedeutungsvolle Tag herangekommen, an dem wir mit hundert Trägern den Landmarsch nach Norden antreten konnten. Damit das Wechseln unserer Träger alle zwei bis drei Tage glatt vonstatten gehen konnte, wurde uns vom französischen Gouvernement Herr Bellivier mit zwei Milizsoldaten als Begleitung zugeteilt.

Der Marsch nach Norden geschieht auf einem Wege von ungefähr 3 bis 4 Meter Breite, an welchem fast alle 10 bis 15 Kilometer Lagerplätze mit Wasserstellen eingerichtet sind. Da man meist einen solchen Lagerplatz überschlägt, beträgt die Tagesleistung der Karawane etwa 20 bis 30 Kilometer. Diese Lagerplätze (Abb. 3) bestehen aus ein oder zwei notdürftigen Lehmhäusern für die Europäer, einigen Rundhütten und offenen, viereckigen, mit Stroh gedeckten Schuppen für die Schwarzen und die Reittiere. Ferner findet sich stets ein Haus für den das Lager bewachenden Milizsoldaten (garde-pavillon), welcher oft etwas Gemüse anpflanzt, um es durchreisenden Europäern teuer zu verkaufen. Merkwürdigerweise haben die Franzosen in dieser Kolonie keine Zelte und sind überhaupt für unsere Begriffe für den Marsch mehr als notdürftig ausgerüstet; sie schlafen stets in den Lehmhäusern der Lagerplätze. In Deutsch-Ostafrika hat man auf Befehl der Sanitätsbehörde gerade diese festen Lager an den Verkehrs-

straßen abgebrannt und warnt stets vor der Benutzung früherer Lagerplätze, da diese die Brutstätte vielen Krankheit bringenden Ungeziefers und durch die Ansammlung menschlicher Exkremente in der nächsten Umgebung des Platzes nicht gerade einladend sind. In deutschen Kolonien hat jeder Europäer sein Zelt und ist daher unabhängig von diesen notdürftigen Schutzhütten. Wir erregten mit unserer Zeltausrüstung stets Aufsehen. Da aber die Bandaträger an diese bestimmten Lagerplätze gewöhnt sind, waren auch wir gezwungen, sie zum Lagern zu benutzen, doch zogen wir stets unsere Zelte den fertigen Lehmhütten vor. Ein anderer Umstand, der uns an diese Lager fesselte, war der, daß außerhalb derselben keine Lebensmittel zu erhalten waren. Ferner wurden meist in diesen Lagern alle zwei bis drei Tage die Träger gewechselt, da die Eingeborenen nur innerhalb ihres engsten Heimatgebietes Trägerdienste verrichten.

Im französischen Kongo gibt es keine Berufsträger, wie z. B. in Deutsch-Ostafrika, wo man für die Dauer einer ganzen Reise für viele Monate Träger anwerben kann. Ich erinnere daran, daß wir auf der Expedition 1907/1908 vom Viktoriasee bis tief in den belgischen Kongo hinein 200 Wassukumaträger auf volle 12 Monate mit uns nahmen. Die Leistungsfähigkeit der Träger im französischen Kongo steht auch weit zurück hinter der, die wir bei den Trägern in Deutsch-Ostafrika kennen lernten. Gern verrichten die arbeitsunlustigen Eingeborenen den Trägerdienst nicht. Es bedarf stets eines nicht gelinden Nachdrucks seitens der Verwaltungsbehörde, um die Leute heranzubringen. Diesen Nachdruck darf man getrost als gewaltsame Anwerbung bezeichnen. Daß die Milizsoldaten bei dieser Anwerbung in den Ortschaften gerade sanft verfahren, kann man nicht behaupten. Es ist daher kein Wunder, daß sich die Eingeborenen durch Verlegung ihrer Dörfer und Felder weit von der Verkehrsstraße dem Trägerdienst zu entziehen suchen. Wer die große Route Possel-Crampel entlang marschiert, kann glauben, sich in völlig unbesiedeltem Gebiet zu befinden, denn an dem Wege selbst liegen keine Dörfer. Daher ist auch diese Gegend für ethnographische Studien und Sammlungen

ungeeignet. Die Straße Possel-Crampel wird allerdings stark begangen, denn alle nach dem Schari-Tschad-Gebiet marschierenden und aus ihm zurückkehrenden Europäer kommen hier entlang, da der gesamte Verkehr dorthin bisher immer noch über den Ubangi und Kongo führt und noch nicht über den Benue und Niger geleitet ist. Die Stationschefs an dieser Straße sind lediglich Agenten für die Transporte und für die Stellung von Trägern, weshalb sie sich der Verwaltung ihrer Bezirke so gut wie gar nicht widmen können. Daher kommt es auch, daß diese Herren meistens auf ihren Posten sitzen, sehr selten in ihren Machtbereich hineinkommen und deshalb diesen kaum kennen lernen. Die Verwaltung rechnet auf jeden Eingeborenen durchschnittlich acht Tage Trägerleistung pro Jahr. In Wirklichkeit ist dieses aber durchaus nicht durchgeführt, denn es sind stets die gleichen Dorfleute, die von ihrem Chef dem Bezirkschef zur Trägerarbeit gesandt werden und die, fast heimatlos, ständig unterwegs sind, während ihre Dorfgenossen abseits von der Straße ein faules Dasein führen. Daran ändert auch der verhältnismäßig hohe Tagelohn von Fr. 1,10 nebst freier Verpflegung recht wenig.

Die Zwangsarbeit erschien mir hier viel verbreiteter als irgendwo im belgischen Kongo. Es wurde uns zwar immer wieder versichert, daß die Trägerbeschaffung gar keine Schwierigkeiten bereite. Es war aber nur den scharfen Instruktionen aus Brazzaville zu verdanken, daß wir genügend Träger erhielten; ohne diese Weisungen hätten wir wahrscheinlich keinen einzigen Mann bekommen. Gar oft kommt es vor, daß Soldaten, die zur Trägeranwerbung ausgesandt sind, von den erzürnten Eingeborenen getötet und aufgefressen werden. Ohne große militärische Bedeckung sich abseits der Karawanenroute zu begeben, ist heute noch unmöglich.

Eine andere Einrichtung, die den Postenchef sehr an seinen Sitz fesselt, ist die, daß die Kaufleute nicht im Lande selbst von den Eingeborenen kaufen dürfen, sondern daß alle Erzeugnisse des Landes, wie Elfenbein und Kautschuk, auf den Posten gebracht werden müssen, um dort unter Vermittlung des Beamten an den Kaufmann verkauft zu

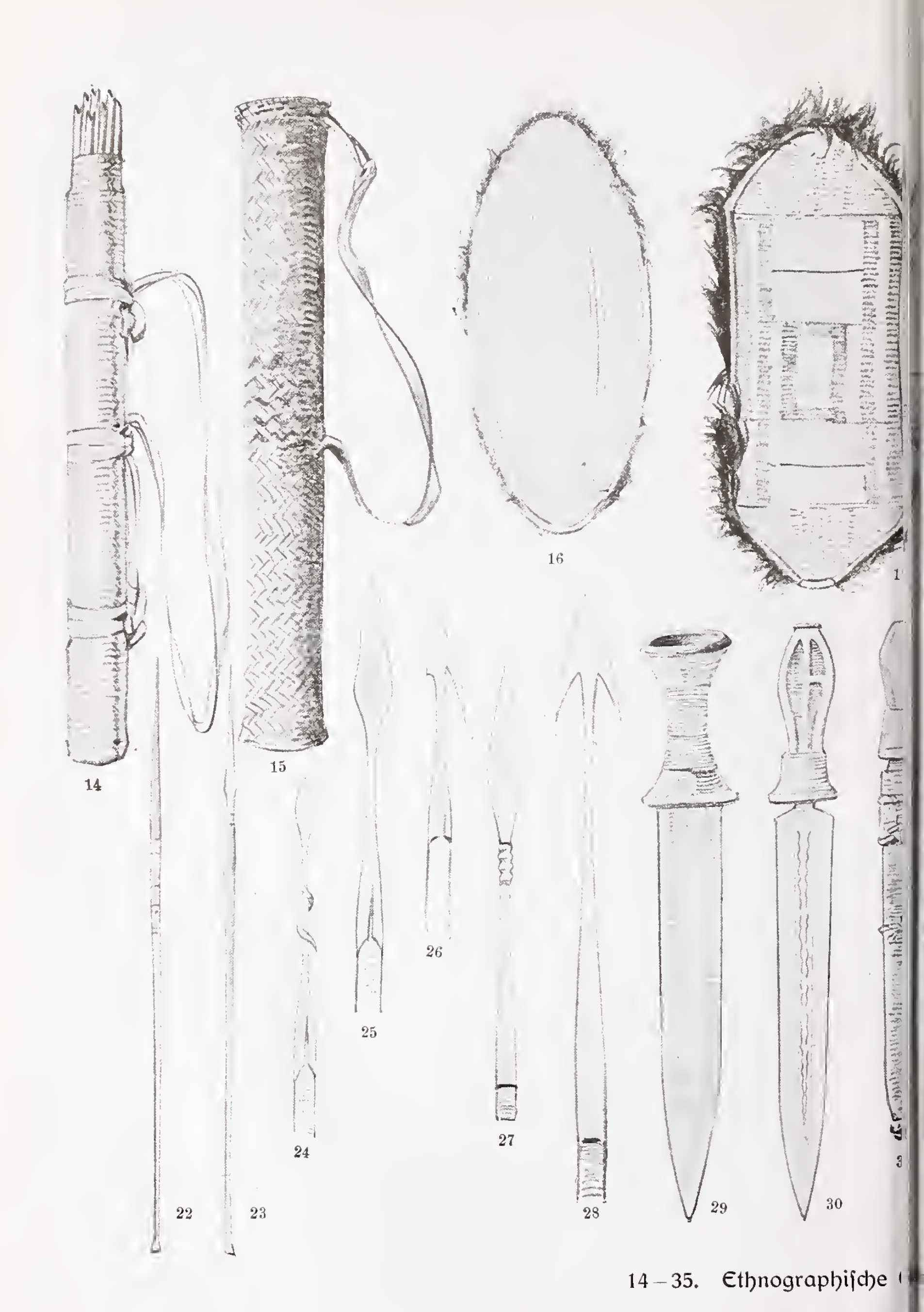
werden. Diese Maßnahme schiebt allerdings der Ausbeutung der Eingeborenen durch unlautere kaufmännische Elemente, die sich in jeder Kolonie einfinden, einen Riegel vor und läßt sich bei dem vorläufig geringen Handel, der sich meistens in der Hand einiger Konzessionsgesellschaften befindet, einstweilen noch durchführen. Bei ausgedehnterem Handel in spätern Jahren wird diese Einrichtung aber auf Schwierigkeiten stoßen.

Die Hauptkonzessionsgesellschaft in dem Gebiete nördlich des Ubangi, westlich der Linie Krebedje-Nana-Crampel ist die „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana", nach den Flüssen Nana und Uhame genannt. Diese Gesellschaft hat für die Erzeugnisse aus ihrem Konzessionsgebiet das Vorkaufsrecht, was gleichbedeutend ist mit dem alleinigen Recht, in diesen Gebieten Kautschuk und Elfenbein aufzukaufen. Sie ist dafür verpflichtet, jährlich eine bestimmte Anzahl von Kautschukbäumen anzupflanzen. Die einzige derartige Pflanzung trafen wir bei Nana. Eine andere Handelsgesellschaft ist die „Compagnie Ruet" in Dekoa, die aber keine Konzession hat und daher vom Freihandel aus den Gebieten östlich der großen Route lebt.

Ist der Marsch auf der großen Straße an sich schon eintönig, so wird dies dadurch noch verschlimmert, daß die Landschaft so gut wie gar keine Reize bietet. Wir marschierten ständig durch dichtes, übermannshohes Gras und hatten viel unter Regen und infolgedessen auch durch ausgedehnte Sümpfe und angeschwollene Wasserläufe zu leiden. Von Wild war in dem hohen Grase nichts zu sehen, obgleich große Mengen von Wasserböcken, Schirr- und Grasantilopen, sowie Büffel vorhanden waren. Als einziges Wild zeigte sich ab und zu ein Perlhuhn oder ein Affe. Erst mit der Zeit des Grasbrennens in den Monaten Januar und Februar verbessern sich die Jagdaussichten. Es war daher kein Wunder, daß der Marsch auf dieser langweiligen Route nicht gerade zu den schönsten Eindrücken unserer Reise zählte. Als Reittiere hatten wir in Possel kleine, stark ausgehungerte, schlechtgepflegte Ponys erhalten. Diese Pferdchen waren von den Tsetsefliegen arg zerstochen und trugen den Todeskeim in sich. Wir zogen es daher meistens vor, zu Fuß zu gehen, anstatt diese armen Tiere zu belasten.

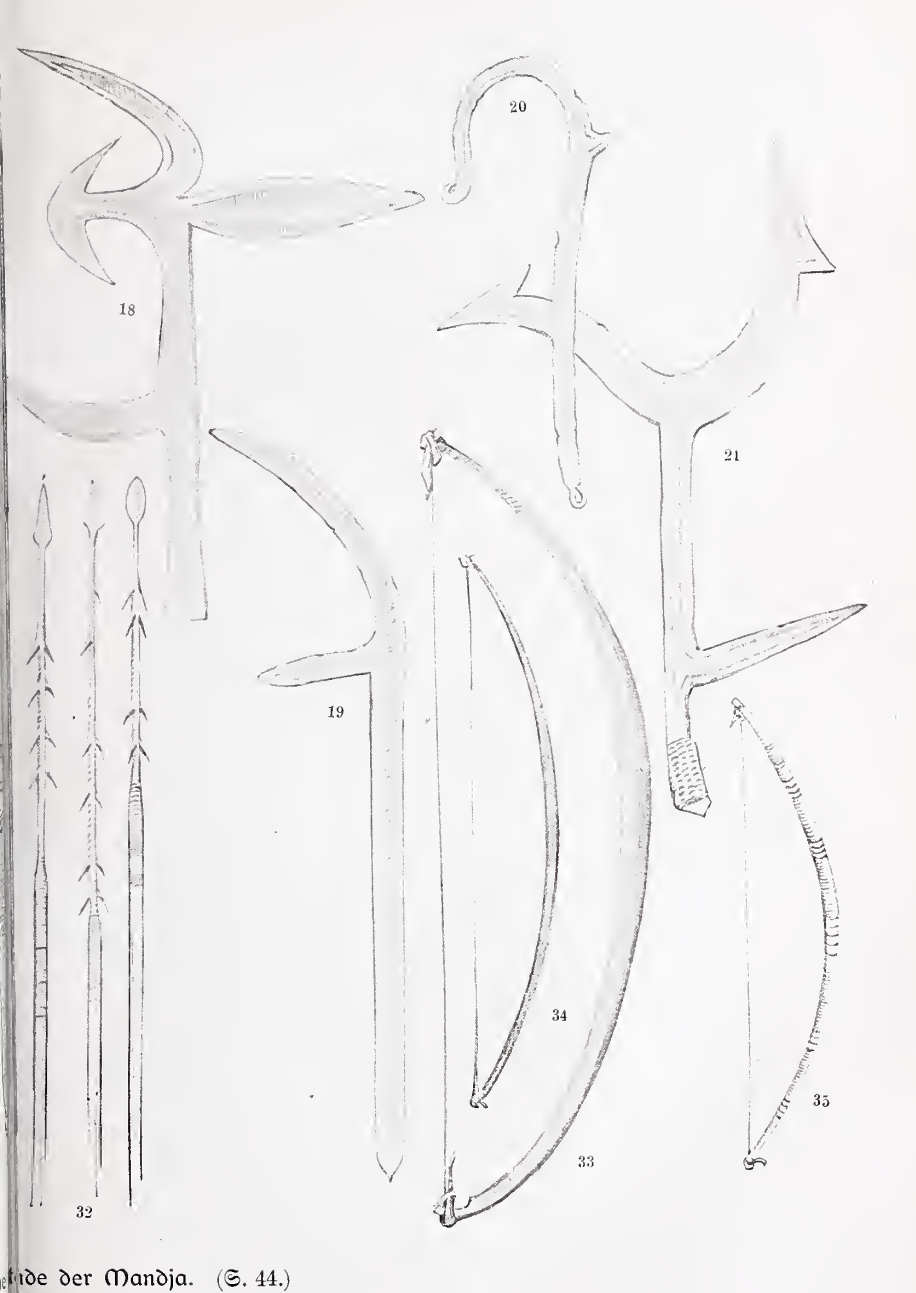


13. Tanz der Mandjafrauen. (S. 43.)



14 – 35. Ethnographische (

14. Köcher. 15. Geflochtener Köcher. 16. und 17. Schilde. 18—21. Wurfmesser.



...de der Mandja. (S. 44.)

...Holzpfeile. 24—28. Lanzen. 29—31. Dolche. 32. Eisenspitzen. 33—35. Bogen.



36. Wasserfall des Nanaflusses. (S. 45.)

bis zu unserm neuen Lager zurückzulegen hatte. Der Elefant wurde erst drei Tage später im dichten Busch von Eingeborenen verendet aufgefunden. Auch der Herzog traf einige Wochen später Herrn Coquelin und berichtet in seinem Tagebuche darüber folgendes:

„Am 17. Oktober machte ich mit Herrn Coquelin eine sehr lange, resultatlose Jagd auf Elefanten. Von 5 bis 8 Uhr morgens marschierten wir, ohne frische Fährten gefunden zu haben, im hohen ‚brousse' herum und kamen schließlich zu einem kleinen Dorfe, dessen Bewohner wir mit negativem Erfolg nach Elefanten ausfragten. Wir ließen uns daher zu einem andern Dorfe führen, wo wir gegen 10½ Uhr anlangten. Von dort sandten wir nach drei verschiedenen Richtungen Kundschafter aus und erhielten um 12 Uhr mittags die Nachricht, es seien frische Elefantenfährten gefunden worden. Inzwischen hatten wir einige gekochte Bohnen und Süßkartoffeln genossen. Da mein Boy meine Feldflasche vergessen hatte, so war ich zum Genuß von Flußwasser verurteilt, das wirklich nicht nach Veilchen duftete. Um 1½ Uhr kamen wir auf die Fährten und verfolgten diese bis 4½ Uhr, während die Elefanten durch Gras und Sumpf, über Hügel und durch Täler immer vor uns herzogen. Entmutigt gaben wir die Suche endlich auf und machten uns bei sinkender Sonne auf den Heimweg. Zum Glück schien der Mond, sonst hätten wir den Weg nicht gefunden, zumal wir drei im dichten Hochwald liegende Sümpfe zu passieren hatten. Nach zwei Stunden Marschierens fragten wir einen unserer mitgehenden Elefantenführer nach der Länge des Heimwegs. Zu unserm Schrecken deutete er auf den schräge stehenden Mond und dann mit der Hand senkrecht. Dies bedeutete: wenn der Mond im Zenit steht, werdet ihr zuhause sein, also frühestens in sechs Stunden! Zum Überfluß zog bald darauf ein Ungewitter auf, so daß wir in völliger Dunkelheit, die nur durch heftige Blitze unterbrochen wurde, dahinstolperten. Total durchnäßt erreichten wir um 10 Uhr abends das Überschwemmungsgebiet vor unserm Lager, wateten bis an die Hüften hindurch und standen nach dieser letzten Schwierigkeit vor unsern Zelten. Von mittags 12 Uhr ab waren wir auf den Beinen und im ganzen

waren wir 17 Stunden abwesend gewesen, von denen wir 15 auf dem Marsch zugebracht hatten; wir hatten etwa 60 Kilometer zurückgelegt."

Aus diesem Bericht ersieht man, mit welchen Schwierigkeiten derartige Elefantenpirschgänge verbunden sind. Coquelin nahm wenige Monate später ein trauriges Ende. Im Begriff, seinen 107. Elefanten zur Strecke zu bringen, wurde er von diesem angegriffen und von dessen Stoßzähnen durchbohrt. Merkwürdigerweise lebte er trotz der außerordentlich schweren Verletzungen noch so lange, bis er nach Bangi geschafft worden war; er starb dort im Hospital.

In dem nächsten Lager hinter Bottinga, in Mbru, wurden bereits zum ersten Male unsere Träger gewechselt. Da es zwei Tage dauerte, bis die Leute herangebracht waren, benutzte ich die Zeit zu ethnographischen Studien.

Die Mbru sind ein Unterstamm der Banda und sitzen in der gleichnamigen Landschaft zu beiden Seiten der Route Possel-Krebedje. In ihren Sitten und Gebräuchen fand ich wenig Abweichung von denen der bisher besuchten Bandastämme, wie den Togbo, Sabanga usw.

Zwei weitere Marschtage führten uns nach Fort Sibut oder Krebedje, in das Land der Ndi, ebenfalls ein Bandastamm. Die Regierungsstation und die Zentrale der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana", die sich hier befinden, sind durch den sonst drei Meter breiten Tomifluß getrennt, der gerade jetzt auf 40 Meter angeschwollen war. Der Bezirkschef Herr Coupé und der Direktor der genannten Gesellschaft unterstützten uns auf das freundlichste. Dicht bei der Station befand sich das Lager eines französischen Offiziers, der einer Kommission zur Erkundung und Bau einer Automobilstraße Krebedje-Crampel angehörte. Jetzt wird wohl diese Straße bereits dem Betrieb übergeben und damit werden die Transportschwierigkeiten in diesem Gebiet bedeutend vermindert sein. Am allermeisten werden sich über die Vollendung dieser Straße die Eingeborenen freuen, da sie dadurch von den ihnen verhaßten Trägerdiensten etwas entlastet werden und sich mehr der Bebauung ihrer Felder zuwenden können. Über das Lager Poku und das hochgelegene Ungurras und damit

über die Wasserscheide zwischen den Flußsystemen des Schari und Ubangi marschierten wir in drei Tagen bis Dekoa, einem kleinen, mehr als primitiven Verwaltungsposten in dem Gebiete, wo Banda- und Mandja-Bevölkerung gemischt vorkommt.

Während Heims und Röder auf der Karawanenroute direkt nach Norden weitermarschierten, um mich in Nana Ke zu erwarten, machte ich einen achttägigen Ausflug in das Gebiet westlich von Dekoa, um mit dem Volk der Mandja in nähere Berührung zu kommen. Zunächst marschierte ich nach Südwesten, dann weiter nach Westen bis an den Kumifluß, diesen entlang nach Norden und von da nach Osten zum Lager Nana. Ganz vorzügliche Dolmetscher ermöglichten mir, von den Eingeborenen meine Fragen über Sitten und Gebräuche des Stammes beantwortet zu erhalten und reichhaltige ethnographische Sammlungen anzulegen. In den ersten Tagen fanden wir die Dörfer voller Menschen, später aber am Kumi, im Bezirk des Postens Buka, waren die Bewohner zu unserm Leidwesen entflohen. Es war dort erst vor kurzem ein Milizsoldat von den Eingeborenen ermordet und aufgefressen worden. Daher war das Gewissen der Eingeborenen nicht rein, und sie fürchteten, daß ich zu ihrer Bestrafung herbeigeeilt sei. Die überall noch brennenden Lager- und Hausfeuer zeugten davon, daß die Flucht erst kurz vor unserm Anrücken stattgefunden hatte.

Größere Dorfanlagen findet man im Gebiet der Mandja überhaupt nicht, sondern man sieht stets nur wenige Hütten (Abb. 10) auf einem Platze beisammen. In deren unmittelbarer Umgebung befinden sich stets einige Lebensmittelspeicher und die typischen Medizin- und Fetischhäuschen, umgeben von allerlei kleinen verschiedenen Vorrichtungen, die dem Aberglauben der Mandja ihr Dasein verdanken.

Überall, auch da, wo wir reichlich Bewohner vorfanden, stellte es sich stets als sehr schwierig heraus, für unsere wenigen Leute Verpflegung zu erhalten. Selbst dringende Ermahnungen an den Chef oder Häuptling änderten daran nichts. Die Häuptlinge, deren es im Gebiet der Mandja sehr viele gibt, haben gar keinen Einfluß auf ihre Untertanen, denn die Staatsform der Mandja ist die krasseste Demokratie.

Der Chef kann keinen seiner Leute bestrafen und hat keinerlei Mittel, um sich Gehorsam zu erzwingen. Eine Gerichtsbarkeit existiert nicht, vielmehr ist jeder auf Selbsthilfe angewiesen. Daher spielt auch die Blutrache eine große Rolle.

Um Schuldige herauszufinden, wird die Gift- und Feuerprobe angewandt. Ist jemand eines Diebstahls angeklagt, so muß er die Hand in ein Feuer halten; verbrennt er sich, so gilt er als der Schuldige. In einem andern Fall muß der einer Schuld Verdächtige Gift trinken; stirbt er daran, so ist seine Schuld erwiesen, im gegenteiligen Falle seine Unschuld.

Es würde zu weit führen, die verschiedenen Sitten und Gebräuche der Mandja zu schildern; ich will nur einiges, was allgemeines Interesse haben dürfte, hervorheben (Abb. 8, 9, 11, 12).

Gar oft schon habe ich auf meinen verschiedenen Reisen in Afrika versucht, Erhebungen über das Alter der Negerkinder anzustellen. Mit europäischen Kindern verglichen, überschätzt man das Alter der eingeborenen Kinder in Afrika stets, denn die körperliche Entwicklung der Neger geht viel schneller vor sich als die der Europäer. So sind die Negermädchen mit zehn Jahren meist schon so entwickelt wie bei uns die achtzehnjährigen. Es war mir daher wertvoll, zur ungefähren Bestimmung des Alters Anhaltspunkte zu finden.

Durch Vergleich vieler Mandjakinder konnte ich feststellen, daß die Körperdeformationen in bestimmtem Alter vorgenommen werden. Ungefähr im Alter von vier Jahren werden dem Kinde beide Ohrläppchen durchbohrt, im Alter von fünf Jahren geschieht dies mit den Nasenflügeln, ein Jahr später mit der Oberlippe, wiederum ein Jahr später mit der Unterlippe. Etwa im achten Jahre werden die Schneidezähne spitz gefeilt, im neunten Jahre findet für beide Geschlechter die Beschneidung statt. Bereits im zehnten Jahre, also nach der Beschneidung, sind die Kinder geschlechtsreif, und die Mädchen heiraten schon in diesem Alter.

Neben den Beschneidungsfestlichkeiten haben im Leben der Mandja die Samalizeremonien besondere Wichtigkeit. Sobald die Kinder beiderlei Geschlechts erwachsen sind, müssen sie drei Monate lang abgeschieden von ihrem Dorf und ihren Verwandten in provisorischen Hütten

Je weiter man nach Norden kam, desto besser wurde es mit dem Pferde- und auch mit dem Menschenmaterial. Während in den Tschadseegebieten islamitische Bevölkerung vorherrscht, findet man am Ubangi und nördlich davon bis zum Süden von Bagirmi rein heidnische Stämme. Man hat es bei diesen Heiden mit fünf Gruppen zu tun, von denen die ersten vier Menschenfresser sind.

Die erste ist eine Gruppe von Fischerstämmen, die an den Ufern des Ubangi sitzen, die Buaka, Buraka und Banziri.

Die zweite ist die große Gruppe der Banda, die sämtlich, mit wenigen Dialektabweichungen, die Bandasprache sprechen. Diese Banda sitzen, im allgemeinen gesagt, östlich der großen, von uns begangenen Verkehrsroute und des Schari. Man findet aber auch viele Stämme westlich von dieser Linie, sowie am Ubangi und sogar südlich dieses Flusses, z. B. die Ngobu, Banza usw.

Die Banda haben sich scheinbar aus ihrer frühern Heimat Dar-Banda unter dem Druck der arabischen Sklavenhändler und namentlich geängstigt durch den afrikanischen Eroberer Rabeh immer mehr nach Westen, Südwesten und Süden vorgeschoben. Zu ihnen gehören eine Unmenge kleiner Stämme, die insbesondere im Gebiet zwischen Possel und Crampel bunt durcheinander gewürfelt sitzen. Da gibt es die Sabanga, die Ngao, die Wadda, die Baba, die Lagba, die Togbo, die Ngapu, die Ngobu, die Mbru, die Mbagga, die Ndi, die Mbi, die Ka, die Ungurra und andere mehr. Nahe verwandt mit ihnen sind die Longuassi zu beiden Seiten des Kuangoflusses, sowie die Bubu und Yagba nördlich von Mobaye. Die Verteilung dieser Stämme ist aus der von mir entworfenen Völkerkarte ersichtlich, die diesem Bande beigegeben ist. Im wesentlichen sind sich diese Banda ziemlich gleich an Sitten und Gebräuchen, Waffen, Ackerbau, Handwerk und Sprache. Groß- und Kleinvieh fehlt in ihrem Gebiet gänzlich.

Die dritte Gruppe, die uns auf dem Marsch nach Norden entgegentrat, waren die Mandja. Sie sitzen hauptsächlich westlich der Linie Dekoa-Crampel und sind mit den Baya zusammenzustellen, die in dem großen Gebiet westlich des Schari bis zur bisherigen Grenze

von Deutsch-Kamerun und selbst bis nach Deutsch-Kamerun hinein wohnen. Zu ihnen gehört auch die Gruppe der Baka-Mandja. Die Sprache der Mandja ist von der Bandasprache gänzlich verschieden. Scheinbar sind die Mandja vor den Banda, die sich als die Stärkeren erwiesen, immer mehr nach Westen zurückgewichen. Östlich der Linie Dekoa-Crampel findet man allerdings heute noch eine Zone, in welcher Banda- und Mandja-Dörfer gemischt vorkommen.

Die vierte Gruppe sind die Nduka, die hauptsächlich östlich des Gribingi sitzen, doch gehören zu ihr verschiedene kleine Stämme westlich des Gribingi, wie die Tani, Dagba, Dongura usw.

Die fünfte Gruppe schließlich sind die Sara, westlich, östlich und nördlich von Fort Archambault. Zu diesen gehören aber auch die Ngama (Abb. 7) und Tele an der Westseite des Schari, in dem Gebiet südlich von Archambault. —

In dem ersten Lager hinter Kemo, in Bottinga, trafen wir den Elefantenjäger Coquelin, eine Hünengestalt mit langwallendem schwarzem Lockenhaar und Vollbart. Dieser hatte in den letzten 18 Monaten nicht weniger als 106 Elefanten erlegt und sich dadurch bereits ein schönes Vermögen erworben. Kurzsichtigerweise tritt das französische Gouvernement derartigem Massenmord nicht entgegen und verlangt auch nicht einmal irgendwelche Schußgelder. Wildschutz und Jagdreservate sind im französischen Kongo heute leider noch unbekannte Begriffe.

Coquelin hatte sich angewöhnt, ganz ohne europäischen Komfort wie ein Eingeborener zu leben. Sein gesamtes Gepäck bestand aus einem alten, zusammenlegbaren Feldbett und einem Kochkessel. Da am nächsten Morgen Elefanten dicht am Lager gespürt worden waren, so ging ich mit Coquelin im dichten Busch und hohen Gras den Fährten nach. Nachdem wir diesen drei Stunden lang nachgekrochen waren, fanden wir einen mittelgroßen Elefanten, auf den ich einen Kopfschuß anbringen konnte. Leider suchte das Tier stark schweißend das Weite. Wir folgten gegen zwei Stunden lang der mit Schweiß bedeckten Fährte; ich mußte dann jedoch die weitere Suche Herrn Coquelin überlassen, da ich an demselben Tage noch einen siebenstündigen Marsch

bis zu unserm neuen Lager zurückzulegen hatte. Der Elefant wurde erst drei Tage später im dichten Busch von Eingeborenen verendet aufgefunden. Auch der Herzog traf einige Wochen später Herrn Coquelin und berichtet in seinem Tagebuche darüber folgendes:

„Am 17. Oktober machte ich mit Herrn Coquelin eine sehr lange, resultatlose Jagd auf Elefanten. Von 5 bis 8 Uhr morgens marschierten wir, ohne frische Fährten gefunden zu haben, im hohen ‚brousse‘ herum und kamen schließlich zu einem kleinen Dorfe, dessen Bewohner wir mit negativem Erfolg nach Elefanten ausfragten. Wir ließen uns daher zu einem andern Dorfe führen, wo wir gegen 10½ Uhr anlangten. Von dort sandten wir nach drei verschiedenen Richtungen Kundschafter aus und erhielten um 12 Uhr mittags die Nachricht, es seien frische Elefantenfährten gefunden worden. Inzwischen hatten wir einige gekochte Bohnen und Süßkartoffeln genossen. Da mein Boy meine Feldflasche vergessen hatte, so war ich zum Genuß von Flußwasser verurteilt, das wirklich nicht nach Veilchen duftete. Um 1½ Uhr kamen wir auf die Fährten und verfolgten diese bis 4½ Uhr, während die Elefanten durch Gras und Sumpf, über Hügel und durch Täler immer vor uns herzogen. Entmutigt gaben wir die Suche endlich auf und machten uns bei sinkender Sonne auf den Heimweg. Zum Glück schien der Mond, sonst hätten wir den Weg nicht gefunden, zumal wir drei im dichten Hochwald liegende Sümpfe zu passieren hatten. Nach zwei Stunden Marschierens fragten wir einen unserer mitgehenden Elefantenführer nach der Länge des Heimwegs. Zu unserm Schrecken deutete er auf den schräge stehenden Mond und dann mit der Hand senkrecht. Dies bedeutete: wenn der Mond im Zenit steht, werdet ihr zuhause sein, also frühestens in sechs Stunden! Zum Überfluß zog bald darauf ein Ungewitter auf, so daß wir in völliger Dunkelheit, die nur durch heftige Blitze unterbrochen wurde, dahinstolperten. Total durchnäßt erreichten wir um 10 Uhr abends das Überschwemmungsgebiet vor unserm Lager, wateten bis an die Hüften hindurch und standen nach dieser letzten Schwierigkeit vor unsern Zelten. Von mittags 12 Uhr ab waren wir auf den Beinen und im ganzen

waren wir 17 Stunden abwesend gewesen, von denen wir 15 auf dem Marsch zugebracht hatten; wir hatten etwa 60 Kilometer zurückgelegt."

Aus diesem Bericht ersieht man, mit welchen Schwierigkeiten derartige Elefantenpirschgänge verbunden sind. Coquelin nahm wenige Monate später ein trauriges Ende. Im Begriff, seinen 107. Elefanten zur Strecke zu bringen, wurde er von diesem angegriffen und von dessen Stoßzähnen durchbohrt. Merkwürdigerweise lebte er trotz der außerordentlich schweren Verletzungen noch so lange, bis er nach Bangi geschafft worden war; er starb dort im Hospital.

In dem nächsten Lager hinter Bottinga, in Mbru, wurden bereits zum ersten Male unsere Träger gewechselt. Da es zwei Tage dauerte, bis die Leute herangebracht waren, benutzte ich die Zeit zu ethnographischen Studien.

Die Mbru sind ein Unterstamm der Banda und sitzen in der gleichnamigen Landschaft zu beiden Seiten der Route Possel-Krebedje. In ihren Sitten und Gebräuchen fand ich wenig Abweichung von denen der bisher besuchten Bandastämme, wie den Togbo, Sabanga usw.

Zwei weitere Marschtage führten uns nach Fort Sibut oder Krebedje, in das Land der Ndi, ebenfalls ein Bandastamm. Die Regierungsstation und die Zentrale der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana", die sich hier befinden, sind durch den sonst drei Meter breiten Tomifluß getrennt, der gerade jetzt auf 40 Meter angeschwollen war. Der Bezirkschef Herr Coupé und der Direktor der genannten Gesellschaft unterstützten uns auf das freundlichste. Dicht bei der Station befand sich das Lager eines französischen Offiziers, der einer Kommission zur Erkundung und Bau einer Automobilstraße Krebedje-Crampel angehörte. Jetzt wird wohl diese Straße bereits dem Betrieb übergeben und damit werden die Transportschwierigkeiten in diesem Gebiet bedeutend vermindert sein. Am allermeisten werden sich über die Vollendung dieser Straße die Eingeborenen freuen, da sie dadurch von den ihnen verhaßten Trägerdiensten etwas entlastet werden und sich mehr der Bebauung ihrer Felder zuwenden können. Über das Lager Poku und das hochgelegene Ungurras und damit

über die Wasserscheide zwischen den Flußsystemen des Schari und Ubangi marschierten wir in drei Tagen bis Dekoa, einem kleinen, mehr als primitiven Verwaltungsposten in dem Gebiete, wo Banda- und Mandja-Bevölkerung gemischt vorkommt.

Während Heims und Röder auf der Karawanenroute direkt nach Norden weitermarschierten, um mich in Nana Ke zu erwarten, machte ich einen achttägigen Ausflug in das Gebiet westlich von Dekoa, um mit dem Volk der Mandja in nähere Berührung zu kommen. Zunächst marschierte ich nach Südwesten, dann weiter nach Westen bis an den Kumifluß, diesen entlang nach Norden und von da nach Osten zum Lager Nana. Ganz vorzügliche Dolmetscher ermöglichten mir, von den Eingeborenen meine Fragen über Sitten und Gebräuche des Stammes beantwortet zu erhalten und reichhaltige ethnographische Sammlungen anzulegen. In den ersten Tagen fanden wir die Dörfer voller Menschen, später aber am Kumi, im Bezirk des Postens Buka, waren die Bewohner zu unserm Leidwesen entflohen. Es war dort erst vor kurzem ein Milizsoldat von den Eingeborenen ermordet und aufgefressen worden. Daher war das Gewissen der Eingeborenen nicht rein, und sie fürchteten, daß ich zu ihrer Bestrafung herbeigeeilt sei. Die überall noch brennenden Lager- und Hausfeuer zeugten davon, daß die Flucht erst kurz vor unserm Anrücken stattgefunden hatte.

Größere Dorfanlagen findet man im Gebiet der Mandja überhaupt nicht, sondern man sieht stets nur wenige Hütten (Abb. 10) auf einem Platze beisammen. In deren unmittelbarer Umgebung befinden sich stets einige Lebensmittelspeicher und die typischen Medizin- und Fetischhäuschen, umgeben von allerlei kleinen verschiedenen Vorrichtungen, die dem Aberglauben der Mandja ihr Dasein verdanken.

Überall, auch da, wo wir reichlich Bewohner vorfanden, stellte es sich stets als sehr schwierig heraus, für unsere wenigen Leute Verpflegung zu erhalten. Selbst dringende Ermahnungen an den Chef oder Häuptling änderten daran nichts. Die Häuptlinge, deren es im Gebiet der Mandja sehr viele gibt, haben gar keinen Einfluß auf ihre Untertanen, denn die Staatsform der Mandja ist die krasseste Demokratie.

Der Chef kann keinen seiner Leute bestrafen und hat keinerlei Mittel, um sich Gehorsam zu erzwingen. Eine Gerichtsbarkeit existiert nicht, vielmehr ist jeder auf Selbsthilfe angewiesen. Daher spielt auch die Blutrache eine große Rolle.

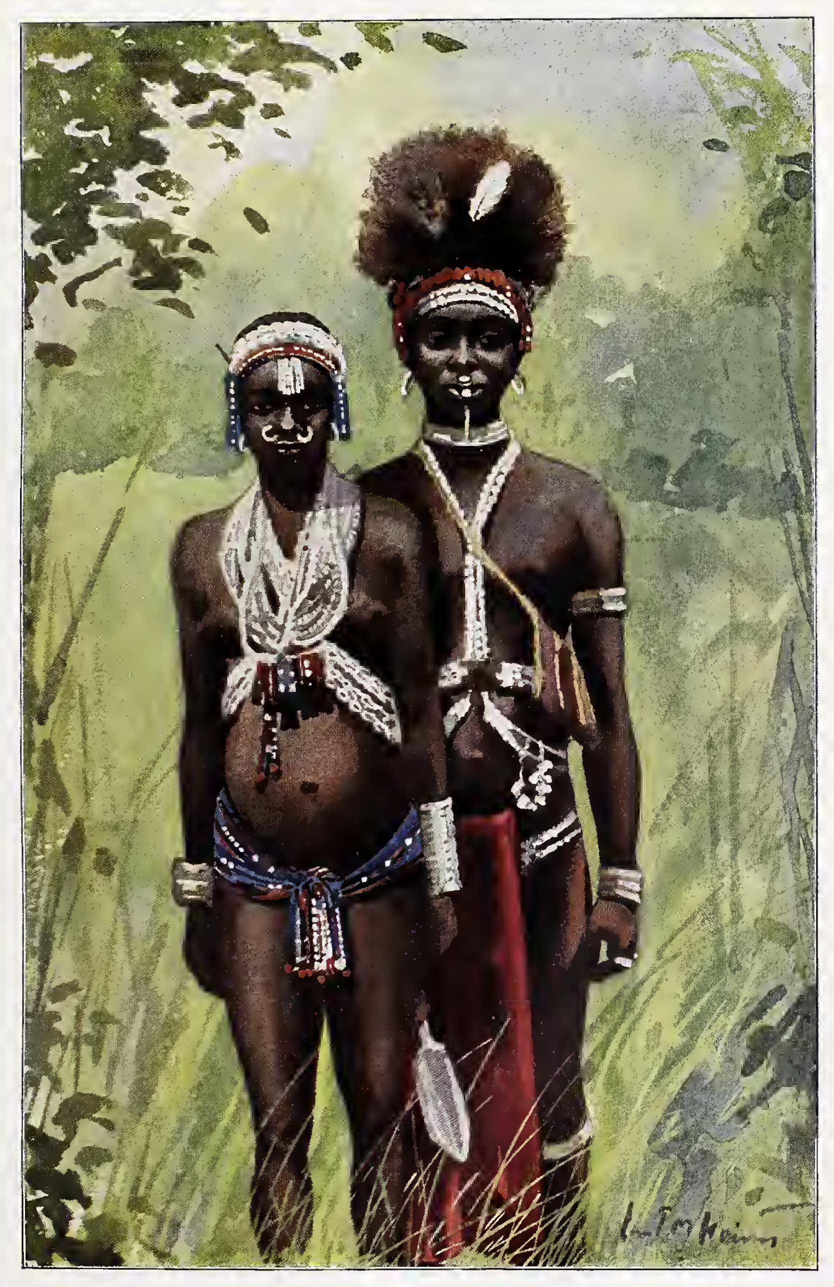
Um Schuldige herauszufinden, wird die Gift- und Feuerprobe angewandt. Ist jemand eines Diebstahls angeklagt, so muß er die Hand in ein Feuer halten; verbrennt er sich, so gilt er als der Schuldige. In einem andern Fall muß der einer Schuld Verdächtige Gift trinken; stirbt er daran, so ist seine Schuld erwiesen, im gegenteiligen Falle seine Unschuld.

Es würde zu weit führen, die verschiedenen Sitten und Gebräuche der Mandja zu schildern; ich will nur einiges, was allgemeines Interesse haben dürfte, hervorheben (Abb. 8, 9, 11, 12).

Gar oft schon habe ich auf meinen verschiedenen Reisen in Afrika versucht, Erhebungen über das Alter der Negerkinder anzustellen. Mit europäischen Kindern verglichen, überschätzt man das Alter der eingeborenen Kinder in Afrika stets, denn die körperliche Entwicklung der Neger geht viel schneller vor sich als die der Europäer. So sind die Negermädchen mit zehn Jahren meist schon so entwickelt wie bei uns die achtzehnjährigen. Es war mir daher wertvoll, zur ungefähren Bestimmung des Alters Anhaltspunkte zu finden.

Durch Vergleich vieler Mandjakinder konnte ich feststellen, daß die Körperdeformationen in bestimmtem Alter vorgenommen werden. Ungefähr im Alter von vier Jahren werden dem Kinde beide Ohrläppchen durchbohrt, im Alter von fünf Jahren geschieht dies mit den Nasenflügeln, ein Jahr später mit der Oberlippe, wiederum ein Jahr später mit der Unterlippe. Etwa im achten Jahre werden die Schneidezähne spitz gefeilt, im neunten Jahre findet für beide Geschlechter die Beschneidung statt. Bereits im zehnten Jahre, also nach der Beschneidung, sind die Kinder geschlechtsreif, und die Mädchen heiraten schon in diesem Alter.

Neben den Beschneidungsfestlichkeiten haben im Leben der Mandja die S a m a l i z e r e m o n i e n besondere Wichtigkeit. Sobald die Kinder beiderlei Geschlechts erwachsen sind, müssen sie drei Monate lang abgeschieden von ihrem Dorf und ihren Verwandten in provisorischen Hütten



Junge Mandja im Samali-Festkostüm.
Aquarell von E. M. Heims.

leben. Unter der Leitung eines Fetischmannes werden sie in die Geschichte, in die Sitten und Gebräuche ihres Stammes eingeweiht und erlernen eigenartige Tänze und Gesänge, sowie eine besondere Geheimsprache, die Samalisprache. Nach Ablauf von drei Monaten beginnt das Samalifest, zu welchem ein besonderes Festkostüm angelegt wird. Bei den Weibern besteht dies aus kurzen Grasschürzchen und reichem Kaurimuschelbehang auf Brust und Schultern, bei den Männern aus Strohmützen mit bunten Federn (s. bunte Tafel).

Jung und Alt zieht bei Neumond an die Stelle im Walde, wo die Samalischüler sich während der oben geschilderten Zeit aufgehalten haben, und unter Tanz und Gesang werden diese in das Dorf zurückgeleitet. Dort erhalten sie unter Vornahme bestimmter Zeremonien einen neuen Namen und treten damit als vollberechtigt in den Samalibund ein. An diese Zeremonien schließen sich große Trinkgelage und Festlichkeiten an, bei denen das sehr berauschende Maisbier eine große Rolle spielt. Als ich das Land der Mandja durchzog, hatte ich öfter Gelegenheit, die nicht unmelodischen Samaligesänge zu hören und den Tänzen zuzusehen (Abb. 13).

Die Mandja leben teils vom Ackerbau, teils von der Jagd. Als einzige Haustiere findet man bei ihnen kleine, gelbe, spitzohrige Hunde und sehr magere Hühner. Groß- und Kleinvieh ist überhaupt nicht vorhanden. In der Trockenzeit wird fleißig gejagt; wenn aber die Jagd nicht genügend Fleischnahrung abwirft, hält man sich an Menschenfleisch. Mir gegenüber haben die Mandja ihren Kannibalismus nicht so ohne weiteres zugegeben wie die Flußbewohner des Kongo und Ubangi, doch verrieten mir die vorhandenen Opferplätze und die umherliegenden Schädel und Gerippe genug.

Der zweite Teil meiner Exkursion ins Mandjagebiet gestaltete sich recht wenig angenehm, da der Himmel ständig seine Schleusen öffnete und wir täglich gegen zwanzigmal Flüsse und Sümpfe, die von den Franzosen so wenig geschätzten Marigots, manchmal bis an den Hals im Wasser zu passieren hatten. Auch sonst war der Marsch im dichten, hohen Grase und in dem Dornenbusch sehr beschwerlich, so daß

wir manche Hautverletzung davontrugen. Leider verlor ich bei den Flußübergängen auch verschiedene wertvolle Lasten. Einer meiner photographischen Apparate fiel ins Wasser und verdarb vollständig, ebenso alle auf der Tour gemachten Aufnahmen. Die Führer, die wir aufgegriffen hatten, führten uns teils aus Furcht, teils aus Niedertracht falsch, so daß wir viele Umwege machen und uns oft den Weg erst durch den Busch bahnen mußten. Recht erschöpft kam ich daher in Nana nach sehr schwierigem Überschreiten des gleichnamigen, sehr reißenden Flusses an. Dabei kenterte ich mit einem schmalen Kanu mit meinen Lasten und mußte mich durch Schwimmen retten. Auf der Kautschukpflanzung der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana" wurde ich von Herrn Martin mit trockenen Kleidern versehen, da auf mein Gepäck, welches ja teilweise im Fluß lag, vor Abend nicht zu rechnen war.

Dort fand ich Feldwebel Röder, der mich beim Herbeischaffen und Übersetzen meiner Lasten und Leute trefflich unterstützte. Leider brachte er mir die traurige Nachricht, daß Heims schwer erkrankt im Lager Nana Ke liege. Bald nach meinem Abmarsch aus Dekoa hatte sich bei ihm hohes Fieber, sowie starker Durchfall eingestellt, und durch den Weitermarsch hatte sich sein Zustand nicht gerade verbessert. Röder hatte daher in dem drei Tage nördlich gelegenen Fort Crampel um ärztliche Hilfe gebeten. Zufälligerweise befand sich dort ein durchreisender Militärarzt, der auch bald in Eilmärschen herankam. Da ich Heims recht elend fand, beschloß ich, vorläufig im Lager Nana Ke zu bleiben und unsere Träger zu entlassen. Ich konnte die Zeit dort zu weitern ethnographischen Studien über die Mandja benutzen und eine reichhaltige ethnographische Sammlung dieses Stammes nach der Heimat absenden (Abb. 14—35). Auch zur Erledigung meiner Korrespondenz und Nachtragung meines Tagebuchs war mir die unfreiwillige Ruhepause recht willkommen.

Nana war bis vor kurzem ein Verwaltungsposten, der aber infolge der Verlegung der Subdivision von Ungurras nach Dekoa vor einem Monat aufgelöst worden war. Die Gebäude waren daher in besserm Zustande als sonst auf den Lagerposten der Verkehrsroute.

Am 16. Oktober ging es Heims bereits besser. Am 19. erhielten wir, seitdem wir uns in Libenge verabschiedet hatten, die erste Nachricht von Seiner Hoheit, daß er Bangi passiert habe und bereits in Fort Sibut eingetroffen sei, daß Schubotz zu zoologischen Studien noch im Bezirk Libenge geblieben und daß unser Arzt, Dr. Haberer, eiligst nach Nana beordert sei, um Heims zu helfen. Am 24. Oktober kam endlich die langersehnte Europapost an; es war seit unserer Abreise aus Europa das zweite Mal, daß wir Nachrichten aus der Heimat erhielten. Der Tag brachte uns auch das Wiedersehen mit Professor Haberer und der 25. Oktober die Vereinigung mit dem Herzog. Da Heims sich noch ruhebedürftig fühlte, blieb er zunächst mit Professor Haberer in Nana zurück, während der Herzog, der ihm zugeteilte Intendanturkapitän Ruet, Röder, Schmidt und ich den Weitermarsch nach Crampel antraten. Als wir einen Tag vor Crampel bei einem herrlichen Wasserfall am Nanafluß (Abb. 36), den „Chutes de Nana", lagerten, brachte uns Herr Lacascade von der Station Crampel die wenig erfreuliche Nachricht, daß vorläufig noch keine Ruderboote für die Fahrt nach Archambault zu unserer Verfügung seien. Der Herzog beschloß daher, sein Lager an den Fällen zu belassen und nicht nach dem zehn Kilometer entfernten, wenig einladenden Fort Crampel überzusiedeln. Dieses ist auf baumlosen, kahlen Felsen aufgebaut, die eine so unsinnige Hitze ausstrahlen, daß man glauben kann, sich in einem Backofen zu befinden. Ich selbst marschierte nach Crampel voraus, um dort mit dem Bezirkschef alles Notwendige zu verabreden und das Depot unserer Expedition einzurichten. In dieser ungastlichen Station wurde ich von Moskitos, Sandfliegen und sonstigen Insekten Tag und Nacht geplagt. Die Unterkunftsräume waren mehr als bescheiden, obgleich ständig Regierungsbeamte diese Station passierten und man daher längst bessere Gebäude hätte errichten können. Die Verpflegung war teuer und nur unter Schwierigkeiten zu haben. Die Sauberkeit in und um Crampel ließ sehr zu wünschen übrig. Es war daher mein sehnlichster Wunsch, diesen Ort möglichst schnell wieder zu verlassen.

Am 29. Oktober kam der Herzog auf einen Tag nach Crampel,

um die Station zu besuchen. Ihm zu Ehren wurde die umwohnende Mandja- und Bandabevölkerung herbeigerufen, um sich in ihren Tänzen zu produzieren. Besonders originell wirkten die Samalitänze, sowie die Gesänge und Tänze anläßlich der Beschneidungszeremonien und ein Scheinangriff (Abb. 37, 38). Am Abend ritt der Herzog nach seinem Lager zurück und verlegte es am 30. auf die linke Seite des Gribingi, der Station Crampel gegenüber. Da auf Tage hinaus keine Aussicht auf die Ankunft von Ruderbooten bestand, so beschloß er, mit beschränktem Gepäck von Crampel aus über Kabo, auf der linken Seite des Gribingi, nach Archambault in Begleitung des Herrn Ruet zu marschieren. Beschränkung im Gepäck war geboten, da auf dieser Route noch größere Träger- und Verpflegungsschwierigkeiten wie bisher bestanden.

Während der Herzog am 30. Oktober abends nach Norden abmarschierte, wartete ich noch bis zum 6. November. An diesem Tage konnte ich endlich mit einem Stahlboote den Gribingi abwärts fahren (Abb. 39). Professor Haberer und Heims waren inzwischen von Nana Ke nach dem Wasserfall marschiert, um später, ebenfalls mit Booten, mir zu folgen. Für meine Bootfahrt war leider die Jahreszeit sehr schlecht, denn die Gräser waren übermannshoch und so dicht, daß jede Jagd ausgeschlossen war. Der Fluß war sehr reißend und hatte die Ufer kilometerweit überschwemmt. Dörfer sah ich zwischen Crampel und Archambault überhaupt nicht, so daß ethnographische Arbeiten unausführbar waren. Infolge der starken Strömung und des hohen Wasserstandes fuhr das Boot mit ziemlicher Geschwindigkeit und ohne große Anstrengung für die Ruderer, so daß wir bis Archambault nur sieben Tage brauchten. Entsetzlich wurde ich auf dieser Fahrt durch übelstechende Fliegen (Glossina morsitans) geplagt. Fortwährend war man genötigt, diese blutdürstigen Tiere abzuwehren. Die normale Breite des Gribingi beträgt dicht hinter Crampel 10, bei Lutos 20, bei Irena bereits 40 Meter. In der Trockenzeit ist der Wasserstand so niedrig, daß ausgedehnte Sandbänke der Bootfahrt viele Hindernisse bereiten.

Ungemein reich und interessant ist die Vogelwelt an den Ufern des Gribingi. Schubotz schreibt darüber folgendes:

„Wohl auf jedem Baum saß ein Pärchen eines schönen Bienenfressers, mit förstergrünem Röckchen und ziegelroter Kehle. An Stellen, wo die Ufer eine senkrechte Lehmwand bilden, waren sie siebartig durchlöchert von den Eingängen zu den Nestern der in Kolonien brütenden Vögel, und Dutzende der Tierchen klebten wie die Schwalben an den Öffnungen der Röhren. Vier verschiedene Arten von Fischern, zu denen unser Eisvogel gehört, die aber noch farbenprächtiger werden als dieser unser hübschester deutscher Vogel, schwirrten wie Pfeile von einem Ufer zum andern. Scharen kleiner grüner Papageien, 'Unzertrennlicher', stoben pfeifend und kreischend vor den Booten auf, und Flüge der schönen Turakus, afrikanischer Charaktervögel, tummelten sich halb hüpfend, halb laufend, auf den Ästen der Bäume. Adler, Reiher, Schlangenhalsvögel und Kormorane, Enten, Perlhühner in Völkern und mehrere Kiebitz- und Schnepfenarten begleiteten fast unausgesetzt die Boote, kurz vor uns auffliegend und dann wieder einfallend."

Am fünften Tage fuhren wir bei Irena in den Schari ein, der durch den Zusammenfluß des Gribingi mit dem Bamingi gebildet wird. Mit einem Schlag änderte sich hier die landschaftliche Szenerie. Die Galeriewälder, die alle Flußläufe zwischen dem 5. und 8. Breitengrad begleiten, hörten auf. Nichts als Steppe, ein Grasmeer von drei Meter Höhe mit spärlichem Baumwuchs, bedeckte das Land zu beiden Seiten des Flusses. Mächtige Sandbänke wie Dünen nordischer Meere sind auf weite Strecken den meist steilen Ufern vorgelagert, Tummelplätze für das zahlreiche Wassergeflügel und, namentlich während der heißen Tageszeit, Schlafplätze für die Krokodile. Ich sah deren viele, doch sind sie auf dem Lande sehr scheu, so daß sie sich fast niemals von dem herannahenden Boote überraschen lassen. Trotzdem sparte ich an ihnen keine Munition. Amüsanter ist es, diese Amphibien im Wasser zu schießen. Hier sind sie ziemlich dreist, lassen das Boot nahe herankommen, zeigen aber niemals mehr als die Nasenlöcher und die Stirnhöcker. Auf diese muß man schießen. Sitzt die Kugel, so hat sie das Hirn getroffen. Das Tier schlägt noch einmal mit dem mächtigen Schwanz, dreht sich auf den Rücken, daß die weiße

Unterseite sichtbar wird, und sinkt dann unter. Eine dunkelrote Blutwelle färbt die Stelle, wo es versunken ist.

In Irena, einem frühern Polizeiposten, sollte ich eigentlich haltmachen und den Herzog erwarten, der beabsichtigte, über Kabo zu uns zu stoßen. Irrtümlicherweise hatten wir geglaubt, daß es möglich sein würde, bereits von hier aus mit einem der kleinen Scharidampfer die Reise fortzusetzen. Da ich aber weder den Dampfer selbst noch eine Nachricht von diesem vorfand und mir der Herzog durch Eilboten mitteilte, daß er es vorziehe, zu Fuß nach Archambault weiterzugehen, fuhr ich am nächsten Morgen in meinem Boote weiter.

In der Höhe des Dorfes Koragana sah ich etwa zwei Kilometer vom Ufer entfernt eine Karawane ziehen und erkannte diese als dem Herzog gehörig. Durch Signalschüsse verständigten wir uns und bezogen in einem Dorf der Sara Benanga gemeinsames Lager. Leider ließ ich mich durch die verlockende Aussicht auf eine Treibjagd mit Netzen, die sich am nächsten Tage aber durch die Ungeschicklichkeit der Eingeborenen als ergebnislos herausstellte, verleiten, nicht sofort nach Archambault weiterzufahren. Hätte ich es getan, so wäre ich noch rechtzeitig an diesem Platze eingetroffen, um die Abfahrt des Dampfers „Léon Blott" zu verhindern, den der Agent der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana" nach Fort Lamy entlassen hatte, ohne unsere Ankunft abzuwarten. Dieses Mißverständnis kostete uns viel Zeit und verursachte uns vielen Ärger.

Am 13. November früh traf ich mit Feldwebel Röder, der mir inzwischen ebenfalls im Boot gefolgt war, in Archambault ein. Der Herzog erschien am Abend desselben Tages zu Fuß von Koragana. Außer dem Stationschef Kapitän Croß, einem kleinen, klugen und energischen Mann von echt französischem Typ, trafen wir hier noch den Kapitän Chambon, der mit seiner Senegalesenkompagnie sich auf dem Marsche von Lai nach Bambari am Kuangofluß, einem Nebenfluß des Ubangi, befand. Er sollte dort in dem Gebiet der unruhigen Longuassi eine neue Station errichten und diese mit seiner Kompagnie als Garnison beziehen. Fort Archambault präsentierte sich uns,



37 u. 38. Banda beim Scheinangriff. (S. 46.)



39. Stahlbootfahrt auf dem Gribingifluß. (S. 46.)

trotzdem durch Kapitän Croß schon viel verbessert worden war, in nicht viel günstigerm Lichte als die bisher besuchten französischen Stationen (Abb. 40). Bis vor kurzem befand sich hier, auf dem linken steilen Schariufer gelegen, nur ein halbes Dutzend strohgedeckter Lehmhäuser, die von einem festen, mit Schießscharten versehenen Walle umgeben waren. Es war diese kleine Befestigung der Hauptstützpunkt der Franzosen in ihren Kämpfen gegen Rabeh gewesen.

Heute hat man, da Friede im Lande herrscht, begonnen, außerhalb dieses kleinen Forts Wohnhäuser und Magazine zu bauen; doch genügen diese den gesteigerten Ansprüchen des Verkehrs nicht, denn es waren einige durchreisende französische Offiziere und Unteroffiziere anläßlich unserer Anwesenheit gezwungen, im Gefängnis Wohnung zu beziehen und dort den Schlafraum mit den Missetätern zu teilen. Nach Anordnung des Kapitäns Croß, der durch Anlage eines künstlich zu bewässernden Gemüsegartens bereits den Willen bewiesen hat, Neuerungen zu schaffen, ist auch ein Fremdenhaus im Bau begriffen. Ein paar hundert Meter von der Befestigung entfernt liegt eine nicht unbedeutende Niederlassung von Haussas, Leuten aus Bornu und allerlei mit arabischem Blut stark durchsetzten Sudannegern, die durch ihre weißen und blauen Gewänder, Hemden, Turbane und Käppis erkenntlich sind.

Wandert man durch die Straßen dieses Dorfes und hört überall arabische Laute, so könnte man glauben, sich bereits mitten im Bereiche des Islam zu befinden. Die Grenze des islamitischen Gebietes liegt jedoch viel weiter nördlich. Die um Archambault wohnende Bevölkerung ist noch ganz heidnisch. Nur Handelsinteressen haben hier in diesem arabischen Dorfe die verschiedenrassigen Mohammedaner vorübergehend zusammengeführt. Großvieh, Pferde, Elfenbein, Stoffe, Salz usw. bilden ihre Haupthandelsartikel.

Weiter gruppieren sich um Archambault herum die verschiedensten Negerdörfer. Da sieht man allerlei Sarastämme, Kabba, Niellim und sogar versprengte Bandaniederlassungen. Ein dem Herzog zu Ehren veranstaltetes Tamtam, eine Tanzfestlichkeit der Eingeborenen, führte uns alle diese vor Augen, ohne irgendwie besonders charakteristisch zu

wirken. Leider trafen während unserer Anwesenheit in Archambault für uns wenig verheißungsvolle Nachrichten aus Ndele, der Hauptstadt von Dar-Kuti, ein. Das französische Gouvernement erwartete dort Feindseligkeiten des Sultans Mohammed Senussi und legte infolgedessen gar keinen Wert darauf, daß Teile unserer Expedition in diese Gegenden kämen. Daher wurde uns bedeutet, daß es besser wäre, unsere Route zu ändern und nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, mit einer Kolonne über Ndele und Hofrat-en-Nahas nach dem Nil zu gehen.

Mir war dies besonders unangenehm, da ich mich im folgenden Januar mit Dr. Schubotz in Ndele treffen wollte und bereits einen Teil meiner Lasten dorthin gesandt hatte. Zunächst lag uns allerdings daran, nach dem Tschadsee hinauf zu kommen. Um keine Zeit mit Warten auf den nächsten eintreffenden Dampfer zu verlieren, beschlossen wir daher, mit beschränktem Gepäck zu Fuß von Archambault nach Niellim zu gehen, den Hauptteil der Expedition aber mit dem zu erwartenden Dampfer dorthin folgen zu lassen, um dann gemeinsam nach Fort Lamy zu fahren.

Die Gebiete nördlich von Fort Archambault, in welche die Expedition jetzt eintrat, haben durch die entscheidenden schweren Kämpfe der Franzosen mit dem Sklavenjäger Rabeh historische Bedeutung erlangt. Daher möge eine kurze Übersicht über das Leben dieses Mannes nach dem Werke „Rabeh und das Tschadseegebiet" von Max Freiherrn von Oppenheim zur Aufklärung hier folgen.

Rabeh war der Sohn eines gewissen Fadel Allah, der aus dem Djebel Idris in Sennar stammte und dort als freier Mohammedaner, wie man glaubte, geboren wurde. Fadel Allah aber war ein Neger und kein Araber, wie sein Sohn Rabeh gern behauptete. Von den ägyptischen Soldaten bei einem Streifzuge erbeutet, wurde Fadel Allah einem Sudanbataillon zugeteilt. Auch sein Sohn wurde zum Militärdienst bestimmt, aber nach Stellung von zwei Sklaven freigelassen. Er wandte sich darauf nach dem Bahr-el-Ghazal und trat dort in die Dienste Ziber Paschas, in denen er bis zum Jahre 1879 blieb. Ziber, einer der am meisten genannten großen Sklavenjäger im Bahr-el-

Ghazal, hatte es dort zu solcher Macht gebracht und überragte die ebenfalls dort ansässigen großen Händler so weit, daß er bald als der alleinige Beherrscher des genannten Gebietes angesehen werden konnte.

Da Ziber waffenkundige Leute gebrauchen konnte, wurde es dem aufgeweckten Rabeh, der an Energie und Geistesschärfe seine Genossen übertraf, nicht schwer, sich vom einfachen Soldaten zum Offizier und Abteilungsführer aufzuschwingen. Ziber war damals vom Khedive Ismail Pascha zum Gouverneur der Provinz Bahr-el-Ghazal ernannt worden. In dieser Eigenschaft ging Ziber nach Darfur, das er vollständig eroberte. Dieser Erfolg stimmte indessen den Khedive bedenklich, so daß er sich veranlaßt sah, Ziber nur mit dem Paschatitel zu belohnen, durch Ejub-Pascha aber Hussein-Pascha als Statthalter einzusetzen. Um sich zu beschweren, wanderte Ziber mit großem Gefolge nach Kairo zum Khedive, von wo er aber vorläufig nicht zurückkehren sollte. Erst 25 Jahre später sah er seine alte Heimat wieder. Als Statthalter in Dem Ziber, der Hauptstadt des Bahr-el-Ghazal, ließ er Idris waud Defler, in Darfur seinen Sohn Soliman zurück. Dieser hatte als Sohn des mächtigen Ziber, dem alles zugetan war, sich bald auch im Bahr-el-Ghazal Einfluß zu verschaffen gewußt und drohte der Regierung mit offener Empörung, falls sein Vater nicht von Kairo zurückkehre. Zu dieser Zeit wurde Gordon Gouverneur des Sudan und ihm gelang es, Soliman zu beruhigen. Dieser wurde 1877 sogar Gouverneur des Bahr-el-Ghazal. Sofort verdächtigte Idris waud Defler den neuen Gouverneur bei Gordon, der dessen Einflüsterungen glaubte und Idris an Solimans Stelle zum Gouverneur einsetzte. Hierauf ging Soliman gegen Idris vor und besiegte ihn zu Anfang des Jahres 1878. Diese offenkundige Auflehnung zu bestrafen, wurde Gessi-Pascha, der bekannte Italiener, beauftragt. Im Bahr-el-Ghazal wurde Soliman geschlagen und zwei Monate hindurch von Gessi herumgehetzt. Auf Befehl Gordons wandte sich Gessi gleichzeitig gegen die sklavenhandelnden Kaufleute, die ohne Umstände gefangen und nach Chartum abgeführt wurden, in der Hoffnung, dem Sklavenhandel so ein Ende zu bereiten. Dies nahm

Soliman die Möglichkeit, sich weiter mit Waffen und Munition zu versorgen, so daß er endlich der Aufforderung Gessis, sich zu ergeben, nachkam. Rabeh war unter denen, die Soliman vor diesem verhängnisvollen Schritt warnten. Aber Soliman verwarf seinen Rat. Als Rabeh darauf unter dem Klange der Pauken das Lager Solimans auf immer verließ, folgten ihm einige Tausend der besten Krieger seines ehemaligen Herrn, die ebenfalls das unruhige Leben des Krieges der schmählichen Unterwerfung vorzogen. Von diesem Augenblick an begann Rabehs Bedeutung.

Es genügt hier, anzugeben, daß dieser kühne Eroberer sich zunächst nach Süden wandte und die Herrschaft über Dar-Banda an sich riß, ja seine Eroberungen selbst bis an den Mbomu ausdehnte. Er erschien in den Sultanaten Bangassu, Rafai und Semio, deren letztere beide er sich tributpflichtig machte. Dann wandte er sich nach Dar-Kuti, wo er Sultan Mohammed Senussi sich unterwarf. Weiter ging er nach Bagirmi, dessen jetzt noch regierender Sultan Garuang vor ihm floh und in Mandjafa fünf Monate belagert wurde. Der Hunger zwang Garuang, diese Stadt preiszugeben und den Schari aufwärts, nach Kusseri, zu gehen, während Rabeh an den Logone zog. Der Hunger im Lager von Mandjafa soll so groß gewesen sein, daß, wie wir von Augenzeugen hörten, das Stroh der Hütten, die Blätter der Bäume, Hunde und Pferde zur Nahrung dienten.

Rabeh machte selbst vor den gefürchteten Wadai nicht halt. Er schlug sie völlig und trieb die Überreste des zersprengten Heeres in die gebirgigen Gebiete des Nordens. Vorher schon hatte er sich Kuka untertänig gemacht. So hatte sich dies seltene Feldherrntalent ein Reich geschaffen, das von Sokoto im Westen, nach Süden über Adamaua, in südöstlicher Richtung bis an den Ubangi sich erstreckte, im Osten das ägyptische Madhistenreich und im Norden Wadai und Kanem zur Grenze hatte. Man nannte ihn den Napoleon Afrikas. Über das gesamte Tschadseegebiet war er unumstrittener Herrscher geworden.

Aber ebenso schnell, wie sein Reich entstanden war, sollte es zerfallen, nachdem ihm in den Franzosen ernsthafte Gegner erwachsen

waren. Von Gribingi, dem jetzigen Fort Crampel, wandte sich Gentil gegen ihn. Er sandte den Administrator Bretonnet mit einigen Offizieren und etwa 50 Senegalesen, vorzüglichen Soldaten, als Avantgarde voraus, den Gribingi und Schari abwärts. Bretonnet traf Rabeh in den Bergen von Niellim und dort, am Fuße der wildgezackten, aus Granitblöcken bizarrster Form aufgetürmten Bergmassen kam es zum entscheidenden Kampfe. Die tapfere kleine Schar der Franzosen wurde, trotz Unterstützung von 400 Kriegern Garuangs, geschlagen, Bretonnet nebst einigen Offizieren getötet. Ein hölzernes Kreuz bezeichnet die Stelle, wo vor 13 Jahren diese Kolonne unterging.

Den Allbezwinger Rabeh ereilte bald nach seinem Siege in den Niellimbergen das Geschick. Von den Franzosen arg bedrängt, lieferte er ihnen im August desselben Jahres etwas weiter nördlich, bei Kuno, eine mörderische Schlacht. Rabehs Heer hatte die Genugtuung, die Franzosen abzuweisen, ein großer Teil seiner Kerntruppe aber blieb bei dem Verteidigungskampf um die Tata, die innerste Befestigung, in der auch sein Führer sich befand, auf dem Platze. Rabeh wurde schwer verwundet. Es war sein letzter erfolgreicher Kampf.

Noch einmal kam es später zu wildem Schlachtgetümmel. Bei Kusseri, wo sich unter Kommandant Lamy drei französische Expeditionen zusammengefunden hatten, traf Rabeh die Strafe. Den Franzosen, in Stärke von 700 Mann und 4 Kanonen, sowie einigen Tausend Hilfskriegern unter dem stets treugebliebenen Sultan Garuang, standen 5000 Mann, darunter 2000 zum Teil mit Hinterladern bewaffnete Leute und 600 Reiter, ferner drei der ehemaligen Abteilung Bretonnet abgenommene Geschütze gegenüber. Nach mörderischem Feuer wurde der Feind geworfen und fiel, rückwärts eilend, einer andern französischen Abteilung in die Hände. Rabeh fiel, aber um teuren Preis, denn auch Lamy und Cointet, die französischen Oberstkommandierenden, und ein Hauptmann starben den Tod für Frankreichs Ehre. Und wahrlich, Ehre hat den Franzosen dieser Sieg gebracht, denn von diesem Augenblick an datiert Frankreichs Machtstellung am Tschadsee. Vergeblich setzten sich Rabehs Söhne ferner noch zur Wehr. Sie wurden geschlagen, ihr Heer zersprengt.

Die eroberten Gebiete wurden unter systematische Verwaltung genommen. Hätte sich Frankreich mit diesen ehrenvoll erworbenen Landstrichen begnügt, ihm wäre heute wohler. Aber Eitelkeit und der Traum von einem afrikanischen Riesenbesitz trieben es nach Wadai.

Als nach Brazzaville die Nachricht von der Einnahme von Abescher, der Hauptstadt von Wadai, durch die Franzosen gelangte, rief ein hoher französischer Beamter aus: „Welches Unglücksgeschenk! Welch eine Kette von Mißgeschicken wird es uns bringen!“ Sein Prophetenblick sollte sich sehr bald erfüllen. Anfang des Jahres 1910 überfielen die Wadaileute und die Massalit die Kolonne des kühnen Hauptmanns Fiegenschuh, der sich ohne Befehl allzuweit nach Osten gewagt hatte, und vernichtete diese völlig. Kurze Zeit darauf wurde der englische Forschungsreisende Boyd Alexander ermordet, welcher wehrlos, allerdings gegen die ausdrückliche Anordnung der französischen Regierung, durch Wadai nach Darfur marschieren wollte. Sehr bald folgte ein neuer schwerer Schlag für die Franzosen, die Niederlage des Obersten Moll, die wir wenige Wochen nach unserm Abmarsch aus Archambault erfuhren. —

Am 17. November brachen der Herzog, Herr Ruet und ich von Archambault nach dem drei Kilometer entfernten Dorfe Balimba auf, wo wir über den Bahr-Afreg übersetzen mußten. Der Marsch dorthin ging durch sumpfiges Gelände, doch war durch Aufschütten eines breiten Dammes ein trockener Weg geschaffen worden. Durch eine tellerflache Gegend marschierten wir bei Siedehitze in das Dorf Manda am Bahr-Sara weiter. Recht angenehm waren abends nach des Tages Last und Mühe die Lager, wenn wir auch genügend von Moskitos gepeinigt wurden. Wir befanden uns nämlich in der Zeit des Vollmonds, und dieser schien so hell, daß man ohne Lampe lesen konnte und auf 500 Meter Entfernung jeder Gegenstand deutlich zu erkennen war. Wir konnten daher mit unsern knappen Beleuchtungsvorräten sparen.

Am 19. November setzten wir bei herrlichem Sonnenaufgang in einem Eingeborenenboot über den durch Überschwemmungen um Kilometer verbreiterten Bahr-Sara und marschierten am andern Ufer durch tiefe Sümpfe weiter. In diesen war an Reiten nicht zu denken.

Unendlich viele Büffel- und Antilopenfährten führten nach dem Flusse, doch war es uns nur möglich, auf einigen kleinen abgebrannten Flächen Wild zu sichten und schließlich auf einige Leierantilopen zu Schuß zu kommen. Es war leider für erfolgreiche Jagd immer noch zu früh, da das Gras überall noch zu hoch stand und von den Eingeborenen nicht abgebrannt war. Da sowohl beim Häuptling Missi als auch im Dorfe Yoki Wassermangel und Verpflegungsschwierigkeiten eintraten, benutzten wir die mondhellen Nächte zum Weitermarsch, meist ohne Weg, immer durch das hohe Gras, das mit seinen scharfen Spitzen Gesicht und Augen in stete Gefahr brachte.

Seit Archambault befanden wir uns bereits im Gebiet der Sara, der Völkergruppe, die ich im Anfang des Kapitels als die fünfte bezeichnete. Im allgemeinen kann man bei den Sara zwei Hauptteile unterscheiden: die Sara Kabba, meist östlich des Schari, und die Sara Mbay und Madjingai westlich des Schari.

Die Sara Kabba sitzen hauptsächlich in einem Dreieck, dessen eine Seite von dem Schari, etwa 90 Kilometer oberhalb und etwa 45 Kilometer unterhalb Fort Archambault, die zweite vom Bahr-Salamat und die dritte vom 17. Längengrad gebildet wird. In diesem Gebiet, also nordöstlich von Archambault, sitzen die verschiedensten Kabbastämme, wie die Benanga, Mara, Simme, Gulfe, Mbanga, Tie, Bambara, usw.

Die andere Hauptgruppe der Sara sitzt hauptsächlich in dem Gebiet zwischen Schari und Bahr-Sara einerseits und dem Logone beziehungsweise Pennde andererseits. Zu ihr gehören die Sara Mbay, die Sara Madjingai, die Gullei, die Tumak, die Kom, die Pallak, die Sara Bal, die Sara Kutu usw., vielleicht auch die Ndamm und die Miltu.

Nahe verwandt mit der Völkergruppe der Sara sind die südlicher wohnenden Stämme der Ngama und Tele, welche die Expedition auf ihrem Marsch von Crampel nach Archambault in dem Gebiete zwischen Kabo und Koragana berührte. Es würde zu weit führen, meine Aufzeichnungen über alle diese Stämme hier wiederzugeben, nur das am meisten in die Augen Springende sei erwähnt.

Bei allen diesen Sarastämmen findet man die Hauswände kunstvoll aus Matten geflochten und die Gehöfte mit Mattenzäunen umgeben, die schneckenhausförmige Eingänge bilden (Abb. 41). Auch die übrigen Flechtarbeiten, namentlich die großen Lebensmittelspeicherkörbe, verraten besondere Kunstfertigkeit. Überall findet man künstliche Brunnen, von denen manche viele Meter tief sind. Schubotz maß einen zwischen Niellim und Archambault gelegenen Brunnen, der 24 Meter tief war. Die Nahrung liefert hauptsächlich der Ackerbau, nur in kleinerem Maße die Jagd und Fischerei. Menschenfresserei ist nicht üblich und soll es auch nie gewesen sein. Wenn auch schon viele Leute mit dem Islam in Berührung gekommen sind, ist doch die Bevölkerung noch rein heidnisch geblieben. Beschneidung findet bei den Sara nicht statt.

Große Bedeutung haben die Jundu-Zeremonien, die veranstaltet werden, um Krankheit und Unglück von den Familien, von Feld, Haus und Hof abzuhalten und gute Ernte zu erzielen. Ebenso wie beim Samali der Mandja müssen die jungen Leute, die an diesen Zeremonien teilnehmen, abseits ihres Dorfes einige Monate hausen, eine gewisse Diät einhalten und das weibliche Geschlecht meiden. Als äußeres Merkmal der Zugehörigkeit zu den Jundus läßt man sich die Haare lang wachsen, übermalt sich den ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichtes, das weiß getüncht wird, mit roter Farbe und veranstaltet besondere, für den Jundu typische Tänze und Gesänge. Frauen dürfen diesen Zeremonien niemals beiwohnen. Es machte uns große Freude, die jungen Leute in ihrem Jundulager aufzusuchen und ihr Treiben zu beobachten (Abb. 42).

In Kemkinja, einem Dorfe der Sara Bal, trafen wir bereits auf die weithin sichtbaren, hochragenden Granitberge, die in dieser Gegend recht zahlreich werden und die von den Eingeborenen bei Anlage ihrer Dörfer als natürliche Festungen verwendet werden. „Bal" soll in der Sarasprache „Felsberg" bedeuten, daher heißen auch die Sara, welche in den Felsbergen wohnen, Sara Bal.

Schon von weitem sahen wir ihre Hütten wie Schwalbennester in den Felsen kleben. Anschließend an die Felsen von Kemkinja



40. Fort Archambault. (S. 49.)



41. Sarahütten mit Mattenzäunen. (S. 56.)



42. Sara im Jundulager. (S. 56.)



43. In den Felsen von Niellim. (S. 57.)

passierten wir andre Felsberge, von denen aus wir im Sonnenschein den Schari weithin glitzern sahen, stiegen dann durch einen schmalen Paß in das Tal hinab und gelangten so in die Landschaft Niellim (Abb. 43). Schon von weitem hörten wir die mächtige Kriegstrommel des Sultan Togbau, der gerade in dem Dorfe Kini residierte. Diese Trommel ist etwa drei Meter hoch, einen halben Meter breit und aus einem großen Baumstamm geschnitten (Abb. 44). Togbau zieht es meist vor, in seiner Ansiedlung dicht bei Fort Archambault zu leben; nur einige Monate im Jahre kommt er in die Landschaft Niellim. Sein Stamm besteht zur Zeit nur aus etwa 1000 Köpfen, darunter 400 Männer, und lebt in fünf Dörfern, von denen Kini das größte ist.

Früher waren die Niellim ein reicher Volksstamm mit großen Viehherden und wohnten auf dem rechten Ufer des Schari. Durch die Einfälle der Wadai und schließlich durch die Eroberungszüge Rabehs wurden sie gänzlich vernichtet. Die kläglichen Überreste zogen sich auf das linke Schariufer in die Berge von Kini zurück.

Der damalige Häuptling Kadi war vor Rabeh geflohen und auf der Flucht von den Ndamm getötet worden. Seine Söhne Kaljabo und Wedu wurden von den Franzosen nach Kanem verbannt. Als der Häuptling Gai, ein Neffe Kadis, der den Rest des Stammes um sich gesammelt hatte, starb, kehrte der heutige Sultan Togbau aus Bornu in sein Land zurück und übernahm die Regierung. Früher hatte er es nicht gewagt, im Lande seiner Väter zu erscheinen, da er bei der Vernichtung der Kolonne Bretonnet, der Vorhut Gentils bei dem Anmarsch gegen Rabeh, seine Hände auf unsaubere Weise im Spiel gehabt hatte und daher die Rache der Franzosen fürchtete. Togbau war jedenfalls nach dem Überfall dieser Kolonne mit seinen Kriegern im Heere Rabehs mitgezogen und hatte ihm Gefolgschaft geleistet, bis dessen Herrschaft bei Kusseri ein Ende nahm. Die Franzosen schienen ihm verziehen zu haben und ihm sogar zu neuer Macht zu verhelfen, denn er hat es in kurzer Zeit erreicht, daß ihm außer seinen Niellim auch die umwohnenden Sara Kutu, Sara Bal, Kom und Pallak tributpflichtig wurden.

Togbau hat mit seiner nächsten Umgebung in der Zeit, in welcher

er im Heere Rabehs und in Bornu gelebt hatte, den Islam angenommen und geht daher auch arabisch gekleidet. Das typische bunte Rabehhemd, die Uniform der Rabehkrieger, und der kühn um das Haupt gewickelte Turban schmücken ihn (Abb. 45). Die Niellim selbst dagegen sind noch vollständige Heiden und gehen nur mit dem üblichen Lendenschurz bekleidet. Sie leben von Ackerbau, Jagd und Fischerei; auch einiges Groß- und Kleinvieh ist vorhanden. Zu den alljährlich wiederkehrenden Opferfesten zu Ehren der Verstorbenen gehen die Niellim stets auf die rechte Seite des Schari in ihr altes Land zurück. Sprachlich gehören sie zusammen mit den Bua, welche nordöstlich von ihnen am rechten Ufer des Schari sitzen.

Zwei mir besonders charakteristisch erscheinende Gebräuche seien hier angeführt. Ist ein Niellim des Diebstahls angeklagt, so wird ein eigenartiges Gottesurteil angewandt, um seine Schuld oder Unschuld zu erweisen. Der Angeschuldigte muß die Hand in einen Bienenstock stecken. Wird er von den Bienen gestochen, so ist er schuldig, im gegenteiligen Falle gilt seine Unschuld als erwiesen. Es dürfte allerdings nicht oft vorkommen, daß aus diesem Verfahren ein Angeklagter als unschuldig hervorgeht, da man es stets versteht, die Bienen vorher rebellisch zu machen. Ferner fiel mir ein eigenartiger Tanz auf, den wir täglich zu beobachten Gelegenheit hatten und den wir vorher nirgends sahen. Männer und Frauen standen in zwei Reihen getrennt einander gegenüber, tanzten auf der Stelle, indem sie sich vorwärts und rückwärts in den Hüften wiegten, und warfen sich fortgesetzt in hohen Bogen auf sehr geschickte Weise Schwänze von Schafen, Giraffen und andern Tieren zu. Der Takt dazu wurde durch Trommeln und Händeklatschen gegeben. Der Gesang der Tanzenden wurde von nicht unmelodischer Flötenmusik begleitet.

Wenn auch die Tage bei den Niellim manche interessante ethnographische Neuigkeit brachten, und wir daher mit dem Aufenthalt in dem Dorfe Kini sehr zufrieden waren, so sehnten wir uns doch nach einem Wechsel. Die Felsen strahlten eine unbeschreibliche Hitze aus; man saß wie im Dampfbade, und oft zeigte das Schleuderthermometer

noch nachmittags gegen 5 Uhr selbst bei bewölktem Himmel 34 Grad Celsius. Nachts ging die Temperatur nicht unter 24 Grad. Es war dies auch nicht besonders verwunderlich, da wir uns in etwa 10 Grad nördlicher Breite befanden, in welcher Gegend es bekanntlich viel heißer ist als am Äquator selbst.

Zu zoologischen Sammlungen war auch jetzt noch die Zeit ungünstig, obgleich allnächtlich die Löwen ihr Donnergebrüll um uns ertönen ließen und viele Fährten, namentlich von Wasserböcken und anderen Antilopen, vorhanden waren. Mit Sehnsucht erwarteten wir den kleinen Dampfer „Léon Blott“ von Archambault zurück; von Lamy kommend, hatte er Niellim passiert. Doch dauerte es noch verschiedene Tage, bis das monotone Geräusch einer Dampfmaschine von weitem an unser Ohr tönte. Aber auch dann war es noch nicht der Dampfer, den wir von Archambault erwarteten, sondern es kam der zweite Scharidampfer „Jaques d'Uzès“, der von Lamy nach Archambault fuhr, ohne von uns Notiz zu nehmen. Endlich, am 28. November, wurde von unsern Wachtposten, die wir mit Ferngläsern auf einem Felsberg aufgestellt hatten, der von Archambault kommende Dampfer gemeldet. Hocherfreut sprangen wir auf und gaben bereits Befehl, unsere Zelte zusammenzupacken und die Lasten an den Fluß zu bringen. Da bemerkten wir, daß der Dampfer nicht auf uns zuhielt, sondern Miene machte, hinter einer Insel zu verschwinden. War doch der Schari bei Niellim infolge Überschwemmungen etwa zwei Kilometer breit (Abb. 46). Trotzdem wir Dutzende von Signalschüssen abgaben und fortwährend mit Tüchern schwenkten, fuhr der Dampfer an uns vorüber, ohne uns zu beachten, und entschwand bald unsern Blicken.

Wir waren ratlos und kamen uns wie Robinson Crusoe auf seiner einsamen Insel vor, besonders da unsere Lebensmittel stark zur Neige gingen. Es war aber auch kaum zu glauben, daß weder einer der Passagiere, Haberer, Heims und Röder, noch der schwarze Kapitän uns bemerkt haben sollte. Die hochragenden Berge von Niellim, an deren Fuß unser Lager verabredet war, konnte man doch wirklich nicht übersehen. Recht mürrisch verbrachten wir den nächsten Tag, bis endlich

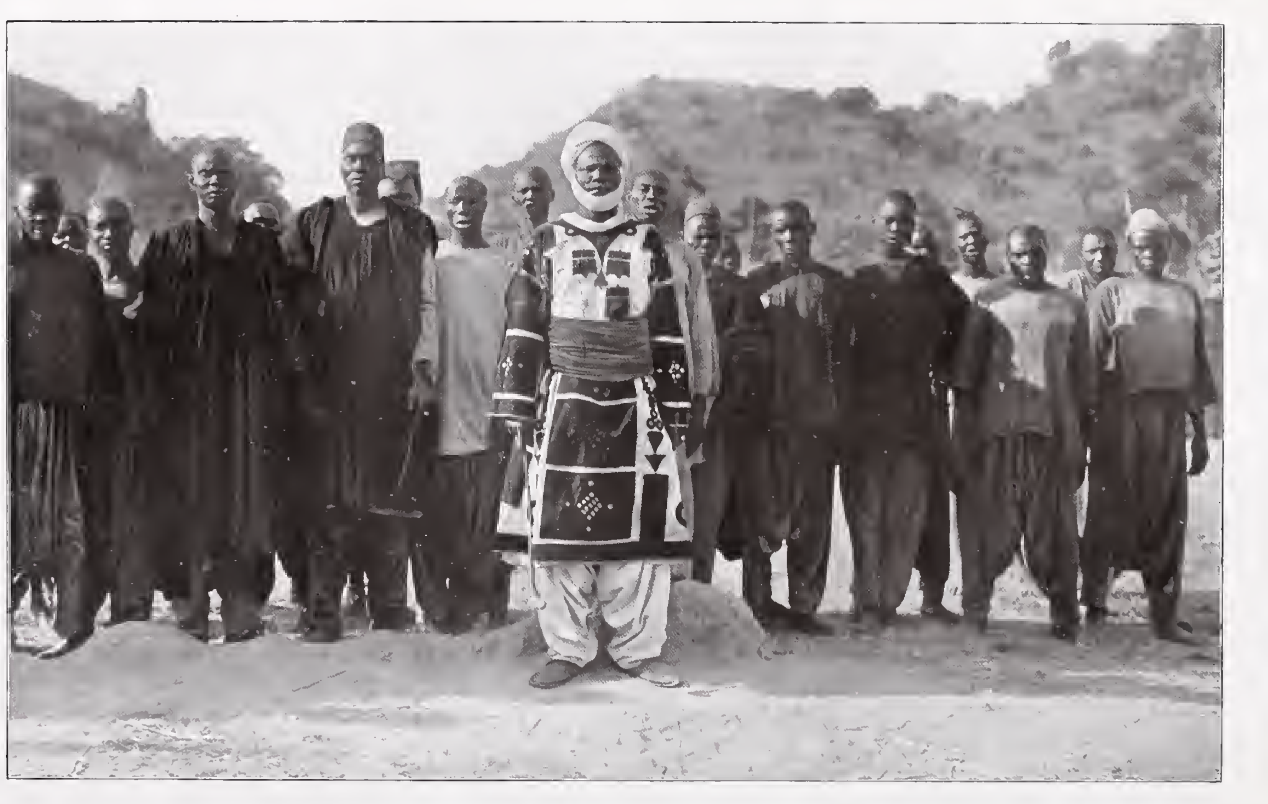
ein Brief von Professor Haberer aus Damrau Aufklärung brachte. Der Agent der „Compagnie de l'Ouhamé“ in Archambault hatte behauptet, wir erwarteten den Dampfer nicht in Niellim, sondern in Damrau, und niemand hatte es daher für nötig gehalten, sich in Niellim nach uns umzusehen. Da der kleine „Léon Blott“ die gesamte Dienstpost für den Tschadsee an Bord hatte, so glaubte er nicht zu uns zurückkehren zu dürfen, sondern nach Fort Lamy weiterfahren zu müssen. Unsere verzweifelten Anstrengungen, wenigstens mit Trägern nach Damrau weiterzukommen, blieben ohne Erfolg. Nun richtete sich unsere ganze Hoffnung auf den Dampfer „Jaques d'Uzès“, der bald von Archambault zurückkommen mußte.

Am 1. Dezember abends 9 Uhr erschien plötzlich ein Bote, der einen Brief von Hauptmann Chambon brachte; in ihm stand zu lesen, er liege mit dem Dampfer zwei Stunden von uns entfernt, sei aber nicht in der Lage, uns mitzunehmen, da der Dampfer und die längsseits genommenen Stahlboote (Abb. 47) bereits bis zum Sinken beladen seien. Zwei Offiziere, acht europäische Unteroffiziere und eine ganze Kompagnie Senegalesen nebst Gepäck seien an Bord. Auf das äußerste darüber erstaunt, daß die Kompagnie Chambon, die sich doch auf dem Marsch von Lai nach Bambari befand, nun plötzlich wieder nach dem Tschad zurückginge, sandten wir einen Boten an Chambon mit der Bitte um Aufklärung ab. Um Mitternacht erhielten wir als Antwort eine Trauerkunde, die uns auf das schmerzlichste berührte: die Nachricht von neuen Schicksalsschlägen für die Franzosen in Wadai.

Der Höchstkommandierende des französischen Tschadseegebiets, Oberst Moll, der von Abescher ausgezogen war, um den Tod der Kolonne Fiegenschuh und des Forschers Boyd Alexander zu rächen, war von den verbündeten Wadai und Massalit angegriffen worden. Er selbst, sowie der größte Teil der europäischen Offiziere und Unteroffiziere und viele seiner Senegalesenschützen hatten den Tod gefunden. Es war der schwerste Verlust, den Frankreich in diesen Gebieten jemals erlitten hatte. Näheres konnten wir natürlich nicht erfahren und wir mußten uns bis zum Eintreffen in Fort Lamy gedulden.



44. Kriegstrommel des Sultans der Niellim. (S. 57.)



45. Togbau, Sultan der Niellim, mit seinem Gefolge. (S. 58.)

Lange saßen wir in dieser Nacht vor unserm Zelt beisammen — unserm treuen Begleiter Herrn Ruet traten die Tränen in die Augen — und besprachen die Lage. Unsere Befürchtung, daß dieses neue Unglück auch für unsere Expedition von einschneidender Bedeutung sein würde, bestätigte sich bereits am nächsten Tage. Denn es war unter diesen Umständen nicht daran zu denken, mit der Kompagnie nach Lamy weiterzufahren. Selbstverständlich ging der militärische Transport unserer Expedition vor. Ferner erklärte Kapitän Croß in einem an uns gerichteten Eilbriefe, daß er 50 Mann zur Verstärkung der Garnison Ndele abgesandt habe, da dort ebenfalls Unruhen zu erwarten seien. Damit war für unsere Expedition die Aussicht, nach Dar-Kuti zu marschieren, wieder bedeutend vermindert.

Auf unser Bitten nahm uns der überfüllte Dampfer am nächsten Tage wenigstens bis Damrau mit. Sultan Togbau, der froh war, uns endlich loszuwerden, verpflichtete sich, unser Gepäck mit Ruderbooten dorthin nachzusenden. Die Tage in Damrau verbrachten wir in wenig rosiger Stimmung, lastete doch die Unglücksnachricht aus Wadai wie ein Alp auf uns. Was wird die nächste Zukunft bringen, war unsere ständige bange Frage. Wird es überhaupt möglich sein, die Expedition fortzusetzen? Denn es war klar, daß in einem Lande, wo kriegerische Verwicklungen herrschten, für friedliche Forscherarbeit kein Raum blieb.

In Damrau, einem kleinen Posten, dessen Besatzung ein weißer Unteroffizier mit 30 Milizsoldaten bildete, war es ebenso unerträglich heiß wie in Niellim, und es wimmelte von Moskitos. Der Posten war eingerichtet, um von hier aus Regierungstransporte nach Melfi und Ati, also hauptsächlich nach Wadai, abzusenden. Erschöpft durch ein Malariafieber, benutzte ich die Tage auf dem Posten, um mich etwas zu erholen. Der Herzog und Herr Ruet marschierten inzwischen in das eine Tagereise östlich gelegene Gebiet der Bua, nach der Hauptstadt Korbol, wo ein dem Sultan von Bagirmi tributärer Unterhäuptling residierte. Hier erblickte der Herzog zum ersten Male einige mit hohen Lehmmauern umgebene Häuser, welche die Tata des Sultans bildeten. Wie schon erwähnt, sind die Bua den Sitten und der

Sprache nach den Niellim verwandt. Am 9. Dezember kam der Herzog nach Damrau zurück. Der nächste Tag brachte endlich die Erlösung. Der „Léon Blott“ wurde von Fort Lamy zu unserer Abholung gesandt (Abb. 48). Schleunigst brachen wir von Damrau auf; es ging durch flache, öde Gegend, wobei wir die frühern Posten Miltu und Busso, sowie Mandjafa, die frühere Hauptstadt von Bagirmi, passierten. Am 13. Dezember erreichten wir glücklich Fort Lamy.

Wenn man bei einem Gesamturteil über das Scharigebiet zu keinem glänzenden Resultat kommen kann, so liegt das an der wenig reizvollen Landschaft, die nur aus Baumsteppe besteht. Dazu kommt, daß wir die Gebiete in der Regenzeit besuchten, in welcher der ungeheure Graswuchs keinerlei Aussicht gestattete, so daß man auf der großen Route wie zwischen hohen Mauern dahinzog und selbst auf die Jagd, die Trösterin in so manchen Unannehmlichkeiten, verzichten mußte. Der Menschenmangel und die damit Hand in Hand gehende Überanstrengung der wenigen erhältlichen Träger verursachen Transport- und Verpflegungsschwierigkeiten, die überaus hinderlich wirken. Daran kann selbst das größte Entgegenkommen der Verwaltung nichts ändern.

Wenn trotz des ernstlichen Willens der französischen Beamten die Entwicklung des Landes noch nicht weiter fortgeschritten ist, so liegt das im Charakter des Landes selbst und in der kurzen, kaum zehn Jahre umfassenden Zeit des Besitzes. Die Schaffung der großen Verkehrsstraße Possel-Archambault und die Einrichtung des geregelten Transportverkehrs haben die Verwaltung nach den langen schweren Kämpfen mit den Sklavenjägern und namentlich mit Rabeh so sehr in Anspruch genommen, daß eine nähere Berührung mit den Eingeborenen kaum möglich war. Man darf nicht vergessen, mit welchen Mühen dieses Land erobert worden ist und wieviel brave Männer Leben und Gesundheit dabei geopfert haben. Daß die Macht Rabehs, des schier unüberwindlich scheinenden afrikanischen Napoleon, hier gebrochen wurde, wird stets ein Ruhmesblatt in der Geschichte der französischen Kolonialkämpfe bleiben.


Giraffen aus der Umgebung von Fort Lamy.

Drittes Kapitel.

In Fort Lamy und Kusseri.

Fort Lamy trägt seinen Namen nach dem tapfern Kommandanten, der sein Leben im Entscheidungskampfe gegen den Eroberer Rabeh in Kusseri auf deutschem Gebiete verlor. Dieser Kampf fand vor zwölf Jahren statt. Der Ort ist also sehr jungen Datums, wie die meisten am untern Schari gelegenen Ansiedlungen, hat sich aber trotzdem mächtig entwickelt. Er zählt augenblicklich etwa 60 Europäer und zahlreiche Eingeborene, die sich aus allen möglichen Stämmen zusammensetzen.

Sehr zahlreich sind die seit langer Zeit im Lande ansässigen Schoa-Araber, die in der sehr weitläufig angelegten Stadt allein ein ganzes Viertel bewohnen. Ein anderes Hüttenviertel beherbergt Leute vom Stamme der Sara, denen sich wiederum Araber vom Stamme der Salamat und Dekakiré anschließen. Zahlreiche Bornuleute (Abb. 49, 50) bieten auf dem täglichen Markte ihre Waren feil. Es ist bedauerlich, auch hier neben kunstvoller Eingeborenenarbeit europäische Schundwaren ausliegen zu sehen, die für hohes Geld ihren Besitzer wechseln. Leute aus Kanem, selbst aus Tripolis sieht man häufig neben dem Ureinwohner von Bagirmi. Allerhand Gewerbe werden betrieben. Besonders beliebt sind Korbflechter, Silberarbeiter, Schneider und Schuster, Weber und Färber. Die hohen, aus rotem oder natur-

farbenem Ziegenleder hergestellten Schaftstiefel erfreuen sich bei den Europäern allgemeiner Beliebtheit, und der billige Preis von zwei Mariatheresientalern sichert den Fabrikanten reichen Absatz. Alle diese eingeborenen Handwerker haben wir in ihren Werkstätten besucht und wir waren nicht wenig erstaunt über die Entdeckung einer Nähmaschine deutschen Fabrikats in einer Schneiderwerkstatt. Für den Forscher und Sammler ist Fort Lamy nicht der richtige Platz, da der Völkerzusammenfluß naturgemäß zu mancherlei Vermischung Anlaß gegeben hat.

In Fort Lamy fanden wir die Stimmung infolge der Ereignisse in Wadai sehr gedrückt. Der schwere Schlag, den die Franzosen und mit ihnen die ganze weiße Rasse durch den Tod des Obersten Moll und seines Stabes erlitten hatten, bildete natürlich den Gegenstand lebhafter Erörterungen. Kommandant Maillard, der sonst das Bataillon in Lamy befehligte, war auf die Trauerbotschaft hin sofort mit allen verfügbaren Truppen nach Wadai abmarschiert. Auch die Kompagnie Chambon, die uns die Kunde des Kampfes in Niellim überbracht hatte und in deren Begleitung wir bis Damrau gefahren waren, war sofort nach Abescher beordert worden.

Für diejenigen, denen die diesem Unglückskampfe vorhergehenden Ereignisse in Wadai nicht bekannt sind, gebe ich die nachstehende kurze Erläuterung:

Im Frühjahr 1910 war nach erfolgter Einnahme von Abescher, der Hauptstadt von Wadai, die Kolonne des Hauptmanns Fiegenschuh hinterlistig angegriffen und niedergemetzelt worden. Dem Hauptmann, der sich ohne Befehl von Abescher entfernt hatte, war vom Sultan der Massalit Unterwerfung angeboten worden. Anstatt den Sultan zur Entgegennahme der Bedingungen zu sich zu entbieten, hatte Fiegenschuh den Fehler begangen, den Sultan aufzusuchen. Bei Diergi, an einem Zufluß des Bahr-Salamat, unweit von Doroté, war ihm der Sultan mit Hunderten seiner Krieger entgegengeritten, wie es bei feierlichen Empfängen üblich ist. Allzu vertrauensselig hatte Fiegenschuh die Huldigung als Friedenszeichen entgegengenommen und hatte nicht an Verrat gedacht, ebensowenig seine Offiziere. Da



46. Am Schari. (S. 59.)



47. Französisches Stahlboot auf dem Schari. (S. 60.)



48. Dampfer „Léon Blott“ zur Abholung bereit. (S. 62.)

stürzten sich plötzlich die zum Empfang erschienenen Krieger der Massalit auf die völlig überraschte französische Truppe, welche die Gewehre nicht geladen hatte, und in wenigen Minuten war alles niedergemetzelt. Nur einige Senegalesen waren entkommen und brachten die Nachricht nach Fort Lamy.

Kurz nach dieser Niederlage war der englische Forschungsreisende Boyd Alexander, trotzdem er genügend gewarnt und ihm von den französischen Offizieren der Weg durch Wadai nach Darfur verboten worden war, gleich hinter Abescher getötet worden.

Um diese Schandtaten zu rächen, war im November 1910 Oberst Moll, der Oberstkommandierende des Tschadbezirks, mit seinen Truppen zu einer Expedition gegen die Wadai und Massalit ausgezogen. Der in Abescher befindliche Bataillonschef Julien, einer der besten Kenner des Landes, der Arabisch wie seine Muttersprache spricht, hatte zwar den Oberst davor gewarnt, gerade in dieser Jahreszeit den Streifzug zu unternehmen; er war aber leider nicht gehört und nach Fort Lamy zurückgeschickt worden.

Bis zu unserer Ankunft in Lamy hatten wir über die Ereignisse in Wadai nichts Näheres gehört. Erst kurz vor Weihnachten brachte ein Privatbrief eines Offiziers aus Abescher eine genauere Schilderung des Kampfes; sie lautete etwa folgendermaßen:

„Oberst Moll befand sich mit seinen Truppen am 9. November im Lager zu Doroté, sehr nahe der Grenze von Wadai und Darfur. Am genannten Tage früh gegen 9 Uhr bemerkte ein französischer Unteroffizier, der sich vermutlich zum Sammeln von Brennholz mit einem Kommando außerhalb des Ortes befand, im dichten Busch verdächtige Gestalten. Im Laufschritt kehrte er zurück und meldete seine Wahrnehmung dem Oberst, der sofort alarmieren und Karree formieren ließ.

„In der Mitte befand sich Moll mit seinem Stabe und dem Geschütz. Es war die höchste Zeit zum Handeln gewesen, denn schon stürmte der Feind, Infanterie und Kavallerie gemischt, in Stärke von 5000 Mann heran. Er wurde von einem verheerenden Feuer empfangen,

an dem sich auch das Geschütz wirksam beteiligte. Die französische Linie wurde von der erdrückenden Übermacht sofort durchbrochen, und ein furchtbares Handgemenge begann.

„Der Oberst und sein Stab wurden umringt und alle in wenigen Augenblicken niedergestochen; die Körper der Europäer wurden von einer Unzahl Speere und Dolche durchbohrt. In diesem Nahkampfe sollen die Massalit ihren Sultan und 500 Mann verloren haben.

„Wie sich herausstellte, war auch der Sultan Dudmurrah mit vielen Wadaileuten am Kampfe beteiligt. Die französische Abteilung wehrte sich heldenhaft und trieb endlich den übermächtigen Feind zurück. Nun nahm Hauptmann Faure die Verfolgung auf, und es gelang ihm, den verbündeten Mohammedanern einen weitern Verlust von einigen hundert Mann zuzufügen. Dudmurrah, der Sultan von Wadai, wurde verwundet."

Spätere Berichte besagten, daß der Angriff der verbündeten Wadai und Massalit so plötzlich und unvermutet erfolgt sei, daß Moll mit seinem Stabe getötet worden sei, bevor die Truppen das reguläre Feuer hätten eröffnen können. Ferner sei die Unordnung im Momente des Angriffes unglückseligerweise noch dadurch vergrößert worden, daß die Lastkamele wild wurden und durchs Lager jagten.

Bevor der in Abescher eingetroffene Kommandant Maillard einen entscheidenden Schlag gegen die Wadai und Massalit führen konnte, mußten Verstärkungen aus Frankreich und dem Senegal abgewartet werden. Für die künftigen Unternehmungen wurde jeder Soldat, jeder Träger, jedes Lasttier im französischen Tschadgebiet gebraucht, und man kann sich denken, daß es den Franzosen wenig angenehm war, unsere Expedition, die ebenfalls viele Träger und Verpflegung benötigte, gerade in dieser schweren Zeit bei sich zu haben.

Da man nicht genau wissen konnte, wie weit die Unruhen in Wadai sich weiter nach Süden ausdehnen würden, und da die Nachrichten aus Ndele, der Residenz Mohammed Senussis, des

Sultans von Dar-Kuti, sehr ungünstig lauteten, so war nicht daran zu denken, in diesen Gebieten ohne militärischen Schutz zu marschieren. Diesen konnten uns aber die Franzosen aus den genannten Gründen selbst bei größtem Entgegenkommen nicht in Aussicht stellen.

Es wurde dem Herzog daher nahegelegt, auf die Erforschung der Gebiete östlich der Linie des Schari zunächst zu verzichten und möglichst bald nach dem Ubangi zurückzukehren, um, an diesem Fluß entlang marschierend, nach dem Nil vorzudringen.

Dieser beschleunigte Rückmarsch nach dem Ubangi lag jedoch nicht im Sinne der Expedition, da wir auf keinen Fall auf den Besuch des Tschadsees und der deutschen Tschadseegebiete verzichten wollten. Andererseits war jedoch wieder zu bedenken, daß wir mit der Fahrt nach Fort Lamy schon viel Zeit verloren hatten, daß von Januar ab infolge des niedrigen Wasserstandes keine Aussicht mehr bestand, mit dem Dampfer nach Archambault zurückzufahren und daß der Rückweg zu Boot mindestens zwei Monate in Anspruch genommen haben würde. Wir wären auf diese Weise am Ubangi viel zu spät angelangt, um dort noch erfolgreich arbeiten zu können.

Der Herzog hatte die Wahl, in dem Tschadseegebiet zu bleiben und später durch deutsches oder englisches Gebiet zur Westküste Afrikas zurückzukehren, oder, ohne die vor ihm liegenden Tschadseegebiete besucht zu haben, baldigst den Rückmarsch zum Ubangi anzutreten.

Die verlockende Aussicht, zu Kaisersgeburtstag in Kusseri eine große Heerschau der deutschen Sultane, verbunden mit einer Ausstellung der Landesprodukte, zu sehen, das Musgumgebiet zu bereisen, den Tschadsee kennen zu lernen und schließlich, wenn sich die Verhältnisse in Wadai mehr geklärt haben sollten, doch noch Bagirmi und Melfi besuchen zu können, bestimmte den Herzog, im Tschadseegebiet zu bleiben und für seine Person schweren Herzens die Durchquerung zum Nil aufzugeben.

Um jedoch die in Aussicht genommene Bereisung der drei Sultanate am Ubangi-Mbomu und des Bahr-el-Ghazal nicht ganz fallen zu lassen, bestimmte er, daß ich mit Feldwebel Röder umgehend an den Ubangi zurückkehren sollte, um mit Dr. Schubotz gemeinsam den Weg zum Nil zu nehmen.

Bevor ich mich vom Herzog trennte, verlebten wir noch einige fröhliche Tage in der deutschen Station Kusseri. Aus dem Tagebuch des Herzogs entnehme ich über diese Tage folgendes:

„Kusseri, der Sitz des Residenten der deutschen Tschadseeländer, liegt Fort Lamy gegenüber, am Logone, wenige hundert Meter vor dessen Mündung in den Schari, der durch diesen Zufluß eine gewaltige Breite erreicht (Abb. 51, 55). Das mit luftiger Veranda versehene Haus des Residenten, sowie die Häuser der Unteroffiziere, sämtlich aus Stein erbaut und sauber weiß getüncht, liegen hart am Steilufer des Logone, der in trägem Lauf vorüberfließt.

„Wir befanden uns in der Periode des Rückganges des Wassers, und täglich konnte man beobachten, wie hier einige Gräser, dort ein Sandstreifen, ein Busch oder eine kleine Insel aus langem, feuchtem Schlafe an das Tageslicht kam, um für die paar Monate der trockensten Zeit Licht und Luft zu atmen. Im März etwa ist der Wasserstand auf seiner niedrigsten Stufe angelangt; dann gewinnt die Landschaft ein völlig verändertes Aussehen durch den Zuwachs an Gelände, das in der Regenzeit und der Periode des hohen Wassers viele Meter tief unter dem Spiegel des Flusses ruht.

„Der Tag unseres Besuches war der dritte und letzte des mohammedanischen Leiafestes, und viel Volk war am Platze versammelt. Daher wurde uns ein Vorgeschmack der Pracht und Herrlichkeit zuteil, mit der sich die einheimischen Sultane zu umgeben pflegen.

„Durch das Tor der Station (Abb. 53) gelangten wir auf einen riesigen, noch innerhalb der großen Umfassungsmauer der Stadt gelegenen Platz, auf dem sich Tausende von Menschen befanden, an ihrer Spitze der kleine, sechsjährige Sultan Mai-Buka mit seiner Reiterei und all seinem Fußvolk. Vor ihm in langen Reihen die weiblichen



49. Bornumusikanten. (S. 63.)



50. Bornuhändler in Fort Lamy. (S. 63.)



51. Deutsche Schutztruppen in Kusseri. (S. 68.)

52. Paradereiter in Kusseri. (S. 70.)

‚Verwandten‘ des Hofes, etwa 200. Diese näherten sich jetzt zur Begrüßung. In kurzem, eigentümlich schleppendem Schritte, der taktmäßig eingehalten wurde, rückte alles an. Wallende, bis zur Erde reichende Schleier hüllten Schultern und den Rücken der Frauen ein und verursachten im Sonnenlicht, taktmäßig geschwungen, ein Farbenspiel von besonderer Wirkung.

„Vor dem Zelte, in dem wir Aufstellung genommen hatten, schickten sich die Weiber zu einem Komplimente an. Aber wer da glaubte, man würde den Holden ins Gesicht schauen, der täuschte sich schwer, denn urplötzlich kehrte uns alles den — Rücken zu und ließ sich so zur Erde nieder, verhüllte leicht das Antlitz, stand dann auf und machte, zur Seite tretend, den folgenden Platz.

„Nach dieser eigentümlichen Ehrenbezeigung ritt auf weißem Pferd mit goldgestickter Schabracke und breitem, goldbetreßtem Zaumzeug, umgeben von seinen Großen, deren Pferde nicht minder reich behängt waren, der Sultan selbst heran, stieg ab und gab uns würdevoll die Hand. Er trug einen Kaftan, wahrscheinlich europäischen Gewebes, einen breiten weißen Gürtel und einen weißen Turban. Er stellte sich zu unserer Rechten und ließ seine Truppen defilieren (Abb. 54).

„Den Beginn machte die Leibgarde des Sultans. Gut gekleidet, mit Gewehren alter Konstruktion, die von irgendwoher bezogen waren und teilweise aus den Kämpfen Rabehs stammten, bot sie einen prächtigen Eindruck. Viele von ihnen und von den Offizieren des Sultans sind alte Kämpfer des Rabehschen Heeres und tragen die Tracht, die dieser große Eroberer einst seiner Kerntruppe verliehen hatte.

„Trupp auf Trupp folgte. Je nach der Machtstellung seines Führers, eines der Großen des Reiches, größer oder kleiner, reicher oder ärmer bekleidet und bewaffnet, bis zu den einfachen Bogenschützen und Speerträgern herab. Dann kam die Reiterei, die eine mächtige Staubwolke aufwühlte.

„Viele Pferde waren ähnlich denen des Sultans und seiner Umgebung gezäumt und gesattelt, und all die Gold- und Silberstickerei,

die roten, gelben und grünen Samtschabracken und die langen bunten Decken, die wattegefüttert ähnlich den Stahlpanzern des Mittelalters die Kruppen der Pferde bis zu den Fesseln bedeckten, die langen bunten Gewänder der Reiter, die weißen Turbane, die Sporen und Schwerter und die breiten Steigbügel glitzerten und flimmerten in der Glut der heißen Sonne und machten auf uns Neulinge in Nordkameruner Verhältnissen einen nachhaltigen Eindruck (s. das Bild auf dem Einband des ersten Bandes und Abb. 52).

„Hin und wieder sprengte ein Mächtiger aus dem Gewühl der Reiter im Galopp auf die Frauen zu und grüßte sie, indem er erhobenen Armes sein Schwert schüttelte. Als Antwort kauerten die Weiber nieder, verhüllten das Gesicht mit dem Schal und brachen in gellende Trillertöne aus, die durch schnelles Hin- und Herbewegen der Zunge verursacht wurden.

„Wundersam muteten uns die Tanzbewegungen der Frauen an. In langer Reihe antretend, bewegten sie sich im Kreise in langsam wiegenden Schritten fort und schwangen die bunten Schleier leicht dazu. Niemals habe ich auf Afrikas Boden einen Tanz gesehen, dem ich hätte wie diesem zuschauen können, ohne seiner überdrüssig zu werden."

Ich war hocherfreut, vor meiner Rückreise zum Ubangi einen flüchtigen Eindruck von der Macht- und Prachtentfaltung eines dieser unter deutscher Oberhoheit stehenden Sultane des Tschadgebiets zu bekommen. War es mir doch nicht vergönnt, das gleiche Schauspiel, jedoch viel großartiger, unter Beteiligung aller Sultane zu Kaisersgeburtstag zu sehen, wie dies dem Herzog bevorstand.

Die Offiziere und Unteroffiziere der Station Kusseri, vor allem der Kaiserliche Resident Oberleutnant von Raben, sorgten in geradezu rührender Weise für uns, und so waren denn die Tage in Kusseri wirklich eine angenehme Erholung nach den Mühen und Anstrengungen der letzten Reisemonate.

Da bis zur gemeinsamen Weihnachtsfeier und dem darauffolgenden Abmarsch der einzelnen Teilexpeditionen noch einige Tage Zeit

war, unternahm der Herzog einen Ausflug in die Umgegend von Kusseri; er berichtet darüber folgendes:

„Die mir bleibenden beiden Tage bis zum Heiligabend, den wir alle in bester Gesundheit zusammen feierten, benutzte ich zu einem Jagdausflug in ein wildreiches Gebiet südlich von Kusseri, unweit vom Schari.

„Oberleutnant von Raben hatte die Liebenswürdigkeit, die Führung zu übernehmen. Als dritter war Feldwebel Seifert aus Kusseri mit von der Partie. Am 23. früh verließen wir die Station und folgten in einem großen Eingeborenenboot, dessen mächtiges Heck an die Fahrzeuge der alten Wikinger erinnerte, zunächst zwei Stunden dem Laufe des Schari aufwärts. Der Wind war uns entgegen und blies heftig, und die Wellen schlugen an die Schiffswand. Sogar kleine weiße Köpfe zeigten sich auf der Wasseroberfläche, die unser Ungetüm von Boot sehr behinderten. Dann bogen wir in einen Creek ein, wo völlige Stille herrschte.

„Auf der breiten Fläche des Schari sieht man nur selten ein Tier. Hier atmete alles Leben. Unendliche Mengen aller Arten Wassergeflügel, Enten, Wasserhühner, Möwen, mehrere Arten der schönen Reiher, unter denen das weiße Gefieder des Edelreihers schimmerte, Ibisse, Kormorane usw. schwammen und fischten umher; einzelne standen zwar kurz vor dem Boote auf, wenn sein Kurs dem ihrigen gar zu nahe kam, fielen aber wenige Schritte weiter sorglos wieder ein. Schlangenhalsvögel in großer Zahl sonnten sich in der ihnen charakteristischen Stellung mit ausgebreiteten Flügeln auf den Ästen der Büsche, die aus dem Wasser ragten, und ließen uns auf wenige Schritte passieren.

„Aber wir belästigten sie nicht, denn unser Sinnen stand nach edlerm Wilde. Dem urwüchsigen Vertreter längst verschollener Zeit, der sich in unser Zeitalter herübergerettet, dem Nashorn, sollte es in der Hauptsache gelten. Die Zahl derer, die in Nordkamerun ein Nashorn erlegt haben, ist gering. Um so erpichter war ich, die seltene Beute für das Senckenbergianum in Frankfurt zu erlangen. Nebenbei

hoffte ich noch einige Exemplare von Großwild zu erlegen, die demselben Zwecke dienen sollten.

„Nach einer Stunde Fahrt stiegen wir aus und folgten einem Pfad, der uns in kaum zwei Stunden nach dem Schoadörfchen Tukura brachte, unserem Bestimmungsort. Ringsherum stand dichter Busch, in welchem die Gummiarabicum-Akazie, meist in gelber Blüte, vorherrschte. Im dichtesten Buschwerk aber, da wo der Jäger kaum zwanzig Meter, oft noch weniger weit zu sehen vermag, hält das Nashorn seinen Tagesschlaf; dort muß es der Schütze beschleichen.

„Die Leute gehen nicht gern in diesen Busch, und so führte uns auch unser Jäger, freilich ohne unser Wissen, in einem Gebiet herum, wo es gar keinen der gefährlichen Dickhäuter gab. Nur einige Wasserböcke und Moorantilopen, hier Pallah genannt, wurden an den Stellen, wo das Gras gebrannt war, sichtbar; ich schoß einige von ihnen.

„Der folgende Morgen sah uns schon lange vor Tagesanbruch mitten im Revier, und viele Nashornfährten bewiesen, daß wir jetzt am richtigen Platz waren. Aber trotzdem wollte es uns nicht gelingen, eine Fährte der letzten Nacht zu finden, der wir hätten folgen können. Im dichtesten Buschwerk kriechend, fühlten wir bereits die Stunden der Anstrengung.

„Bei einem Flußlauf, der mit Wasserrosen bedeckt war, ruhten wir ein wenig aus. Die durstigen Leute stürzten zum Wasser, tranken und badeten. Dann war es Zeit, den Weitermarsch zum Schari anzutreten, wo die Boote uns erwarten sollten. Wir suchten nicht weiter und brachen in der Richtung des Flusses auf.

„Plötzlich klang es vor uns wie heftiges Schnauben — kaum 30 Schritte weit. Die Büchsen flogen von den Schultern; es war klar, wir hatten ein Nashorn vor uns. Im dichten Gestrüpp war nicht das geringste zu entdecken; aber eine Sekunde später brach das Ungetüm krachend fort. Augenscheinlich war es sich über die Ursache der Gefahr nicht klar, denn es verhoffte jetzt. So schnell als möglich eilten wir an die Stelle, wo wir es vermuteten. Aber der ungünstige Wind



53. Vor dem Tore der deutschen Station Kusseri. (S. 68.)



54. Der Herzog mit dem minderjährigen Sultan Mai-Buka von Kusseri. (S. 69.)

trug ihm unsere Witterung zu und abermals wurde es flüchtig und blieb verschwunden, eine Verfolgung war resultatlos.

„Inzwischen war es spät geworden, und wir mußten uns beeilen; war es doch Heiligabend, und wir wollten die kleine Feier im Stationsgebäude zu Kusseri nicht versäumen. Anderes Wild zeigte sich und entschädigte für die Enttäuschung des Tages. Gegen drei Uhr erreichten wir den Schari, den wir gleich darauf im Kanu hinabtrieben, während die Schatten der Nacht sich über die Wasser legten und erfrischende Kühle verbreiteten. Da wanderten die Gedanken weit, weit fort, dorthin, wo man jetzt in Kälte und Schnee, im Lichterglanze des Weihnachtsbaumes wohl auch unserer dachte. Und es überkam uns wie eine Art Weihnachtsstimmung, soweit Afrikas immergrüne Landschaft sie zuläßt.

„Sechs lange Stunden trieben unsere schwarzen Ruderer das schwere Fahrzeug mühsam vorwärts. Dann endlich bogen wir in den Logone ein und eine halbe Stunde später sprangen wir in Kusseri an Land, wo schon alles unser wartete. Wenig später vereinigte uns die gastliche Tafel des Residenten, wo unsere Gastgeber in launiger Weise jedem in Form eines reizenden Gedichts eine Episode der letzten Wochen, die ihn besonders berührte, in die Erinnerung riefen, während die geschickte Hand unseres Malers sie verbildlicht hatte. Ein kleiner Weihnachtsbaum — was tat es, daß er nicht echt war — strahlte in hellem Lichterglanz. Und als das Grammophon die Klänge eines allbekannten Weihnachtsliedes in die stille, sternenklare Nacht sandte, da hatte sie wirklich Einzug gehalten, die echte Weihnachtsstimmung!"

Der 26. Dezember brachte die abermalige Trennung der Expedition. Als der Herzog, Professor Haberer, die Herren Heims und Schmidt mit Oberleutnant von Raben und Dr. Trepper zu einer vierwöchigen Tour in das Logonegebiet von Kusseri abmarschierten, schüttelten wir uns zum Abschied alle herzlich die Hände. Bedeutete diese Trennung doch, daß wir uns erst in Europa nach beendigter Expedition, also etwa nach zehn Monaten, wiedersehen

sollten! Wenn auch der ehrenvolle Auftrag, nach Osten zum Nil durchzustoßen, mich mit besonderm Stolz erfüllte und daher trübe Gedanken nicht aufkommen ließ, so fiel mir doch der Abschied vom Herzog, den ich bisher stets auf seinen afrikanischen Wegen begleitet hatte, recht schwer.

Ich kehrte mit Röder nach Fort Lamy zurück und wartete dort bis zum 1. Januar, an welchem Tage der letzte in dieser Saison verkehrende Scharidampfer nach Archambault abgehen sollte. In den folgenden Monaten war, wie schon erwähnt, eine Verwendung der Dampfer infolge des niedrigen Wasserstandes nicht mehr möglich. Mit mir gemeinsam wollte Herr Ruet, der vom französischen Gouvernement liebenswürdigerweise dem Herzog bis Lamy als Begleiter zugeteilt war, die Rückreise nach Bangi und von dort nach Frankreich antreten.

In Fort Lamy hatte ich die Freude, eine sehr anmutige kleine, blonde Engländerin kennen zu lernen, deren Anblick mir herzlich wohltat, nachdem ich solange keine weiße weibliche Gestalt gesehen hatte. Obgleich sie mit ihren großen blauen Kinderaugen ganz vergnügt in die Welt schaute, trug sie doch einen schweren Kummer in sich, der sie auch in dieses Land geführt hatte.

Miß MacLeod war die Braut des Anfang 1910 ermordeten englischen Forschungsreisenden Boyd Alexander. Sie hatte sich in Begleitung eines englischen Ehepaares nach dem Tschadgebiet aufgemacht, um die Stelle in Wadai zu sehen, wo ihr Bräutigam den wilden Massalit zum Opfer gefallen war. Durch die ungünstigen politischen Ereignisse in Wadai wurde sie gezwungen, in Lamy haltzumachen, und sie mußte sich damit begnügen, nach dem englischen Posten Maidugeri in Nord-Nigeria zu wandern, wo die Gebeine ihres Bräutigams neben denen seines früher verstorbenen Bruders, des Kapitän Alexander, beigesetzt sind; die französische Regierung hatte sie dorthin überführen lassen.

Die Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers benutzte ich, um in Fort Lamy noch manches zu besichtigen. Ich war von den

französischen Offizieren und Beamten aufs freundlichste aufgenommen worden.

Vor allem waren es die Spiele der Bornureiter, die meine Aufmerksamkeit erregten. Auf einem großen freien Platz vor der Station zeigten sie ihre Künste. Zu dreien oder vieren brausten sie in vollem Lauf heran und parierten dicht vor uns auf kaum zehn Meter ihre Pferde.

Diese rüde Art der Behandlung ist für das junge Pferd vernichtend. Viele sind denn auch durch diese fürchterlichen Paraden auf der Hinterhand verbraucht. Um den Schwung des Körpers aufzuhalten, muß das Tier sich bis zur Vorhand vorschieben, und die Hufe der Hinterbeine rutschen meterweit im Sande fort, während Kopf und Hals kräftig hintenüber gerissen werden. Aus dem Maule des Pferdes quillt roter blutiger Schaum und zeigt deutlich die quälende Wirkung des furchtbaren Ringgebisses. Viele Pferde bewegen sich nur in Lançaden, denn während das Gebiß in sinnloser Weise mißbraucht wird, bearbeiten die scharfen Kanten der breiten Steigbügel die Flanken. Die Unruhe des Pferdes wird aber gerade als schön befunden und gilt als Maßstab für die Fähigkeit des Mannes im Sattel.

Deutlich war überall zu erkennen, daß die Bornu von Jugend auf mit dem Sattel verwachsen sind und daß sie es im Reiten zu einer außergewöhnlichen Gewandtheit und Ausdauer gebracht haben. Man kann sich daher vorstellen, welcher überlegene Feind in den berittenen Völkerschaften des Tschadgebiets und namentlich Wadais den Franzosen entgegentreten kann. Bei dem Überfall auf die Kolonne Moll hat sich diese Überlegenheit auch gezeigt, denn mit kolossaler Geschwindigkeit waren die Scharen der berittenen Wadai herangebraust und hatten sich ebenso schnell wieder davon gemacht, so daß die Truppen kaum Zeit fanden, an die Gewehre zu gehen und das Feuer zu eröffnen.

Sehr amüsant war in Lamy eine zahme Giraffe, Josephine genannt, die schon seit einigen Jahren auf der Station lebte (Abb. 56).

Meistens kam sie nur zur Nachtzeit in den Hof des Verwaltungsgebäudes. Am Tage marschierte sie oft meilenweit im Umkreise von Lamy herum. Sobald sie einmal ausnahmsweise am Tage auf dem Marktplatz erschien, war sie bald von vielen Menschen umringt und ließ sich ruhig füttern und kraulen.

Um von ihr einige gute Aufnahmen machen zu können, ließen wir sie von einigen Bornureitern im Galopp auf dem Platz herumjagen. Während die Giraffe sich dabei nur langsam fortzubewegen schien, mußten sich die Pferde gewaltig strecken, um bei ihr bleiben zu können. Der stellvertretende Kommandant von Lamy, Hauptmann Facon, machte Miß MacLeod, die über Josephine sehr entzückt war, das Tier zum Geschenk. Ich glaube aber kaum, daß es der Dame möglich gewesen ist, Josephine von Lamy weg, geschweige denn zur Küste zu bringen.

Das Jahr 1910 endete für mich und meine schwarze Begleitung nicht besonders gut. Durch ein Versehen meines Bornukochs war in der Küche anstatt Kochsalz irgendeine andere wie Salz aussehende, aber wahrscheinlich zur photographischen Ausrüstung gehörende oder zum Präparieren von Fellen erforderliche Substanz benutzt worden. Die Folge war, daß sich bei uns allen vergiftungsähnliche Erscheinungen einstellten und wir unter fortwährendem Erbrechen und Schwindelanfällen zu leiden hatten. Besonders meine Boys, die, wie gewöhnlich, zuviel gegessen hatten, krümmten sich vor Magenschmerzen und wollten absolut sterben. Durch das liebenswürdige Eingreifen des in Fort Lamy stationierten französischen Arztes wurde uns aber bald wieder geholfen.

Am Neujahrsmorgen 1911 verließ ich mit Herrn Ruet und Feldwebel Röder auf dem Dampfer „Léon Blott" Fort Lamy, um möglichst schnell nach Archambault und von dort über Land an den Ubangi zurückzugelangen.

Viertes bis sechstes Kapitel.

Im Gebiet des Tschadsees.

Von Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg.



Ambatschboot.

Viertes Kapitel.

Auf dem Tschadsee.

Am 8. Februar verließ ich mit Haberer, Heims, Röder und Schmidt die Station Kusseri und dampfte an Bord des kleinen Dampfers „Léon Blott" nach Gulfei, wo uns durch den Sultan Diagara ein großer Empfang bereitet wurde. Der Sultan hatte seine gesamte Streitmacht zu Fuß und zu Pferd am sandigen Flußufer aufgestellt und war selbst zur Begrüßung bis hart an den Wasserspiegel herangetreten. Mehrere kostbar aufgezäumte Pferde standen hinter ihm; sie waren für uns bestimmt. Begleitet von der bunten, lärmenden Gesellschaft, die wir von den Festtagen in Kusseri her kannten, und geführt vom Sultan selbst, zogen wir in Gulfeis Mauern ein und stiegen in dem für Europäer bestimmten Häuschen ab, dem zwei große Höfe vorgelagert sind.

In Gulfei sahen wir die bekannten Häuserformen der Kotoko wieder, die nichts wesentlich Neues boten. Den Palast des Sultans aber fanden wir sehr ausgedehnt und weitverzweigt; eine Menge Treppen, Höfe und Höfchen trennt und verbindet ein wahres Labyrinth von kleinen und größeren Räumen des Häuserkomplexes. Diesem gegenüber liegt der Harem, den wir besichtigen durften, denn hier herrscht noch keineswegs die strenge Abgeschiedenheit der Frau. Das Gebäude bot eine Wiederholung des Palastes im kleinen.

Über die Anmut der Frauen läßt sich streiten. Ohne Frage findet man sympathische Gesichtszüge. Aber die durchbohrten Nasenflügel

und die vom Betelkauen rotgefärbten Zähne zerstören den Eindruck. Ich war überrascht, in der Wohnung des Sultans zwei messingverzierte, kommodenartige Dinge zu finden, die Rabeh aus Bagirmi mit herübergebracht haben sollte. Der Sultan hat überhaupt Geschmack, das sah man bereits in Kusseri an der Art, wie er sein Kriegsvolk vorführte. Er war aber krank, und am nächsten Tage lag er darnieder.

Um noch einige Zoologika von hier zu sammeln und die Gegend kennen zu lernen, ritt ich ganz früh hinaus und kehrte nach drei Stunden mit fünf Gazellen heim, die einzige Wildart, die ich außer einigen Warzenschweinen sah. Um das ganze Wild nach Hause zu tragen, erbot sich der Führer, einige Frauen herbeizuholen, und kehrte nach zehn Minuten mit — seiner alten Mutter zurück, die alles statt seiner schleppen sollte. Die Alte streikte aber energisch und empfahl sich. So mußte der faule Bursche zu unser aller Freude wenigstens einen Teil höchst selbst sich aufpacken.

Die Gegend ist der übliche Busch mit auffallend viel eingestreuten Baumwollfeldern und einigen Bohnenpflanzungen.

Mittags 12 Uhr fuhr ich mit Schmidt und Haberer nach dem Tschad weiter. Ich ließ Heims und Röder zurück, die den Weg über Wulgo-Ngala nach Dikoa nehmen sollten, um erst im Juni in Garua wieder zu mir zu stoßen. Auf diese Weise berührte die Expedition auch die wenig besuchte Nordgrenze des deutschen Tschadseegebiets. Insgesamt war die Expedition somit in vier Teile zerlegt, von denen jeder in aller Muße seinen Aufgaben nachgehen konnte. Freilich wurde es dadurch für die einzelnen etwas einsam.

Der Sultan schenkte mir noch zwei lebende Hyänenhunde (Abb. 57), eine höchst interessante Neuheit für einen zoologischen Garten.

Mein ganzes Interesse richtete sich jetzt darauf, den See zu sehen, von dem ich so viel gehört und so wenig hatte erfahren können, und besonders gespannt war ich darauf, die Bekanntschaft der Inselbewohner zu machen, deren Gefährlichkeit mir noch vor wenigen Tagen geschildert worden war.



55. Pfahlbauten der Station Kusseri gegen die Überschwemmungen des Logone. (S. 68.)



56. Giraffe Josephine. (S. 75.)



57. Hyänenhund. (S. 80.)

Geräuschvoll und in hübscher Fahrt eilte unser Bootchen der Mündung des Schari zu. Eine frische Brise wehte aus Nordost und vertrieb die Hitze. Hunderte von Krokodilen lagen, ein Sinnbild der Trägheit, mit offenen oder geschlossenen Rachen auf den zahlreichen Sandbänken umher, in trauter Nachbarschaft mit Scharen von Strandläufern und Gänsen, Enten und Wassergeflügel verschiedenster Gattung, die sich beim Nahen des Dampfers in wahren Wolken in die Luft erhoben. Bei sinkender Sonne wurde Hoboro, auf der deutschen Seite, erreicht. Die Leute erkannten uns sofort aus Kusseri wieder, wo sie im Gefolge des Sultans Djagara von Gulfei an den Spielen und Festen teilgenommen hatten. Sie richteten uns bereitwillig zur Nacht einen Platz für die Zelte her und brachten, trotz unserer Ablehnung, solche Mengen zur Verpflegung, daß gar nicht alles verzehrt werden konnte. Diese reichen Geschenke an Nahrungsmitteln waren umso zweckloser, als ich auf dem Dampfer noch für zehn Tage mitführte. Die Nacht war empfindlich kalt, das Thermometer zeigte 10 Grad und stieg auch bis zum Nachmittag des folgenden Tages nur wenig, so daß wir zur Erwärmung dicker europäischer Mäntel benötigten.

Der Morgen des 10. Februar sah uns auf der Weiterfahrt; um 9½ Uhr hatten wir den Flußarm des Djimtilo erreicht. Vergeblich bemühten wir uns, in ihn einzudringen, denn mit aller Kraft rannte der Dampfer auf eine Sandbarre auf und saß fest. Alle Versuche, ihn über die Barre zu bringen, scheiterten. Gut, dachten wir, dann also nicht, und bemühten uns, den Dampfer nach rückwärts abzubringen. Dies gelang denn auch endlich durch Schieben der schwarzen Mannschaft, die in das seichte Wasser gesprungen war, durch Stoßen mit langen Stangen und die forcierten Anstrengungen der Maschine, die volle Kraft rückwärts arbeitete. So setzten wir die Reise auf dem Hauptarme fort. Dieser verengte sich allmählich; die Vegetation an den Flußufern trat zurück und machte offenem Gelände Platz, auf dem Grasantilopen und Wasserböcke standen. Mehrmals überraschten wir das Wild am Flusse selbst; dann flüchtete es die Uferböschung hinauf, wo es noch minutenlang starr auf den Störenfried hinabäugte.

Dieses Steppengelände ist mit starkem Riedgras bewachsen. Allerlei Schlinggewächse, darunter besonders eine Windenart, breitet sich rankenförmig darüber aus und erschwert dem Wanderer das Fortkommen. Endlich passierten wir eine kleine Insel, die vorwiegend aus Gras und Schilf zusammengesetzt und mit solchem umrändert war; dann lag plötzlich der See vor uns. Endlos wie ein Meer erstreckte er sich nach Norden hin; die südlichen Ufer waren, soweit das Auge reichte, von einem dichten Papyrusgürtel umschlossen. Hier wehte eine steife Brise, und der hochgehende, weißschäumende See warf das kleine Fahrzeug hin und her, so daß der Kapitän erklärte, besseres Wetter abwarten zu müssen. Einige kleine Sandbänke ragten eben nur über das Wasser hervor. Ich machte das Faltboot klar und fuhr auf eine dieser Bänke, um die Wartezeit mit Fischen auszufüllen, fing aber nur bekannte Arten. Die Revision der als Heizmittel dienenden Holzvorräte ergab, daß diese für die Fahrt über die breite Fläche des Sees nicht genügten; daher fuhren wir in die Mündung zurück, bis schlagbares Holz für die Heizung gefunden war, und bereiteten dort das Lager.

Bald waren Haberer und ich auf dem Wege nach Djimtilo. Wir wollten dort einen ortskundigen Führer für eine am nächsten Tage geplante Streife und einen Dolmetscher der Budumasprache für den Fall des Zusammentreffens mit Inselbewohnern anwerben. Beide wurden uns von dem jungen Schoachef bereitwilligst gestellt. Sie ruderten uns in höchst genußreicher, mehrstündiger Fahrt durch den schmalen Arm und über die Barre, deren Überwindung in der Frühe so schmählich mißlungen war, zum Dampfer zurück, dessen Mannschaft noch eifrig mit dem Sammeln der Holzvorräte beschäftigt war.

Die Boote der Anwohner des Tschadsees unterscheiden sich wesentlich von denen der Flußanwohner, da sie ganz aus leichtem Rohr und Ambatsch hergestellt sind. Ihre Form ist ungemein ansprechend. Der Bug ragt in Schnabelform hoch auf und ist an der Spitze zurückgebogen. Der Rumpf ist leicht oval und liegt tief im Wasser, so daß der wulstförmige Bootsrand, der das gewölbte „Deck“ umrahmt, kaum

zwei Handbreit aus dem Wasser ragt. Trotzdem sind Stabilität und Tragfähigkeit sehr bedeutend und übertreffen sogar die Holzboote gleicher Größe der südlichen Flußanwohner. Die helle Farbe des Materials, aus dem sie hergestellt sind, verleiht ihnen ein äußerst sauberes Ansehen.

Auf meiner Streife sah ich große Mengen von Grasantilopen und Wasserböcken; ich sammelte einige dieser ganz unbekannten Tierformen für die Museen, da hier noch kein Deutscher gejagt hatte. Die weiten, niedrigen Grasebenen, die mit rosenbuschartigen, windenüberzogenen Partien durchsetzt sind, muten fast wie die wiesenreichen Landschaften der heimatlichen Gefilde an. Noch stärker hatte ich diesen Eindruck am Abend, als starker Dunst sich auf die Erde wie Nebel niederließ und eine Herbststimmung hervorzauberte. Auf den weiten Ebenen stand wieder Wild, dessen Konturen man nur undeutlich sah. Die Sonne erschien hinter der dunstigen Luft wie eine matte Scheibe. Als ich wieder im Zelte anlangte, hatte sie der Mond bereits abgelöst.

Die Nacht war wiederum kalt, wenn auch etwas wärmer als die vergangene. Es drohte aber ein heftiger Wind, der für die Fahrt über den See nichts Gutes verhieß. Trotzdem machten wir nach 6 Uhr Anker auf. Als wir aber wieder auf die meerähnliche Fläche des Tschad hinauskamen, war der See in voller Bewegung. Der Kapitän meldete sehr bald, daß bei diesem Seegang für den nur einen Meter tiefgehenden, kiellosen Dampfer eine Weiterfahrt unmöglich sei. Der Grad seiner Stabilität auf offenem See war uns unbekannt; daher folgten wir der Weisung des Kapitäns.

So warfen wir schon gegen 8 Uhr wieder Anker. Um $1^1/_2$ Uhr flaute der Wind ab, und wir fuhren, mäßig schlingernd, mit Kurs nach Nordnordwest weiter. Allmählich wurde es ganz still, aber sehr diesig, so daß man ringsum nur Wasser sah. Gegen 5 Uhr nachmittags sichteten wir die erste Insel und passierten sie bald darauf, dann noch mehrere, die alle noch überflutet waren. Nur die Baumkronen und die Spitzen des sie umgebenden Papyrusgürtels ragten aus den Fluten. Denn der See hatte noch Hochwasser, während das

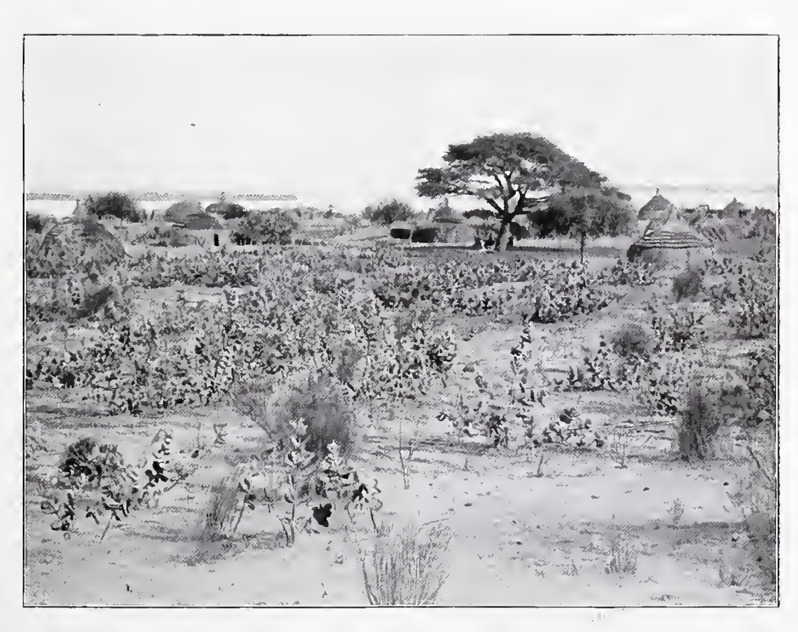
Niveau des Schari, seines einzigen großen Zuflusses bereits seit Oktober stark im Fallen begriffen war. Erst wenn der Schari seinen größten Tiefstand erreicht hat, etwa im April, und wenn die viel früher als hier im Norden niederströmenden Regenmengen am obern Schari den Fluß schon wieder zu füllen beginnen, ist der Wasserstand des Sees am niedrigsten. Dann erst hat die intensive Verdunstung der hier noch herrschenden Trockenzeit den Wasserspiegel des Tschad so weit gesenkt, daß die Oberfläche der erwähnten Inselgruppen zutage tritt. Der Rest des Wassers ist dann stark salzhaltig, was von dem mit Natron durchmischten Salzbelag des Seebodens herrührt. Dieses Salz ist bei den Eingeborenen sehr beliebt und bildet einen geschätzten Handelsartikel. Es wird in großen Stücken aus dem Seeboden gebrochen, getrocknet und nach allen Richtungen verschickt. Hier oben erhält man zwei Blöcke von etwa je 50 Zentimetern Höhe und 5 Zentimetern Dicke für einen Mariatheresientaler, in Fort Lamy kostet das Kilo bereits 4 Franken.

Bald hatten wir die letzte der überfluteten Inseln hinter uns; langsam versank auch sie unter dem Horizont, und eine Stunde lang sahen wir ringsum nur Wasser. Abends setzte noch stärkerer Nebel ein, und als die ersten Baumkronen einer neuen noch tief unter dem Spiegel des Sees liegenden Insel aus Dunst und Wasser auftauchten, stand schon der Vollmond am Himmel und beleuchtete alles tageshell. Trotzdem verweigerte der schwarze Kapitano die Weiterfahrt, der Sandbänke wegen. So gingen wir unter dem Schutz der Insel vor Anker und richteten unser Nachtlager so gut es eben ging auf dem Achterdeck des „Léon Blott“ ein. Das Schilf gewährte uns guten Schutz. Unsere Befürchtung, von Moskitos arg geplagt zu werden, bestätigte sich zum Glück nicht. Vielleicht hatte sie der Mond vertrieben; denn man macht immer wieder die Erfahrung, daß diese Plagegeister verschwinden, sobald das Licht des Mondes das Dunkel der Nacht vertreibt.

Erst nach 6 Uhr, da die Kessel zu spät angeheizt waren, erfolgte am nächsten Morgen die Weiterfahrt bei 14 Grad. Alles fror fürchterlich und saß in Mantel und dicke Decken gehüllt. Die frische



58. Faserpflanze (Calotropis procera). (S. 85.)



59. Insel Bugomi. (S. 86.)



60. Insel Ifa. (S. 86.)



61. Budumadorf auf Ifa. (S. 86.)

Brise tat das ihre. Der See blieb aber ruhig und machte die Fahrt beim Fortschreiten des Tages ideal. Immer häufiger streckten die Bäume der noch überfluteten Inseln ihre Äste und Kronen aus dem Wasser, eng umdrängt von Papyrus und Schilf und von undurchdringlichem Dornengestrüpp. Endlich, während wir im Zickzack nach Norden fuhren, kam die erste Land zeigende Insel in Sicht. Sie war unbewohnt und trug lichtstehende Tamarindenwälder und akazienartigen Baumbestand. Die Oberfläche wies dünenartigen Flugsand auf. Wir fuhren an ihr vorüber, da wir die Dörfer der Insulaner suchten.

Bald sahen wir eine größere Insel, die Land zeigte. Wir fuhren dicht an der Küste entlang. Aber auch hier landeten wir nicht, da wir keinen Bewohner gewahrten. Nach 9 Uhr sichteten wir eine andere große Insel, auf der ich Menschen, wenn auch keine Hütten gewahrte. Hier ließ ich landen. Ein von Djimtilo mitgenommener Führer, eine alte Schlafmütze, der aber öfter hier war und Buduma, die Sprache der gleichnamigen Inselbewohner, sprach, erklärte, er kenne im Innern ein Dorf. Sogleich machten wir uns auf den Weg dorthin. Er führte über Hügel, die mit tiefem Flugsand bedeckt sind, aus dem ein an Besenpfriem und an Retam der Araber (die Ginsterart Retama raetam) erinnernder Strauch mit blattlosen Rutenzweigen, die Asklepiadacee Leptadenia pyrotechnica *Dcne.*, und eine Faserpflanze (Abb. 58) in größern Mengen herauswuchsen, die man als typische Vegetationserscheinungen für das gesamte Gebiet des Tschad ansprechen kann. Die letztere großblättrige Pflanze wird von den Inselbewohnern Kaju, von den Arabern Oschar genannt und heißt botanisch Calotropis procera. Sie ist durch das ganze nordafrikanisch-indische Wüsten- und Steppengebiet verbreitet. Der Stengel gibt eine vorzügliche Faser, aus der die Insulaner Matten und Körbe, Stricke, Netze und Fischreusen in geschicktester Weise anfertigen. Die Vegetation wird vervollständigt durch lichte Bestände von Tamarinden und Akazien, die sich nur vereinzelt zu dichtern Gruppen waldähnlichen Charakters zusammenschließen.

Unsere Hoffnung, die Dorfbewohner anzutreffen, erfüllte sich nur allmählich, denn außer einigen Weibern war alles aus Furcht vor uns

Ankömmlingen entflohen. Die Furcht hatte wohl ihren Grund in kriegerischen Unternehmungen der Franzosen, die vor Jahresfrist gegen die Insulaner stattgefunden hatten, um den fortwährenden Unruhen ein Ende zu bereiten. Die Razzia hatte gründlich Wandel geschaffen. Die Bevölkerung war friedlich. Diese Erfahrung machten auch wir. Denn als sich endlich der etwas idiotische Bruder des Dorfchefs und hierauf dieser selbst einstellte, ging man auf unsere Wünsche ein und es wurde sogar eine günstige Anlegestelle für den Dampfer angegeben unmittelbar unterhalb des Dorfes. Lebensmittel waren freilich anfangs nicht zu erhalten, aber der Anblick eines Mariatheresientalers erweichte endlich die Gemüter und zauberte Eier und Milch herbei.

Die Insel hieß Isa (Abb. 60) und war nach Aussage der Bewohner von Europäern noch nicht betreten. Sie liegt im südlichern Teil der großen Inselgruppe, die die ganze Nordostecke des Sees einnimmt, ist schmal und langgestreckt und von den Nachbarinseln durch seenartige Wasserarme getrennt. Ihre typische, öde Landschaft ist allen anderen Inseln gemein. Als Anbaufrüchte finden wir in der Hauptsache Durraarten.

Die Bewohner heißen Buduma (Abb. 62—65) und Kuri und sind Mohammedaner. Sie tragen durchweg das weite Bornugewand „Gabak“, hier Bol genannt. Sie bewohnen Rundhütten besonderer Art (Abb. 61) mit reicher Inneneinrichtung; diese verteilt sich auf mehrere Appartements, die durch hohe Strohmatten und hüttenähnliche Geflechte voneinander getrennt sind. Alle Insulaner unterstehen einem großen Häuptling oder „Chef“ namens Bugomi, der auf der gleichnamigen Insel (Abb. 59) seine Residenz hat. Neuerdings gilt dies auch für die auf der Insel Daldal sitzenden Kanembu, die früher einem eigenen Chef gehorchten.

Die Buduma sind vortreffliche Viehzüchter. Das Vieh (Abb. 66) ist von besonderm Schlag, buckellos, sehr kräftig und fast durchgehends von weißer Farbe. Den Kopf zieren Hörner von enormen Dimensionen. Fast weiß sind auch die Ziegen. Schafe sahen wir nicht, dagegen einige Pferde, die hier von aus Bornu eingeführten Tieren gezogen

werden. Mit Bornu herrscht überhaupt ein reger Handelsverkehr. Seltsam sehen die Viehtransporte aus, die auf größeren, wundervoll geflochtenen Kanus aus Papyrus nach Kekua gebracht werden. Dies ist hauptsächlich in der Zeit des niedrigen Wasserstandes der Fall, im Juli, wenn kein hoher Wellenschlag zu befürchten ist und der Verkehr durch das kaum knietiefe Wasser von Insel zu Insel zu Fuß geschieht. Dann beginnt auch die fette Zeit für die Rinderherden, die die Weideplätze nach Belieben wechseln können. Für größere Fahrzeuge, wie den Dampfer, sind trotz ihres geringen Tiefgangs auch in der Zeit des hohen Wasserstandes nur bestimmte Passagen befahrbar; sonst finden sich überall Sumpf und Sandbänke. Anscheinend rückt der Papyrusschilfgürtel (Abb. 67), der das Südufer umsäumt, nach Norden vor und überwuchert den See im Laufe der kommenden Jahrhunderte langsam, aber sicher. Auf der Insel wird auch viel Salz gewonnen und zwar aus einer Kubai genannten Graspflanze, die gedörrt und verbrannt wird und deren gesottene Asche beim Trocknen an der Sonne die Salzkruste absondert.

Die Bevölkerung zeigte sich immer zutraulicher und brachte willig Hausgerät und andere Gebrauchsgegenstände zum Verkauf. Selbst ein großer Korb Hühnereier, deren Vorhandensein anfangs so lebhaft bestritten worden war, wurde als Geschenk gebracht. Ich sandte Gegengaben an Chef Bugomi und kündigte unsern Besuch für den folgenden Tag an, um einem abermaligen Entlaufen vorzubeugen.

Die dreieinhalbstündige Fahrt führte durch äußerst reizvolle Kanäle und seenartige Erweiterungen. Die Sonne erhob sich klar und riesengroß aus feuchtem Bett und wärmte wohlig die Menschen. Wir konnten uns nicht satt sehen an der Schönheit dieses Seen- und Landschaftsbildes, das inmitten dieser Inselgruppen vor uns noch kein Deutscher genossen hatte.

Bugomi war mit seinem Stabe am Ufer; er betrachtete uns Fremdlinge mit Interesse, aber ohne Scheu, und geleitete uns in das Dorf, wo ich sein Gastgeschenk in Gestalt eines mächtig gehörnten weißen Rindes erhielt.

Bald begann eine rege Tätigkeit. Während Haberer auf der Vogeljagd mit seinen Präparatoren über die Insel schwärmte, wandte ich mich den Hütten zu, um zu skizzieren, Sprachen aufzunehmen und zu photographieren.

Ein Gang über die dünensandartigen, spärlich bewachsenen Hügel der etwa fünf Kilometer langen Insel, bei dem ich mehrere Dörfer passierte, brachte mich an einen idyllisch gelegenen schilfreichen See, der von Bäumen umsäumt war und in der Mitte etwas freies Wasser zeigte. Ein Krokodil sprang bei meinem Nahen ins Wasser, und auf der freien Fläche zeigten sich die Köpfe einiger Flußpferde, von denen eines den Rachen mächtig aufsperrte. Vom Hügelrücken aus genoß ich eine wunderbare Rundsicht über weite Teile der Insel und der inselreichen Seenpartie (s. bunte Tafel).

Erst am 17. Februar konnten wir uns nach vielseitigen und anregenden Studien auf der Insel entschließen, ihr Lebewohl zu sagen. Voll der angenehmsten Eindrücke verließen wir sie. Dieser Teil der Reise hatte uns in hohem Grad befriedigt und über Erwarten viel Schönes geboten. Nach den Beschreibungen hatte man sich die Insulaner als „scheue Wilde" vorzustellen. Dies ist aber, wie wir gesehen haben, ganz und gar nicht der Fall. Die unzuverlässigen Angaben, die wir immer nur hatten erhalten können, haben ihren Grund in der Unkenntnis, die im allgemeinen noch über den See herrscht; denn die Zahl derer, die ihn befahren haben, auch die Franzosen eingerechnet, ist sehr gering. Die meisten Inseln sind bisher von Europäern unbetreten geblieben, auch Bugomi war erst einmal besucht worden. Das Kartenmaterial ist ganz unzureichend und gibt die Lage der Inseln nur ganz allgemein an, ohne Anspruch auf Genauigkeit.

Nunmehr dampften wir nach Bol, einem seit anderthalb Jahren verlassenen Posten der Franzosen (Abb. 68, 69), wo wir schon nach eineinhalb Stunden eintrafen. Da Bol ganz menschenleer ist, machten wir an der Insel Dandal fest, die vom alten Posten nur durch einen Wasserarm von höchstens 200 Metern getrennt ist. Die Ruinen des Stationshauses stehen noch zum Teil, und wir verfehlten nicht, sie zu



Insel im Tschadsee.
Aquarell von E. M. Heims.

besichtigen. Bol liegt auf einer Halbinsel, die schon zu Kanem gehört. Auf Dandal beschäftigten wir uns mit dem Fang niederer Tiere und machten gute Beute; wir fingen ganz neue Arten, über die Haberer vor Entzücken außer sich geriet. Auch eine Puffotter wurde auf der sandigen, vegetationslosen Insel eingebracht. Die Finder wurden mit Messern und Spiegeln belohnt.

Um 3 Uhr nahmen wir wieder Anker auf und landeten bei sinkender Sonne auf Melea, nachdem wir viele größere und kleinere Eilande passiert hatten. Hier hofften wir Holz für den Dampfer zu finden, aber die akazienartigen Bäume waren zu grün. Trotzdem schlugen wir am Strande die Zelte unterhalb des großen Dorfes Melea auf, dessen gleichnamiger Chef uns mit seinen Leuten entgegenkam und willig die Zelte ans Land schaffen half. Mehrere große Inseln umgeben Melea, von denen Mudi Kura und Mudi Kuta die bedeutendsten sind.

Als die Nacht herabgesunken war, beobachteten wir eine eigentümliche Erscheinung. Das Inselufer schien wie mit Funken übersät. Es waren viele Tausende kleiner Glühwürmchen, die auf dem Boden krochen.

Während des Aufenthalts auf den Inseln hatten wir außerordentlich klares, im ganzen warmes, über Mittag sehr heißes Wetter gehabt. Erst in der letzten Nacht vor dem geplanten Aufbruch erhob sich ein böiger Wind, der unsere Zelte in Gefahr brachte. Die sichtige Luft wich leichtem Nebel. Trotzdem versuchten wir am folgenden Vormittag den Aufbruch. Gegen 10½ Uhr, nach Abschluß der Sammlungen, erfolgte die Abfahrt. Der See sah recht böse aus und zeigte weiße Köpfe. Die Fahrt gestaltete sich aber doch ganz leidlich. Gegen 2 Uhr, nicht mehr weit vom „großen Tschad", dem insellosen Meer, landeten wir, um Holz zu fällen. Die Insel, an der wir Anker warfen, war unbewohnt und im Gegensatz zu den uns bekannt gewordenen ganz flach. Spuren von Vieh waren zu bemerken. Der Nebel wurde dichter, die Orientierung hörte auf. So blieb uns nichts übrig, als das Lager aufzuschlagen, Windstille und klare Luft

abzuwarten; denn die Seetüchtigkeit des kiellosen Dampfers ist immerhin sehr bedingt, und Kompaß und Karte existierten auf unserem „Panzer" natürlich nicht.

Wir vertrieben uns den unfreiwilligen Aufenthalt nach Möglichkeit. Es gibt ja immer etwas zu sammeln oder zu beobachten. Am Abend freilich gestattete die zunehmende Dicke des Nebels nicht mehr, weiter als 200 Schritt zu sehen. Die Temperatur betrug morgens 19 Grad, bei Sonnenuntergang 27 Grad. Auch nächsten Tages noch, als wir aufs neue die Reise wagten, herrschte heftiger Wind. Solange wir uns in den Wasserstraßen oder -becken zwischen den Inseln befanden, hatte es nichts besonderes zu bedeuten. Bald aber kamen wir ins freiere Wasser, in die Region der überfluteten Inseln. Dort wurde der Seegang heftig, so daß der Kapitän riet, im Schutze des Schilfs besseres Wetter abzuwarten. Dieses trat aber erst gegen Sonnenuntergang ein. Da überdies der Mond spät erschien, wurde wieder an Bord übernachtet. Wir hielten uns aber am Abend durch eine Fahrt im Faltboot schadlos und erbeuteten einige neue Vogelarten.

Trotz starker Brise beim ersten Morgenlicht beschlossen wir die Weiterfahrt. Wenn auch der See recht hoch ging, überall weiße Köpfe tanzten und das Boot ein paarmal bedenklich schlingerte und Wasser nahm, lief alles gut ab. Nach anderthalb Stunden sahen wir bei klarem Wetter nichts mehr als Wasser ringsum. Dies bewies, daß nicht nur der Nebel, wie wir bei der Herfahrt glaubten, die Illusion des „Meeres" hervorgerufen hatte. Um 10 1/4 Uhr fuhren wir endlich wieder in die Mündung des Schari ein.

Die Erlebnisse dieser Tage werden mir in schönster Erinnerung bleiben. Das Gebiet des Tschad hatte weit mehr gehalten, als es versprach. Sowohl die Inselwelt wie der offene See erwiesen sich als imposanter und ergiebiger als ihr Ruf. Wir hatten eine Fülle schöner Landschaftsbilder genossen und ein über Erwarten reiches Material für unsere Studien vorgefunden, dessen Ausbeute allein schon Gewähr leistet, daß die Expedition kein unfruchtbares Unternehmen gewesen ist.

Bald nach der Einfahrt in den Schari landeten wir, um Holz für das Dampfboot zu schlagen, da unser Vorrat erschöpft war. Wir erfuhren hier die Anwesenheit von Heims und Röder in Schoe, einem kleinern Ort am Flusse gegenüber Mani, wo wir die Nacht verbringen wollten. Da wir urspünglich die Absicht gehabt hatten, von Djimtilo zu Fuß nach Lamy zurückzukehren, gab es gegenseitig ein freudiges Erstaunen.

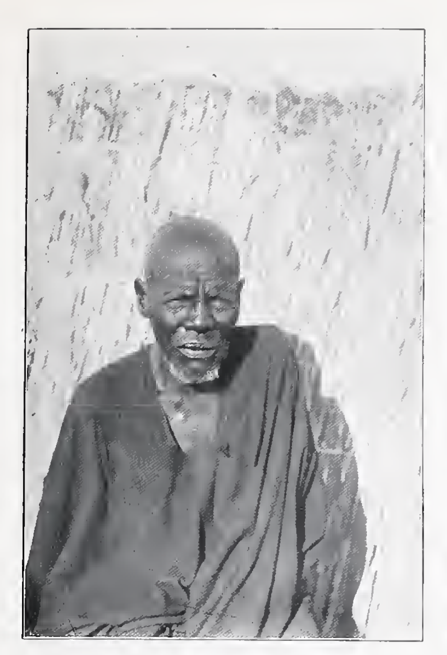
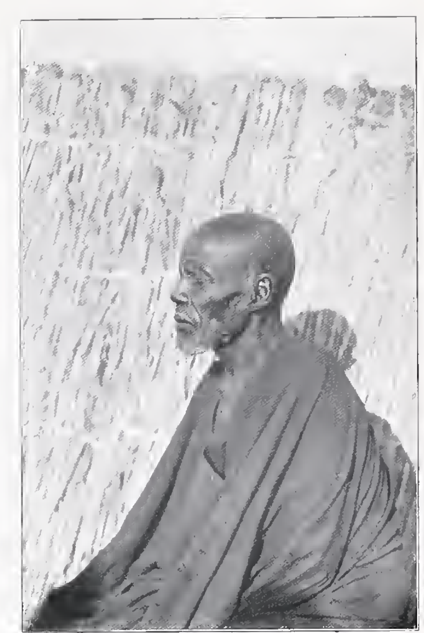
Der Schari bildet an seinem Unterlauf für die Tierwelt eine scharfe Grenze. Während z. B. am Ostufer Nashorn und Büffel und vor allem die Giraffe häufig sind, fehlen diese Wildarten auf dem westlichen Ufer ganz. Heimische Museen beherbergen noch keinen Vertreter der hiesigen Fauna; daher bildete die Sammlung zoologischer Objekte einen wichtigen Teil der Aufgabe unserer Expedition. Auch das Studium der Frage, ob die Fauna des Sudan, zu der der Tschad zu rechnen ist, sich der ostafrikanischen in ihrer Form nähere, war von nicht unwesentlichem Interesse. Im Araberdörfchen Abilela hatten wir den rechten Platz hierzu gefunden, denn hier gibt es Wild aller Art in Hülle und Fülle. Auffallend ist gerade hier der Reichtum an Giraffen, während diese Tierart nördlich und südlich abzunehmen scheint. Wir beobachteten im Buschbestand des wenig übersichtlichen Geländes in den ersten eineinhalb Tagen 28 dieser schönen Tiere und erlegten vier, womit wir uns begnügten.

Schon auf dem ersten Nachmittagsgang sichtete ich sechs Tiere unweit des Flusses und Lagers. Ich ließ mich aber durch die Größe des Wildes, von dem ich anfangs nur die Läufe unter den Bäumen hervorragen sah, in der Entfernung täuschen und — fehlte. Glücklicher war ich tags darauf. Nach Erlegung eines Pallah und einer Pferdeantilope gewahrte ich plötzlich drei Giraffen durch den Busch ziehen und schlich mich so schnell und geräuschlos als möglich an. Da sah ich den langen Hals über den Baumwipfeln und darunter auf 150 Schritt das bunte Fell eines starken Tieres. Auf den Schuß zeichnete das riesige Wild mit einer Flucht nach vorwärts, während der Hals tief gesenkt wurde. Dann tobte alles ab und ward in

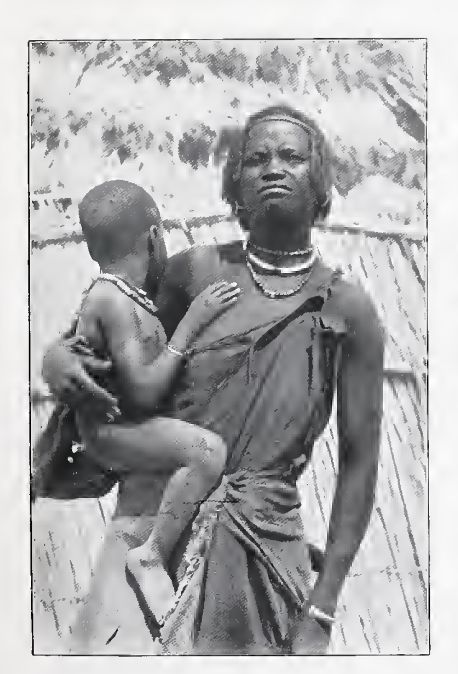
Staub verhüllt. Auf dem Anschuß fand ich Schweiß und nach knapp 100 Schritt auf einer offenen Stelle meine Giraffe im Verenden. Es war ein altes, starkes weibliches Stück mit ganz dunkler, netzartiger Zeichnung, die an die Giraffe des Bahr-el-Ghazal erinnert.

Ich sandte einen Schoa nach Abilela zurück, und nach zwei Stunden waren 20 Leute zur Stelle. Nach weiteren anderthalb Stunden war die Decke abgeschlagen, und dann keuchten die Leute mit ihrer schweren Last heimwärts, wo sie eine Stunde nach uns anlangten. Haberer hatte unterdessen ein Schwein geschossen und sechs Giraffen gesehen. Zugleich erhielten wir auch von Schmidt die Nachricht, daß er zwei Giraffen geschossen habe. Ich sandte ihm daher Leute mit Messern und Laternen; nachts um $^1/_2$ 1 Uhr kehrte er mit seinen Häuten ins Dorf zurück. Eins der erlegten Tiere war ein Bulle von enormer Größe. Die Jagdausbeute des ganzen Tages befriedigte in so hohem Grad, daß ich einen Jagdruhetag einlegen konnte. Dafür fischte ich mit Haberer im Schari.

Wir fingen gute und seltene Sachen. Währenddessen arbeiteten 40 Leute des Sultans an der Präparierung der Giraffenfelle. Diese Decken sind mehr als fingerdick; um sie vor Fäulnis zu bewahren, ist die Entfernung der Fettschicht unbedingt erforderlich. Diese Arbeit dauert stets mehrere Stunden und wird durch die nicht minder umständliche des Einsalzens abgelöst, wozu das Salz des Tschadsees das erforderliche Material lieferte. Das Einsalzen hat den Zweck, die Decke von der in ihr haftenden Feuchtigkeit zu befreien. Die Wirkung wird erhöht, indem man die Haut zusammenschlägt und zum Schutz vor Raubzeug während der Nacht auf einer Astgabelung aufbewahrt. Am folgenden Morgen öffnet man das Fell und läßt das angesammelte Wasser abfließen, kratzt die Decke ordentlich ab und beginnt dann die Prozedur des Einsalzens von neuem, worauf man die Decke wiederum einschlägt und das Salz abermals zwölf Stunden wirken läßt. Dann erst wird die Decke mit der Fettseite nach außen unter einem eigens hierzu errichteten Grasdach zum Schutz gegen die Sonnenwirkung an luftiger Stelle getrocknet.

62 u. 63. Budumamann. (S. 86.)




64 u. 65. Budumafrau. (S. 86.)



66. Rinder der Buduma. (S. 86.)



67. Papyrusschilf auf Bugomi. (S. 87.)

Alsbald forderte die reiche Jagdgelegenheit zu neuer Beute heraus. Ich schoß einen Keiler, einen Dücker, dann eine kapitale Pferdeantilope (Abb. 70, 72). Sie stand auf 40 Schritt, ohne uns zu äugen — ein sehr seltener Fall! Auf den Schuß raste sie auf uns los, schwankte ab, erhielt einen zweiten Schuß und überschlug sich, stand nochmals auf und brach auf den dritten endgültig zusammen. Als wir im Begriff waren, die Decke zu streifen, kam mein Führer, der vorausgeeilt war, um Leute zu holen, mit der Nachricht: unweit ständen Giraffen. Sofort eilte ich im Laufschritt dorthin. Das Riesenwild war zwar von der Blöße, auf der es gesichtet war, heruntergewechselt; wir fanden es aber nach kurzem Suchen im Busch. Deutlich ragte der lange Hals und die Schulterpartie aus dem Laub empor. Auf den Schuß zeichnete die Giraffe und schwankte hinter einen Baum, während ich heranging; gleich darauf erschien sie auf der andern Seite des Busches, wo ich sie schon im Anschlag erwartete. Der Schuß warf sie einfach um. Es dunkelte bereits. Ich ließ eine Wache zurück und ritt schleunigst zum Lager, um Leute zu holen, und bald war Schmidt mit 8 Tragochsen und 20 Mann auf dem Wege. Eine Laterne leuchtete ihm. Um 7 Uhr abends rückte er ab, und erst um 11 Uhr nachts waren die wertvollen Objekte im Lager. So gab es denn wieder ein allgemeines Schaben und Kratzen und Zubereiten der Felle.

Mit den Arabern zu jagen, ist ein Vergnügen. Wenn sie auch nichts mit ihren Stammesgenossen aus Syrien und Ägypten gemein haben, von schwarzer Hautfarbe sind und im Busch notdürftig mit einem Fell bekleidet gehen, so tragen sie doch andererseits alle Merkmale einer höherstehenden Rasse. Die Gesichtszüge sind scharf geschnitten, die klarblickenden Augen verraten Intelligenz. Es gibt Führer, denen nichts im Busch entgeht. Wunderbares in dieser Beziehung leistete ein junger Bursche von knapp 10 Jahren, der jeden Wink erfaßte, auf jede Fährte wies und für alles ein Auge hatte. Sein junger Kamerad stand ihm getreulich bei. Die Weiber sind von ganz besonderem Typ, und die feinen Gesichter deuten auf Rasse. Die langen

geflochtenen Haarzöpfe, die zu beiden Seiten des Kopfes bis zur Schulter hinabhängen, erhöhen den Eindruck des Besonderen noch. Während die verheirateten Frauen den über den Hinterkopf herabhängenden Zopf in einem Knoten am Nacken endigen lassen (Abb. 71), pflegen die jungen Mädchen ihn in einer senkrecht nach oben endenden Spitze auslaufen zu lassen, als Zeichen ihrer Untergebenheit; eine Zierde, die bei der Verheiratung schwindet.

* * *

Die Araber bilden ein besonderes Element im Gebiet des Tschadsees und in Bagirmi, wo sie weit verbreitet und in zahlreichen Stämmen vertreten sind.

Die bedeutendsten Stämme des Nordens sind die Bulala in Hadjer el Hamis unter ihrem Chef Abd er Aman, deren Zentrum in Massakori zu suchen ist, ferner die Salamat dar Bigieli unter ihrem Chef Hamis in Djimtilo. Ein bedeutender Stamm sind die Babalia, deren Häuptling Malum d'Aman gleichzeitig der Imam (Marabut) oder Hohepriester aller Araber im „cercle de Fort Lamy" ist. Ferner finden wir die Hamadie zwischen Kassomu und Gulfei. Sie sondern sich in zwei Gruppen unter den Chefs Eli in Daba und Mussa in Antrebo. Südlich von Gulfei sitzen die Salamat Uled Rhenin. Ihr Oberhaupt nennt sich Ahmed abu Redia. In Tiucla finden wir eine Gruppe der Uled abu Kader unter dem Scheich Dana, während eine andere Gruppe desselben Stammes unter Idris in Diammena residiert. Andere Stämme sind die Benisset unter den Scheichs Aya und Lamen Gassi in Fatata, die Assala in Assale, dem Sitz des Häuptlings Ahmed ul Ziber, sowie die Salamat Uled Funda unter Yannus in Fulga. Die Umgebung von Kusseri bewohnen die Salamat Amafan unter ihrem Scheich Aklé; sie zeichnen sich durch großen Rinderbesitz aus.

Das eigentliche Bagirmi wird beherrscht von dem mächtigen Stamm der Dahähere, der sich über das ganze Land in nicht weniger als 12 Tochterstämmen verteilt, die wiederum in Einzelsippen unter je einem besondern Chef zerfallen.

Die Dahähere, die zur Zeit des Ahmed el Kabir vor 337 Jahren aus Mesra eingewandert sein sollen, gliedern sich wie folgt:

I. Am Zed in Baka.

1. Am Kobora
2. Micheri
3. Uled Uet
4. Ab Diodio
5. Am Man
6. Am Ziungo
7. Am Sime (Wali).

II. M'Keut in Konré und Musmare.

1. Uled Mada
2. Mogögrid.

III. Uled Abu Eli in Bugta.

1. Amra
2. Am Zirega
3. Am Berdji
4. Abbo
5. Zerga
6. Uled Eli.

IV. Uled Nasser östlich von Kole.

1. Uled Adieres
2. Uled Amrei
3. Uled Ayat.

V. Fagara zwischen Babri, Algarat und Lidjei.

1. Djedaya
2. Uled Hamet.

VI. Diatme in Motmoro.

1. Scheich Utman.

VII. Am Daut bei Dabkara und Addara.

1. Uled Matr
2. Uled Amdau
3. Ogba.

VIII. Haddadin in Melfi und Bedanga.

Chef Haruna.

IX. Zalagmeh in Amut-es-saba und Dogme.

1. Am Khedir
2. Uled Berere (Kadi)
3. Uled Kassap
4. Uled Bedri
5. Uled Hassan
6. Uled Telei
7. Uled Radiep
8. Am Choka.

X. Zubalat in Babri-Kurnus.

Chef in Melfi.

1. Uled Adiami
2. Göggida
3. Uled Kerim
4. Hamaida.

XI. Bulguna in Komi.

1. Am Amat
2. Fileo
3. Wa
4. Mileze
5. Heze
6. Andai.

XII. Diamussa in Djamena.

1. Uled Lisset
2. Uled Dierés
3. Amir Gussa
4. Cheduda
5. Uled Adi
6. Uled Izes
7. Mait-el-Burluku
8. Felu
9. Am Belal
10. Hamadie
11. Meit.

Alle diese Stämme haben natürlich mit den Haussa, die bei ihnen gelegentlich durchreisen oder hier ansässig sind, und den im Innern Bagirmis weitverzweigten Fullata (Fullah) den Islam als Religion gemein. Wie wohl alle afrikanische Eingeborenenkultur, ist auch der Islam von Norden her eingewandert. In Bagirmi hat er daher auch verhältnismäßig spät seinen Einzug gehalten; in Bornu und Borku, in Kanem, bei den Wadai und Massalit sowie am Fittrisee finden wir ihn bedeutend früher. Seine rapide Abnahme nach Süden zu bestätigt diese Auffassung. Denn während wir die Tschadgebiete als Hochburg bezeichnen können, wir auch in Tschekna, der Hauptstadt von Bagirmi, noch gedeckte Moscheen finden, ist dies schon südlich von Melfi nicht mehr der Fall, und bei Busso am Schari kennt man den Islam kaum mehr als dem Namen nach und verrichtet sein Gebet nur, um der Sitte zu genügen. Hier sollen kaum 50 Jahre seit der Einführung der Lehre Mohammeds verflossen sein.

In Bagirmi ist Schoa die Bezeichnung für Araber, eine Benennung, die auch in Nordkamerun häufig ist. Die Sprache dieser



68 u. 69. Verlassene französische Station Bol. (S. 88.)



70. Pferdeantilope. (S. 93.)

Araber, die aber von der in Nordafrika gesprochenen erheblich abweicht, gilt hier überall als Handelssprache. Man bedient sich ihrer, ohne daß die Ursprache des Landes darunter leidet.

* * *

In unserem Standquartier Abilela sowie in allen anderen Araberdörfern sahen wir als „Haustiere“ Strauße umherlaufen, die des Federverkaufs willen gehalten werden. Die großen dummen Vögel kommen ungeniert ins Zelt und während wir bei Tische saßen, pickten sie auf Armlänge von uns ihre Nahrung vom Boden. Es waren darunter ältere Hähne mit prachtvollem Federkleid; die meisten aber liefen kahl gerupft, ganz nackend umher, mit rosa oder weißlich schimmernder Haut. Wilde Strauße findet man vereinzelt im Hinterland; die zahmen sind aus zufällig gefundenen Eiern ausgebrütet worden. Dies geschieht auf sehr einfache Weise; eine flache Höhlung im Sande wird mit etwas Reisig verdeckt; repräsentiert das Nest, das Brutgeschäft besorgt die Sonne.

Mit den inzwischen aus Hadjer el Hamis eingetroffenen 29 Tragochsen, deren jeder eine Doppellast erhielt, brachen wir am 27. Februar früh weiter nach Süden auf. Den Dampfer entließ ich und sandte ihn mit den Trophäen und den überflüssigen Sachen nach Kusseri.

Das Schnüren der Lasten und Beladen der Tiere erfordert hier regelmäßig eine Geduldsprobe. Jeder Ochse trägt außer seinen beiden Lasten noch seinen Führer. Das Gepäck muß gut ausbalanciert werden, da die schwerere Seite sonst die leichtere herunterreißt. Dies ereignet sich sowieso jeden Tag, und beständig hört man das Gepolter herabstürzender Kisten, die durch diese Behandlung nicht gerade besser werden. Unter anderthalb Stunden „Vorbereitungen“ setzt sich die Karawane niemals in Marsch, während man mit gutgeschulten Trägern in einer halben Stunde unterwegs ist. Die Tiere ermüden bald, die schwachen fallen auf den schlechten Wegen, die in der Trockenzeit mit einem gefrorenen Sturzacker große Ähnlichkeit haben, die Lasten werden durch überhängende Dornenzweige heruntergerissen usw. Dadurch entstehen Aufenthalte mannigfacher Art, die das Reisen nicht gerade

angenehmer machen. Aber die französische „Humanität“ verbietet die Trägerarbeit in allen Gegenden, wo Tiere Ersatz schaffen können! Vielleicht bricht auch in Europa noch einmal das goldene Zeitalter heran, wo den Menschen jede Arbeit aus Humanitätsgründen verboten wird!

Zunächst marschierten wir von Abilela nur drei Stunden bis Dugia, einem Kotokodorf, dessen Einwohner, wie alle Kotoko am rechten Schariufer, von der deutschen Seite herübergekommen sind aus Furcht vor der Grausamkeit ihres Sultans Djagara von Gulfei, dem es auf einen Kopf oder eine Hand nicht ankam. Sahen wir doch in Mani einen Mann, dem eines Diebstahls wegen vor nicht langer Zeit die rechte Hand kunstvoll im Gelenke abgetrennt war, eine Verstümmelung, die ihn aber nicht hinderte, in der „Hofkapelle“ tätig zu sein.

In Dugia verbrachten wir drei Tage mit ethnographischen Arbeiten und Streifen in Busch und Feld. Auf einer dieser Ausflüge sah ich eine Rotte von 30 Warzenschweinen auf einer Wiese brechen, wobei sie auf den Knien lagen. Die vielen aufragenden Kruppen dieser Tiere, deren Köpfe unsichtbar im Grase steckten, boten einen äußerst spaßhaften Anblick.

In der Nacht lernten wir eine neue Art Fischerei der Kotoko kennen; die großen Kanus fuhren auf die Mitte des Flusses, ließen die Netze fallen und trieben die Fische durch Lärm, der durch Aufschlagen von Holz auf den Bootrand hervorgerufen wird, in die Maschen des Netzes. Das Resultat war aber gering. Das schien auch eine alte Hyäne zu beklagen, denn sie heulte trotz Laternen und trotz des Spektakels in unmittelbarer Nähe des Ortes weiter.

In den ersten Marschtagen hinter Abilela zeigte die Landschaft denselben Charakter, den wir schon seit Anfang Oktober, seit Fort de Possel, kannten: Dornbusch. Hin und wieder wurde die Eintönigkeit durch eine Graspartie und durch etwas übersichtlicheres Gelände unterbrochen; hier und da zeigte eine Bodensenkung noch ein wenig schmutziges, übelriechendes Wasser, das Mensch und Tier jedoch mit Behagen schlürften; Anziehendes aber suchte man vergebens. Die Uferlandschaften sind seit der Übernahme durch die Franzosen, d. h. seit dem Ende der Despoten-

herrschaft Rabehs, stark besiedelt. Bei Dugia stieß ich auf eine sehr hübsche Parklandschaft mit geschlossenen Waldbeständen und grüner, Serradella-ähnlicher Grasdecke.

Wir zogen weiter nach Süden und verlegten das Lager in das Araberdorf Abugoie, das sich durch enorme Durrafelder auszeichnet. Dies Dorf besteht aus zwei getrennten Siedlungen, die etwa 200 Meter voneinander liegen und die während der Regen- und Trockenzeit der Wasserverhältnisse wegen gewechselt werden.

Hier begegnete uns ein Reiter mit etwas Post, die mir die traurige Nachricht vom Tode des Majors Dominik brachte. Wir waren über diesen überaus schmerzlichen Verlust aufs tiefste betrübt! Die Persönlichkeit Dominiks mußte man unter den obwaltenden Verhältnissen als geradezu unentbehrlich betrachten. Der Name Dominik war bei allen Leuten bis hinauf in den Norden bekannt und gefürchtet. Ein beredtes Zeugnis dafür war die Wirkung der erschütternden Nachricht auf die Soldaten, die teilweise in Jaunde unter Dominik gedient und mit ihm an manchem Feldzuge teilgenommen hatten. Ehre diesem vortrefflichen Manne und furchtlosen Soldaten, dem die Kunst der Eingeborenenbehandlung wie keinem zweiten gegeben war! Wir haben auf unseren Märschen hinlänglich Gelegenheit gehabt, zu beobachten und zu beurteilen, wie schwer die Kunst der richtigen Eingeborenenbehandlung ist und wie viel in dieser Beziehung zum Schaden der Europäer gefehlt wird.

Die Uferlandschaften des untern Schari sind nicht frei von Glossinen, wenn sie auch nicht in solchen Mengen wie an seinem Oberlaufe auftreten. Die Viehwirtschaft wird aber immerhin durch sie stark beeinträchtigt. Weiter nach Bagirmi hinein hört die Plage auf, weshalb auch die Auswahl an Tragochsen und deren Leistungsfähigkeit dort größer ist. Der Menschenschlag ist im ganzen gesund, Augenkrankheiten aber findet man häufig, seltener lepröse Erscheinungen. Schwerkranke sahen wir nirgends.

Das Klima war zur Zeit unsers Aufenthalts noch angenehm; besonders die Nächte und die frühen Morgenstunden waren erfrischend

kühl. Die Tagestemperaturen aber zeigten schon eine steigende Tendenz. Im Mai und Juni sollen Temperaturen von 50 Grad nicht zu den Seltenheiten gehören, und man gewöhnt sich bald daran, 35 Grad als kühl zu betrachten. Die steigende Wärme schien auch dem Federwild nicht recht zu behagen, denn bei Hellwerden bemerkte Haberer von seinem Zelt aus eine Kette Perlhühner bis zum Bauch regungslos im Wasser stehen und sich kühlen. Bei zunehmendem Tageslicht liefen sie davon.

Eine andere seltsame Erfahrung machten wir bei einem Fischfang mittels Dynamit: daß alle durch die Explosion getöteten Welse auf den Seeboden sanken, während die anderen Fischarten, wie stets, an der Oberfläche umhertrieben.

Am 4. März erreichten wir Französisch-Gulfei, dem deutschen Orte gegenüber gelegen. Nicht lange dauerte es, so besuchte mich Djagara. Es war das erstemal seit der Annexion der Weißen, daß er das französische Gebiet betrat. Der alte Schlauberger hoffte vielleicht, durch sein pomphaftes Auftreten die abfälligen Kotoko wieder zurückzugewinnen.

Französisch Gulfei ist ein kleines, unansehnliches Dorf und ist mit der Residenz auf der deutschen Seite nicht zu vergleichen.

Am 6. März rückte unsere kleine Karawane wieder in Fort Lamy ein, um noch am selben Tage nach Kusseri überzusiedeln, wo ich zufriedenstellende Nachrichten von der Südkameruner Zweigexpedition und von Wieses Zug nach dem Ubangi vorfand, leider aber auch eine zweite Trauerbotschaft erhielt, Graf Goetzen war gestorben! Eine schwere Lücke war hierdurch in den Kreis unserer besten Kolonialmänner gerissen, eine Wunde war seinen Verehrern geschlagen, die sich nur langsam schließen wird. Mich traf diese Nachricht mit besonderer Schwere, da meine ersten afrikanischen Erinnerungen und Erlebnisse unzertrennlich sind von dem Bilde dieses aufrechten, untadeligen Mannes, der mir vor nunmehr einem Jahrzehnt ein Begleiter im wildreichen Pori Ostafrikas war.



71. Schoafrauen. (S. 94.)



72. Pferdeantilope. (S. 93.)



73. Wanderheuschrecken. (S. 102.)



74. Viehherde in Bagirmi. (S. 106.)



An einem Bahr in Bagirmi.

Fünftes Kapitel.

In Bagirmi.

Die Tage vor unserm Abmarsch nach Bagirmi verliefen mit den unvermeidlichen Arbeiten, die der Absendung größerer Mengen wissenschaftlich wertvoller Lasten voraufgehen. Diese Arbeiten wurden mit fieberhafter Eile betrieben, da der Aufbruch möglichst beschleunigt werden sollte. Aber unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn die wenigen erhältlichen Kisten waren bald verbraucht. Als Packmaterial wurden daher Strohmatten verwendet. Aber auch diese waren in so großer Anzahl in ganz Kusseri nicht vorrätig und mußten erst von Eingeborenen angefertigt werden. Eine weitere unerwünschte Verzögerung erlitt die Weiterreise durch das Nichteintreffen der nach Fort Lamy bestellten Lastochsen, deren man sich im französischen Tschadgebiet allgemein an Stelle der Träger bedient.

Inzwischen liefen Nachrichten aus Wadai ein, nach denen Kommandant Maillard drei glückliche Gefechte geliefert hatte, und eine weitere Nachricht vom obern Schari, welche die Ankunft des Obersten Largeau, des Nachfolgers des gefallenen Oberstleutnants Moll, meldete; seine Bekanntschaft zu machen hatte ich bald das Vergnügen. Die französische Kolonialverwaltung hat mit seiner Ernennung sicherlich einen guten Griff getan, denn der neue Oberstkommandierende ist hier oben kein Fremder, er kennt Land und Leute von früher her und erfreut sich allgemeiner Wertschätzung.

Das Wasser des Schari und Logone hatte jetzt seinen größten

Tiefstand erreicht, so daß selbst die am tiefsten liegenden Bänke zutage getreten waren, und der kleine Dampfer „Jaques d'Uzès“ vor der Faktorei der „Compagnie de l'Ouhamé et de la Nana“ in Fort Lamy vollständig im Sande eingebettet trocken lag. Der Logone konnte bei Kusseri sogar durchwatet werden, da er nur noch brusttief war. Leider hatte aber dieser tiefe Stand des Wassers allerhand Krankheitserscheinungen im Gefolge; das unklare, schmutzige Wasser veranlaßte Magenkrankheiten, die namentlich Fort Lamy allmählich in ein Lazarett verwandelten. Auch die Frische der Luft ließ fühlbar nach. In der Frühe war es dunstig und dumpfig, so daß die Sonne vergeblich gegen den Schleier ankämpfte. Auch die allgemeine Windrichtung hatte sich verändert; von Nordwest zu Anfang Februar war sie fast auf Nord herumgegangen. Das Thermometer näherte sich bedenklich 40 Grad im Schatten, und während man noch vor einem Monat nach Sonnenuntergang einen dicken Mantel nötig hatte, saß man jetzt zur gleichen Zeit im Hemd ohne Jacke.

Am Abend des 12. März beobachteten wir einen ungeheuren Schwarm von Wanderheuschrecken (Abb. 73), der im Mondlicht wie Flocken erschien. Der Zug hatte die Richtung von Ost nach West und währte etwa eine Stunde. Viele Tiere flogen sehr tief, so daß wir sie fangen konnten; sie klatschten uns auch ins Gesicht und fielen auf die Dächer und in das Innere der Veranda. Sie schienen größer zu sein als ihre ostafrikanischen Vertreter. Ähnliche Schwärme beobachteten wir später noch mehrmals. Es hatte den Anschein, als bevorzugten sie die Wasserstellen als Rastplätze während des Tages, während sie die Nacht und die frühen Morgenstunden zur Weiterreise benutzten, die sie in unabsehbarer Breite und in einer Länge von einigen Kilometern ausführten. An den Rastplätzen waren alle Bäume in einem Umkreis von einer Stunde dick behangen, so daß auf jedem Ast viele Tausende dieser Tiere krabbelten. Die Ernte des Dorfes, auf dessen Felder ein solcher Schwarm sich niederläßt, ist als vernichtet anzusehen.

Nach dreimonatigem Aufenthalt im Tschadgebiet sagten wir unserm liebenswürdigen Wirt, dem Residenten Oberleutnant von Raben,

Lebewohl, um den Vormarsch nach Bagirmi anzutreten. In Kusseri hatte sich neben der Kompagnie und den Europäern eine große Menschenmenge, unter ihnen der Sultan, der kleine Mai-Buka, eingefunden, um unserer in großen Holzkanus stattfindenden Abfahrt beizuwohnen. Wir landeten in Fort Lamy, wo uns Oberst Largeau zum Essen einlud, nach dessen Beendigung sofort der Abmarsch stattfand. Die Karawane mit den „boeufs porteurs", den Lastochsen (Abb. 75), war vorausgesandt; wir konnten daher das Tempo beschleunigen. Schon nach zwei Stunden stießen wir auf die ruhenden Tiere, die zur Schonung für den folgenden Nachtmarsch abgesattelt waren. Als man sich bei Mondaufgang zum Aufbruch rüstete, bemerkten die Leute das Fehlen von drei Lasttieren, die es vorgezogen hatten, nach Fort Lamy zurückzukehren. Ein anderes legte sich auf die Seite und war durch keine Maßregel zum Aufstehen zu bewegen; es versagte selbst das bewährte Mittel der Araber, den Schwanz zu knicken und dann hineinzubeißen. Ich überließ die Sorge um die Tiere Schmidt und dem uns begleitenden französischen Sergeanten Houppe und marschierte mit Haberer um 7½ Uhr abends ab.

Der überaus klare Mondschein ermöglichte uns Nachtmärsche, durch die wir der immer drückender werdenden Tageshitze entgingen. Die Klarheit des Vollmondes gestattete zudem eine vollkommene Übersicht über das Gelände, das, anfangs eine völlige Ebene, den üblichen Dornbuschcharakter (Abb. 76) zeigt, später lichter und hügeliger wird und eine Ähnlichkeit mit der Landschaft der sandigen Tschadsee-Hochebene gewinnt.

Bald begegneten wir dem ungeheuren Troß des Sultans Garuang von Bagirmi, der seine Residenz Tschekna zum Zwecke eines Besuches bei Largeau verlassen hatte. Es war dies für uns eine Enttäuschung, da uns dadurch die nähere Bekanntschaft des Sultans versagt blieb und Tschekna mit ihm seines größten Reizes entbehrte. In großen und kleinen Trupps kamen seine Leute dahergezogen, und es währte zweieinhalb Stunden, ehe wir die letzten hinter uns gelassen hatten. Hier marschierte alles durcheinander. Reiter auf schön gesattelten Pferden, deren Waffen und Zaumzeuge im Mondlicht aufblitzten, bewaffnete Mannschaften zu Fuß, Träger mit Lebensmitteln und dem jetzt knapp

werdenden und daher sehr kostbaren Wasser, Weiber auf gemächlich dahinwandelnden Reitstieren, lastentragende Esel, Handpferde usw. setzten die regellose Karawane zusammen. Die dicken Staubwolken legten sich wie Nebelschwaden über die Landschaft und waren die Ursache, daß es häufige Zusammenstöße mit irgendeinem Unachtsamen gab, der beim Erkennen des weißen Mannes schnell sein Tier zur Seite riß.

Der Sultan selbst reiste am Tage, aber in ganz kurzen Märschen. Wir passierten sein sehr ausgedehntes Lager bei Anbruch des Tages, als der Muezzin gerade mit heller Stimme sein „Allahu akbar" rief, den Gläubigen weithin vernehmbar. Der hohe Herr war gerade bei der Toilette. Professor Haberer durfte ihr auf den Wink des zufällig aus dem geräumigen Zelte tretenden Sultans beiwohnen. Etwa 400 bis 500 Reiter seiner engern Umgebung waren mit dem Satteln und Zäumen ihrer Pferde beschäftigt, während die Lagerfeuer ringsum verglimmten.

Garuangs Lager befand sich am Ende einer 60 Kilometer langen Durststrecke, zu deren Überwindung er nicht weniger als drei Tage gebraucht hatte und die nun auch uns erwartete. Man mag sich ausmalen, welch ungeheure Wassermenge von den „getreuen" Untertanen hatte herbeigeschleppt werden müssen, um den durchziehenden Menschenmassen die nötige Erquickung zu verschaffen! Trotzdem waren zwei Leute verschmachtet am Wege geblieben.

Nach einer kurzen Pause um Mitternacht in einem Araberdorf erreichten wir um 2 Uhr morgens das nächste Ziel, das Bett des Flusses Ba Linea, das, sonst völlig ausgetrocknet, dort noch etwas Wasser führt. Hier standen zwei halbzerfallene Strohhütten, in die wir uns stark ermüdet legten; bald waren wir, den Sattel als Kopfkissen benutzend, trotz aller Moskitostiche fest eingeschlafen. Erst um 6½ Uhr kamen unsere ersten Lasttiere und dann, nach und nach, die gesamte, 45 Köpfe starke Karawane; nach Stunden erst trafen Schmidt und Houppe ein. Eins der Tiere hatte plötzlich angefangen auszuschlagen; es hatte seine Kisten abgeworfen und war im schnellsten Tempo in der Richtung nach Fort Lamy entlaufen, so daß erst eine längere Verfolgung den Ausreißer wieder hatte herbeischaffen können. Wieder

andere hatten sich gelegt oder waren gefallen und hatten dabei Kisten mit wertvollem Inhalt zerbrochen.

Schlimmer noch erging es tags darauf Mensch und Tier. Es galt die Überwindung der langen Durststrecke. Wir schrieben den 16. März. Um Mitternacht bei Mondaufgang erfolgte der Aufbruch. Das Wasser des Ba Linea war tief; daher trieben wir zunächst die Tiere hindurch, wobei wir sie nochmals reichlich tränkten. Araber schleppten die Lasten auf den Köpfen nach. Eine weitere Stunde erforderte das Satteln und Beladen; dann wurde endlich abmarschiert. Nach zwölf Stunden ununterbrochenen Marsches gönnten wir der schon stark ermüdeten und durstenden Karawane an einer schattigen Stelle drei Stunden Rast; Wasser gab es ja nicht. Wir drängten daher weiter. Die mit geschlossenen Augen ruhenden Tiere wurden unbarmherzig aufgerüttelt, wieder beladen und angetrieben. Das Thermometer zeigte 45 Grad, und die Sonne brannte in sengender Glut; dazu wurde der Boden locker und sandig, so daß die armen Tiere von Stunde zu Stunde immer mehr ermüdeten und teilweise kraftlos zusammenbrachen. Auch einige unserer Leute waren am Ende ihrer Kräfte und verweigerten den Weitermarsch, der nach ihrer Meinung den Tod bedeuten würde. In echter Negerindolenz und trotz genauer Kenntnis der Gefahr ließ doch ihr Stumpfsinn ein Haushalten mit dem Wasservorrat nicht zu. Aber je weniger sie selbst sich den Bedürfnissen eines solchen Marsches anzupassen wissen, desto roher behandeln sie die Tiere. Denn die Stricke und Knebel, an denen die Gepäckstücke hängen, liegen oftmals auf dem nackten Rücken der Tiere und schneiden sich fingertief in das Fleisch ein. Die Knochen des Rückenwirbels liegen fast bloß und sind stark vereitert, so daß die armen Tiere, sobald sie die Schwere des Gepäckes fühlen, vor Schmerzen sich zu Boden werfen. Aber kein Eingeborener denkt daran, durch einfaches Zurechtrücken des verschobenen Strohsattels diese Qualen zu beenden oder die Heilung der Wunden auch nur zu versuchen.

Endlich, um 9 Uhr abends, das Thermometer zeigte noch 39 Grad, erreichten wir nach einundzwanzigstündigem Marsch bei pechschwarzer

Nacht unser Ziel. Endlich ward den Halbverdursteten Erquickung in Form übelriechenden Wassers von undefinierbarer Farbe, das Krug um Krug aus zylindrisch gebohrten Erdlöchern heraufbefördert wurde. Mensch und Tier schlürften es mit Behagen. Unser Lagerplatz hieß Maiaisch (s. bunte Tafel) und war bewohnt von Arabern vom Stamme der Eskie, die vom Gouvernement zur Briefbestellung, Transportübernahme usw. längs der eigentlichen Route nach Tschekna angesiedelt sind. Diese Straße ist noch im Bau; nach ihrer Vollendung wird sie die kürzeste Verbindung zwischen Lamy und Tschekna sein. Sie ist 20 Meter breit angelegt und soll gleichzeitig dem Telegraphenverkehr dienen, dessen Eröffnung man im Jahre 1912 erwartete. Maiaisch liegt wie die meisten der auf dem Wege nach Tschekna berührten Ortschaften in einer äußerst reizlosen Gegend mit schlechtem Baumwuchs und dürrem Sand. Die Wasserverhältnisse sind fast durchweg dürftig, und allerorten erblickt man die Herden (Abb. 74) der Araber gierig um die flachen, kreisrunden Lehmwannen gelagert (Abb. 77), die das spärliche, braune Trinkwasser der Dorfbrunnen enthalten.

Je mehr wir nach Osten marschierten, desto mehr veränderte sich der Charakter der Landschaft. Der Buschwald wurde lichter und trat endlich ganz zurück. Die tennenflache Gegend begann sich leicht zu wölben und erinnerte fast an ostafrikanische Grassteppen. Wir sahen weite Sandflächen, auf denen kaum noch ein Baum stand, dann wieder Grasebenen, die große Ähnlichkeit mit den sandigen Gegenden des Tschadsees zeigten. Sogar die Vegetation fand sich bis auf den Besenpfriem wieder. Mit der zunehmenden Trockenzeit schwand sichtlich die Moskitoplage, und mit der Annäherung an Tschekna schien auch die Häufigkeit der gefürchteten Tsetsefliege abzunehmen, wie aus der zunehmenden Menge der Rinderherden zu schließen war. In Ngama, zwei Tagemärsche vor Tschekna, trafen wir einige, reisenden Arabern gehörige Kamele, deren Südgrenze hier etwa liegen dürfte. Ich versuchte, diese Tiere zum Weitermarsch bis Tschekna zu mieten, da sie schneller marschieren und zehn Lasten tragen. Trotz der Vereinbarung waren sie aber mitsamt ihren Führern verschwunden. Erst auf der letzten Etappe vor Tschekna, in dem Dörfchen Derredja, trafen wir Bagirmileute statt der sonst den Reiseweg



Abendstimmung in einem Bagirmidorf.
Aquarell von E. M. Heims.

bevölkernden Arabern. Auch fanden wir hier bessere Wasserverhältnisse vor; es gab tiefe Brunnen mit klarem Inhalt.

Um Mitternacht erfolgte, nach einer kurzen Ruhe von drei Stunden, der Aufbruch nach Tschekna bei hellem Mondschein. Die Marschstrecke betrug 40 Kilometer; wir legten sie ohne Pause zurück. Da Haberer stark ermüdet war und daher zurückblieb, erreichte ich Tschekna um 9 Uhr früh allein, nur in Begleitung des Adjutanten Roeuge, der mir eine Strecke entgegengeritten war. Die durch einen Ruhetag gekräftigten Tiere trafen trotz des hohen Wärmegrades nur anderthalb Stunden nach uns am gleichen Ziele ein. Eine vorzügliche Leistung!

Angenehm fühlbar macht sich in diesen Breitengraden das fast völlige Fehlen der Transpiration, denn der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist in den Monaten der Trockenzeit ungewöhnlich niedrig. Während beispielsweise am Tschadsee noch 33 Prozent registriert wurden, zeigte das Hydrometer hier nur noch 18 bis 20 Prozent und sank in der Folgezeit auf 15 herab. Diese Lufttrockenheit hat mancherlei Vorteile: so läßt sie z. B. keine Rostbildung aufkommen, Instrumente und Gewehre bedürfen keiner Ölung, einfaches Abwischen und Abstauben genügt, sie in tadellosem Zustand zu erhalten. Auch das Löschpapier wird zum Luxusartikel, denn die Tinte trocknet während des Schreibens unter der Feder. Bei dieser Temperatur, die auf die Energie erschlaffend und lähmend einwirkt und die auch in der Nacht anhält, ist die Ausstrahlung der Wände der Lehm- und Strohhäuser, die den Europäern als Wohnung dienen (Abb. 78), so außerordentlich, daß ein Schlafen in den Innenräumen ausgeschlossen ist. Wir waren daher genötigt, unsere Betten stets unter freiem Himmel aufzuschlagen, und gewöhnten uns sehr bald daran, so daß wir bei Eintritt der ersten Regenzeit im Laufe des Mai die Zelte nur fast widerwillig wieder aufsuchten.

Die Wasserverhältnisse Tschekna s sind gut. Das Trinkwasser wird einem Flußlauf, dem Ba Mbassa, entnommen, der mit dem Schari in Verbindung steht; er bildet in der Regenzeit einen breiten See, war jetzt aber zu einem schmalen Rinnsal eingetrocknet, dessen Ufer mit Gras und Schilf bestanden ist. An ihm liegen auch die Gebäude

des Offizierspostens, der erst vor wenig mehr als Jahresfrist errichtet worden ist und der bald durch bessere Ziegelbauten ersetzt werden soll.

Die Einwohnerschaft Tschekuas beträgt 10000 Seelen und bildet eine wahre Musterkarte von Vertretern der umwohnenden Völkerstämme. Diese Residenz gleicht einem Riesendorf und enttäuscht sehr im Vergleich zu den stolzen Lehmbauten in den Residenzen der Kotokofürsten. Die eigentliche „Stadt" besteht, wie alle Bagirmiansiedlungen, aus strohgedeckten Rundhütten mit Wänden aus Mattengeflecht (Abb. 79, 80); die Hütten gruppieren sich wiederum zu mattenumschlossenen Gehöften. Sogar die Bauten des Sultans machen hiervon keine Ausnahme. Eine mehrere Meter hohe Lehmmauer, die diesen Komplex umgibt, und eine gedeckte, schmucklose Moschee verraten, daß die Bagirmileute die Kunst des Lehmbaus wohl kennen.

Sehr bemerkenswert ist eine zum Palast gehörige Schar dicker aufgeschwemmter Eunuchen (Abb. 83), die sich in einem der Vorhöfe aufhalten. Der Sultan ist ein Meister in der Fabrikation dieser Menschenklasse gewesen und betrieb den Handel mit ihr gewissermaßen engros. In frühern Zeiten wurden alljährlich Hunderte nach Dikoa, Logone und Gulfei, ja selbst an die Harems in Konstantinopel geliefert und viel Geld damit gewonnen. Jetzt hat man dieser Unsitte gesteuert, sie aber noch nicht auszurotten vermocht. Wegen der großen Sterblichkeit von fast 50 Prozent ist ihre Unterdrückung ein notwendiger Akt der Menschlichkeit.

Der Sultan bewohnt eine einfache Hütte mit Lehmwänden und Strohdach, die in seiner Abwesenheit wohlverschlossen gehalten wird. Sie ist umgeben von einem größern Häuserkomplex, der den Harem beherbergt. Zwei Höfe lagern sich vor, abgetrennt durch Lehmmauern, in die torähnliche Öffnungen eingebrochen sind (Abb. 81). Bemerkenswert ist die Unterkunft der Kinder Garuangs (Abb. 84). Sie bewohnen einen eigenen mauerumschlossenen Hauskomplex; er liegt dem ihres Vaters gegenüber und ist von diesem durch den Marktplatz getrennt, auf dem in den späteren Nachmittagsstunden ein reger Handel herrscht. Dieser Markt ist ungleich interessanter als der von Fort

Lamy, da die Menge der europäischen Schundwaren hierher weniger dringt und daher die Originalität mehr gewahrt bleibt.

Garuang bezieht eine jährliche Zivilliste von 100000 Franken, aus der er allerdings seinen gewaltigen Hofstaat erhalten muß. Seine Jahressteuer an Frankreich beträgt nur 6500 Franken. Er ist übrigens derjenige Sultan, dessen Schicksal am folgenschwersten mit den Rabehschen Eroberungszügen verknüpft gewesen ist. Sein Reich und seine alte Residenz Massenja, deren Namen selbst in Stambul wohlbekannt war, gingen in Trümmer, und er selbst befand sich nach verlustreichen Kämpfen jahrelang auf der Flucht. Erst nach der Entscheidungsschlacht bei Kusseri, in der Rabeh den Tod fand, wurde diesem Zustand ein Ende bereitet.

Von dieser Zeit ab datiert die Anlage Tschekna als der neuen Residenz; der alte Name Massenja, ist aber unvergessen, und die französische Regierung zog ernstlich in Erwägung, ihn an Stelle des weniger populären jetzigen wieder aufleben zu lassen. Durch Oberst Largeau ist inzwischen, wie ich höre, der alte Name wieder aufgenommen worden.

Das alte Massenja, jetzt ein Komplex mehrerer unbedeutender Dörfer, passierten wir bei Nacht im Vollmondschein; seine halbzerfallenen, riesigen Umfassungsmauern geben noch heute ein beredtes Bild von der einstigen Ausdehnung dieses berühmten Platzes.

Die neue Residenz ist vorteilhafter gelegen, und der ständig fließende Ba Mbassa versorgt auch in den heißesten Monaten die buntgemischte Bevölkerung mit gutem Wasser, zu dem allabendlich eine wahre Völkerwanderung stattfindet. Die Weiber füllen die Krüge zur Bereitung des Mahles, die Männer führen ihr Vieh und ihre Pferde nach der sengenden Hitze des Tages zur erquickenden Tränke (Abb. 82), und Scharen von Kindern plätschern lachend und scherzend im Wasser umher.

Die Tage in Tschekna vergingen nur allzu schnell und wurden ausgefüllt durch das Anlegen verschiedener Sammlungen. In zoologischer Hinsicht trug Haberer wesentlich bei; er lag in einem zwei Stunden entfernten Standlager am Ba Mbassa, das ihm größere

Bewegungsfreiheit gestattete. Meine Haupttätigkeit bestand in der Klärung mancher, den Islam betreffenden Fragen, wozu mir die Instruktionen Professor Beckers vom Hamburger Kolonialinstitut Anhalt gaben. Zu diesem Zweck erhielt ich täglich den Besuch eines großen Marabut, eines Priesters, dem auch die Würde des Kadi übertragen war. Die Unterhaltung erwies sich manchmal als recht schwierig, da der Dolmetscher die Frage oftmals nicht begriff. Nicht selten mußte sie zwanzigmal umschrieben gestellt werden, bis die Antwort befriedigte. Oft hörte man dann Rufe des Staunens, da ihnen die Gelehrsamkeit des Abendländers unfaßlich dünkt. Leider war diese nur scheinbar; auch für die Hochachtung, der ich mich zu erfreuen hatte, muß ich mich bei der oben erwähnten Stelle bedanken. Im ganzen bestätigte Bagirmi meine Befürchtung, daß wesentlich neue Funde nicht zu machen seien. Die Ethnographika wiederholen sich im Tschadgebiet; auch der Hüttenbau, die Tracht und Bewaffnung und die Art des Fischfangs. Eine spezielle charakteristische Industrie ist in Bagirmi nicht zu finden. Nur ist im ganzen die Landschaft lichter und daher die Übersicht besser.

Zoologisch interessant war die endliche Erlangung einiger Exemplare des Lungenfisches, die in seichten, brackigen Pfützen gefangen wurden. Die Fische kapseln sich beim Fallen des Wassers vollkommen in die Lehmerde ein, in der sie wie in einem Sarge in vollkommener Erstarrung bis zur Wiederkehr der Regenzeit verharren. Wir hofften, diese merkwürdigen Tiere im Lehmsarg zu erhalten, um sie lebend mitbringen zu können. Leider hatte man aber die Umhüllung zertrümmert, so daß die Fische in Alkohol oder Formol enden mußten. Sie kommen übrigens auch geräuchert auf den Markt der Eingeborenen, scheinen also nicht selten zu sein, aber die unglaubliche Indolenz des Bagirmivolkes macht sie für den Weißen sammlerisch wertvoll.

Die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr des Sultans Garuang nach Tschekna erfüllte sich nicht. Wir mußten uns daher endlich mit dem Gedanken der Abreise vertraut machen, ohne die Bekanntschaft des mächtigen Beherrschers von Bagirmi genossen zu haben. Im Interesse mancher Forschung und mancher Aufklärung heischenden Frage

war dies bedauerlich, denn der Kadi erklärte mehrfach den Sultan als den zur Beantwortung einzig Zuständigen. Der gute Mann wollte sich wohl den Mund nicht verbrennen, war aber nicht vorsichtig genug und verriet sich doch mehrmals bei anderer Unterhaltung.

Am 29. März verließen wir Tschekna bei bedecktem Himmel und kühler Witterung, da uns am Abend vorher ein Gewitter mit schwachem Regen überrascht hatte; inmitten der größten Trockenperiode ein unerhörter Vorfall. Der Polymeter, dessen Fähigkeiten wir bereits angefangen hatten zu bezweifeln, zeigte diese plötzliche Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit durch ein Hinaufschnellen von 20 auf 60 Prozent an. Die große Hitze, die tags darauf wieder eintrat und die immer noch zwischen 40 und 45 Grad im Schatten schwankte, war weder für Menschen noch für Tiere erfreulich. Wir kürzten daher die Märsche nach Möglichkeit ab, d. h. soweit es die Wasserverhältnisse gestatteten; denn die sonst unleugbar großen Annehmlichkeiten der Trockenzeit werden durch die manchmal recht schwierig zu lösende Wasserfrage stark beeinträchtigt, und Wege, die zur Zeit des Regenfalls bequem gangbar waren, befanden sich jetzt in völlig unpassierbarem Zustand.

So mußten auch wir einen größern Bogen nach Süden machen, um nach Kollé und Melfi zu gelangen. Wir passierten mehrere weite „mares“, Wiesenflächen mit saftigem Grün und reichlichem Wasser, an deren Rändern Araber vom Stamme der Moheita und Dahähere sich niedergelassen hatten, um ihre großen Rinder- und Kleinviehherden zu weiden. Hier bleiben sie bis zum Beginn der Regenperiode, die im September und Oktober ihren Höhepunkt erreicht, und kehren dann in ihre Heimatsdistrikte in der Gegend um Melfi oder im Süden des Ba Mbassa zurück, wo es dann Nahrung und Wasser genug gibt. Die Araber und Fulbe treiben schwunghaften Handel mit den Urbewohnern Bagirmis, die ihre Bedürfnisse an Milch und Fleisch ausschließlich von ihnen beziehen und selbst gar kein Vieh halten. Die Annehmlichkeit frischer Milch, eines Naturgeschenkes, dessen Wert man eigentlich erst hier so recht schätzen lernt, genießt man daher nur in der Nähe der Araberlager. Außerdem bilden diese Wasserstellen den Sammelplatz

des Wildes. Es hat mir oft ein besonderes Vergnügen bereitet, aus sicherem Versteck, den telephotographischen Apparat zur Seite, die heranziehenden Rudel der mächtigen Pferdeantilopen, der Leier- und Kuhantilopen zu beobachten, um sie während des Tränkens aufzunehmen, während ungeheure Mengen Marabus (auf einer Stelle zählte ich gegen 500), Kronenkraniche, Enten und Gänse in träger Ruhe daneben hockten und kaum zur Seite rückten, wenn die Wildrudel zwischen ihnen hindurchtraten. Das Durstgefühl trieb diese Tiere schon an den Waldrand, während unsere Leute noch badeten oder Wasser schöpften und unsere Esel und Stiere sich tränkten. Kaum aber wandte sich der letzte Mensch dem Lager zu, so trat das Wild zum Wasser, unbekümmert um die Rinder. Wie bei uns das Rotwild, wenn es zur Futterraufe zieht, so kamen nach und nach die einzelnen Rudel aus dem Busch, sicherten und zogen auf das Wasser zu. Einmal kamen von rechts 17 Stück Pferdeantilopen, dahinter 9 Hartebeeste, von links 5 Stück desselben Wildes, dann wieder von rechts 10 Gazellen. Von meinem Versteck nur 120 Schritt entfernt tränkten sie sich, spielten und kämpften, wobei zwei Hartebeeste zum Angriff in die Knie fielen.

Das Wild leidet sichtbar unter der Dürre, denn die zu Sammel- oder Nahrungszwecken erlegten Stücke waren auffallend mager. Aber trotz dieser lähmenden Hitze und größter Trockenheit ging die Pflanzenwelt dem Frühling entgegen. Überall zeigten sich junge Knospen und Triebe; die Büsche blühten und dufteten und trieben regelrechte Kätzchen.

Das Nashorn ist hier nur vereinzelt, dagegen finden sich Büffel hier nicht selten; wir hörten sie nachts im Wasser plantschen und brüllen. Als Sammler dieser noch ungekannten Form, aber auch als Jäger reizte mich die Begegnung mit diesem wehrhaften Wild, dessen Jagd in Afrika als die gefährlichste gilt. Ich suchte und fand mit meinem arabischen Führer und einem Soldaten im ersten Morgengrauen die Fährten am Wasser. Sie waren ganz frisch, kaum Minuten alt, und führten in den Busch zurück. Kaum dort eingedrungen, sah ich denn auch schon das Rudel ziehen, 150 Meter vor uns, spitz von hinten. An Schießen war also nicht zu denken; obendrein tauchten die Umrisse



75. Lastochsen in Fort Lamy. (S. 103.)

76. Baumsteppe in Bagirmi. (S. 103.)



77. Ringförmige Wasserbehälter aus Lehm. (S. 106.)

der mächtigen Körper zu undeutlich aus dem Blätterwerk auf. Ich ließ alle Leute zurück und nahm nur den alten Noah mit, einen bewährten schwarzen Soldaten. Mit ihm folgte ich bald langsam, bald schnell, jetzt kriechend, dann laufend und stets die Büffel im Auge behaltend. So ging es eine halbe Stunde lang. Endlich lichtete sich der Wald hinter einer weiten Blöße, die zu überschreiten war; als wir halb hinüber waren, hörte ich die Büffel jenseits im hohen Grase stehen und umhertreten. Ich blieb stehen und legte den Sicherungsflügel der Büchse um, während ich hinter dem einzigen, auf der Lichtung stehenden schwachen Baume Posto faßte. Die Entfernung schätzte ich auf 150 Schritt. Da schob sich ein schwarzer Körper durch das trockene, strohgelbe Gras und als das Korn der Büchse auf dem Blatte spielte, rollte der Schuß. Die Wirkung war grandios. Alles um uns her schien plötzlich lebendig geworden zu sein; überall bewegte sich etwas, rauschte und knackte es. Das beschossene Tier aber war verschwunden. Dafür brachen mit Gepolter etwa 15 Büffel, von rechts kommend, auf uns los und passierten meinen Baum auf freier Fläche in kaum mehr als 40 Schritt Entfernung. Wieder schoß ich auf das stärkste Tier. Deutlich sah ich für Sekunden den Einschuß auf der dunkeln Haut, dann war das Tier mit den anderen im Grase untergetaucht. Plötzlich stand wie aus dem Boden gewachsen ein kapitaler Stier auf einer etwas lichtern Stelle. Deutlich sah ich den Vorderrumpf, und mit meiner Kugel auf dem Hals brach der Gewaltige auf 180 Schritt im Feuer zusammen.

Dem Wilde wird dies unheimlich. Aufgeregt tritt es umher, die Köpfe erhoben und den Feind suchend. Aber der Wind ist gut, und ich stehe regungslos, während Noah neben mir sich niederkauert. Wieder erkenne ich ein starkes Stück, anscheinend eine Kuh. Sie ist mir für die Serie gerade willkommen. Mit dem Fernrohr suche ich das Blatt, und abermals zeigt mir der dumpfe Kugelschlag den Treffer. Inzwischen richtet sich der starke Bulle, der einzige, den ich liegen sah, wieder auf und erhält meinen zweiten Schuß; schwerfällig tritt er vorwärts, schwankt und bricht abermals zusammen und verendet. Noch

zweimal komme ich zum Schuß, dann zieht das Rudel langsam ab. Ich trete ins Freie und sehe plötzlich den arabischen Führer neben mir auf der Erde hocken. Unbemerkt war er herangekrochen. Dann machten wir uns daran, die Wirkung meiner Schüsse festzustellen; ich war über sie völlig im Unklaren, denn bis auf den einen Fall bei dem Bullen hatte das hohe Gras jede Beobachtung nach dem Schuß verhindert. Aber die Nachsuche auf einen verwundeten Büffel ist kein Kinderspiel. Die meisten Unglücksfälle sind darauf zurückzuführen, daß der Schütze hierbei die nötige Vorsicht außer acht läßt. Ich mußte damit rechnen, möglicherweise mehrere angeschweißte Stücke vor mir zu haben; es ging daher mit der äußersten Vorsicht vorwärts. Hier war diese aber unnötig; denn als wir den Grasrand erreicht hatten, entdeckte ich wenige Schritte weiter einen schwarzen Körper hingestreckt (Abb. 85). Es war eine Büffelkuh, die mit Blattschuß verendet war; rechts davon lag mein Bulle, und als wir noch einige Schritte weiter gegangen waren, fanden wir noch drei weitere Büffel verendet auf dem rissigen Boden.

Die Gehörnform der erlegten Tiere, unter denen sich übrigens auch einige hellere Exemplare befanden, erinnerte an die, welche wir im Jahre 1908 am Albert-Edward-See und in der Rutschuruebene fanden, wie denn überhaupt die Fauna des Sudan und des Tschadgebietes sich der ostafrikanischen nähert.

Nach Erledigung der nötigen Präparationsarbeiten erreichten wir am 5. April Kollé, am breiten Ba Tha gelegen, der aber völlig ausgetrocknet wie ein großes Sandbett dalag. Die Dorfbewohner entnahmen ihren Wasserbedarf aus großen Löchern, die 6 bis 10 Meter tief in die Sohle des Flußbettes gebohrt sind. Das Wasser war aber schlecht und schmeckte trotz der natürlichen Sandfilterung faulig.

In Bugta trafen wir wieder eine 50 Jahre alte Bornuansiedlung, die im wesentlichen aus Händlern bestand. Die Bewohner führten einen hübschen, graziösen Tanz auf, zu dem sich Mädchen und Frauen geschmückt hatten (Abb. 86). Zierliche Fußstellung, begleitet von lebhaftem Schlenkern der Arme, war hierbei das Beachtenswerteste; die Wirkung war trotzdem eine recht anmutige.

Nach längerem Verweilen an den wild- und weidereichen Bahrs und mares, den lebenspendenden Wasserstellen (Abb. 88) in dem jetzt sonst völlig ausgetrockneten Lande Bagirmi, näherten wir uns endlich der Gegend von Melfi, und mit ihr einer neuen Welt. Urplötzlich erhoben sich aus dem reizlosen Einerlei des ganz flachen Buschlandes vereinzelte Felskegel aus Granit und Porphyr, die sich um Melfi zum mächtigen Gebirgsmassiv verdichteten. Von Diana aus, am Fuße des gleichnamigen Kegels, warfen wir zum ersten Male einen Blick auf die schön geschwungenen Linien dieser stolzen Gebirgskette, die die sinkende Sonne in satten violetten Tönen auf den Horizont malte. Für uns, die wir seit Wochen im Busch eines freien Ausblicks entbehrt hatten, war es ein besonders reizvoller Anblick. Über den Bergen aber hing es in schwarzen, dichten Wolken und ließ uns keinen Zweifel, daß wir einer Regenzeit entgegengingen und daß die meteorologischen Erscheinungen dieser Gebirgswelt vom Flachland ganz verschieden und in sich abgeschlossen sind. Bald setzte auch ein scharfer Sturm ein; er legte Haberers Zelt um und trieb uns den Sand ins Gesicht, der sich auch mit den Speisen und Getränken innig vermischte. Dieser Sturm hielt die ganze Nacht mit Regen, Blitz und Donner an und machte den Schlaf recht ruhelos. Diese Nachtstürme sind für das Sokorogebirge charakteristisch und bereiten dem Europäer manche Qual, insbesondere in dem Posten Melfi. Denn die Häuser lassen infolge der Hitze, die sie tagsüber eingesogen haben, den Schlaf innerhalb ihrer Räume nicht zu; schlägt man aber sein Bett im Freien auf, so wird man oft vom Regen vertrieben oder man findet sich des Morgens mit einer fingerdicken Lage Kies und Sand bedeckt.

Am 10. April erreichten wir Kiddil, einen aus der Ebene steil aufragenden Granitblock von etwa 420 Meter Höhe über dem Meere. Ich bestieg ihn bis zur Spitze nach mühsamem Klettern über glatte Wände. Von seinem Gipfel aus bot sich ein prachtvoller Rundblick, nach Westen. bis zum Schari und den Bergen von Niellim, nach Osten bis an den Paß, der den Verkehr des bergumschlossenen Melfi mit der Außenwelt vermittelt. Diesen Paß überschritten wir in den Morgenstunden des

folgenden Tages. Der Boden war durch die Regengüsse des vorigen Tages getränkt. Die feuchte Luft tat wohl. Hier zeigte sich der Frühling noch mehr als in der Ebene. Bäume und Büsche schmückten sich mit frischem jungem Grün, und die Vogelwelt zwitscherte ihre Lieder in den frischen, windigen Morgen hinein.

Auf der inneren Seite des Talkessels erwartete uns der Chef der hiesigen Subdivision, Leutnant Derendinger, mit den Häuptlingen der Sokoro, Fellata usw., sowie mit dem Kadi, in dem ich einen Mann von außergewöhnlicher Intelligenz kennen lernen sollte und dem ich wertvolle Aufzeichnungen verdanke (Abb. 87, 89). Auf wohlgepflegter Straße wurde nach einer halben Stunde der Posten selbst erreicht, wo die Chefs (Abb. 90) mit ihren Mannen es sich nicht nehmen ließen, in einer Fantasia ihre Reiterkunststücke zu produzieren.

Melfi war bisher ein weltabgeschiedener, stiller Posten (Abb. 91). Nie kam hier ein Europäer durch, und nur vereinzelt drangen Gerüchte aus der Außenwelt in das idyllische Gebirgstal. Jetzt ist es anders geworden. Denn die Aufstellung eines neuen Regiments in Wadai hat eine starke Vermehrung des weißen Personals zur Folge gehabt, und die Ablösungstransporte nach Athi und Mungo nehmen neuerdings ihren Weg über Melfi. So waren wir eines Tages neun Europäer beisammen, seit Gründung des Postens im Jahre 1904 weitaus die größte Zahl. Der Posten ist sehr sauber gehalten und gepflegt. Es spricht dies für seinen Leiter ebenso als die Ordnung, die in der schwierigen Verwaltung dieses Gebietes mit einem bunt zusammengesetzten, völkerkundlich überaus interessanten Gemisch verschiedenster Rassen überall zu bemerken ist.

Besonders bemerkenswert ist ein Volksstamm, den man Yalna nennt, was auf arabisch „junge Leute“ bedeutet. Er leitet sich von sechs einst entlaufenen Sklaven ab, die vor etwa 50 Jahren bei dem damals noch mächtigen Melfihäuptling Schutz suchten. Gegen Fronarbeit fanden sie diesen auch, entgegen der sonst üblichen Sitte, nach der entlaufene Sklaven ihren Herren wieder zugeführt werden. Sie verheirateten sich mit einheimischen Frauen, vermehrten sich und schlossen sich zu einer besonderen Volksgruppe zusammen; heute zählen sie etwa



78. Wohnhaus des Herzogs in Tschekna. (S. 107.)



79. Mattenumzäunte Häuser in Tschekna. (S. 108.)



80. Straße in Tschekna. (S. 108.)



81. Außentor des Sultanspalastes in Tschekna. (S. 108.)

1000 Köpfe. Sie bewohnen drei größere Dörfer außerhalb der Bergregion und sprechen noch heute eine besondere Sprache, die freilich schon im Verschwinden begriffen ist. Da sie als ehemalige Sklaven mit jeder Arbeit vertraut waren, sahen sie bald den Bagirmileuten und Arabern ihre Beschäftigungen ab und sind jetzt Eigentümer bedeutender Rinderherden. Sie sind angenehm im Verkehr und willig und bilden eine Stütze des Postens.

Der Sklavenhandel ist im Innern Bagirmis noch in voller Blüte. Es finden zwar keine öffentlichen Sklavenjagden auf Erwachsene mehr statt, wohl aber fängt man insgeheim Kinder, die reißende Abnahme finden. Alle Bemühungen, dem Treiben Einhalt zu tun, sind bisher fehlgeschlagen. Soll doch der gefallene Sultan Senussi von Dar-Kuti früher alljährlich ein Abnehmer von Hunderten von Sklaven gewesen sein. Das Verbot des damaligen Postenchefs verlachte er anfangs mit dem Hinweis auf die schwache Besatzung, die außer dem Leutnant nur noch aus vier Mann bestand. Aber der schneidige Offizier stellte ihn vor die Wahl: Gehorsam oder Kampf, und bedeutete dem Sultan, daß die Niedermetzelung der schwachen Besatzung auch des Sultans Untergang bedeuten würde, und zwar durch eine sogleich erfolgende Strafexpedition. Tatsächlich hat sich Senussi durch diese Drohung einschüchtern lassen.

Die Yalna gehören zu den Kirdi, den Heidenstämmen, von denen wir in und um die Berggruppen von Melfi noch folgende finden:

1. Die Barein, die eigentlichen Bergbewohner. Wir finden ihre Niederlassungen in Bellila, Mosso, Mebra und Nietege; einzelne auch in Djili und Wa; ebenso südlich in Andi und Djember. Auch am Kiddil sitzen einige Hundert dieses Stammes.

2. Die Sokoro in Gururu, Gogmi, Mogol, im Norden Melfis bis Kollé und Tueli.

3. Die Kenja in Eim, Banama, Bara und Galla.

4. Die Bua östlich von Melfi in Mergia, Gahel und Sombelle. Ursprünglich eines Stammes mit den Bua in Korbol, sind sie vor 60 Jahren hier eingewandert und haben sich unabhängig erklärt.

5. Die Saba. Sie sitzen östlich der Bua in Sorki und dessen östlicher Umgebung.

6. Die Bulge, die Bewohner der Bergkuppen südöstlich von Melfi in Aloa und Boli.

7. Die Gulla südöstlich der Bulge in Kurtal und Sanne.

8. Die Koke. Sie schließen sich südwestlich den Gulla an.

9. Die Fanja. Sie sprechen die Sprache der Bua. Ihre Hauptniederlassungen sind in Amtiman und in Kandege-Sege. Sie ziehen sich bis zum Irosee hinauf.

Von mohammedanischen Völkerstämmen finden sich Haussa, Araber und Fulbe vor, von denen die letzteren die bedeutendsten sind. Nicht weniger als 30 Fulbechefs bekennen sich abhängig von Abdullai, dem Oberchef, der seine Residenz in Melfi hat. Er gilt als Freund der Europäer, denen er wohl auch einen Teil seines bedeutenden Reichtums verdankt, den 4000 Franken Steuer nach zu schließen, die er persönlich zahlt.

Die Hauptsitze der Fulbe sind kleinere Ortschaften, wie in Gogmi, Sor, Utugu, Bosse, Budia, Dabakai, Mebra, Gerfen, Taulle, Cim und Sikkil.

Die Fulbe gelten als die reichsten Leute im Bezirk. Bei ihnen rechnet man als Vermögen auf den Kopf 150 Franken, während z. B. auf den Kopf der Araber 40 Franken, der Koke 3 Franken und auf den der Fanja als der ärmsten Bevölkerung gar nur 1½ Franken kommen.

Sehr verbreitet ist das Volk der Araber (Abb. 92). Außer den Raschid, Salamat, Hemat, Scherefra, Missiri usw. beherrscht vor allem der mächtige Stamm der Dahähere in weiter Verzweigung das Gebiet um Melfi. Bei ihnen findet man mehr als bei den Ureinwohnern Bagirmis die strenge Einhaltung der vorgeschriebenen täglichen Gebetszahl.

Als drittes Element unter den Bekennern des Islam sind die Haussa der Erwähnung wert. Sie kommen nur als Händler in Betracht, und leider verdankt auch schon Bagirmi vor allem ihnen die Einführung der billigen europäischen Waren, wie kleine Spiegel, schlechte Zündhölzer, wohlriechende Essenzen, Stoffe, die der Eingeborene so gern nimmt und mit denen in den der „Kultur“ noch nicht erschlossenen Gegenden gute Tauschgeschäfte zu machen sind. Die Haussa bedeuten in mancher Hinsicht das, was die Inder für Ostafrika

sind. Wir finden bei beiden ein außergewöhnliches Anpassungsvermögen an die Landessitten und die Gabe, den Bedürfnissen der Bewohner durch die Wahl der Handelsware entgegenzukommen usw. Hier bleibt wenigstens das erworbene Geld dem Lande erhalten, während dieses in Ostafrika nicht der Fall sein dürfte.

Zweimal wöchentlich findet in Melfi öffentlicher Markt (Abb. 94) statt; ich verfehlte nicht, ihn regelmäßig zu besuchen. Denn hier wird alles feilgeboten, was das Land hervorbringt: Gemüse und Früchte, Gewürze, Getreide und Fleisch, Stoffe und Webereien, Silberwaren aus Tschekna und europäische Schundartikel, Töpferwaren, Rohbaumwolle und Medikamente, die alle reißend Abnahme finden; das Gewühl des Marktes ist enorm, und unaufhörlich kommen und gehen Tausende von Vertretern aller umwohnenden Rassen und Stämme.

Weniger gangbar als am Tschad ist hier der sonst so beliebte Mariatheresientaler; kleine Münze wird ganz verschmäht. An ihre Stelle tritt der „Gabak", ein 4 Zentimeter breiter Baumwollstreifen von 100 Meter Länge, der den Wert eines Mariatheresientalers (= 3 Franken) repräsentiert, und in Armlängen aufgeteilt wird. Wer größere Einkäufe machen will, ist daher genötigt, große Rollen dieses Zahlungsmittels mitzubringen, die dann zu beiden Seiten des Sattels wie Packtaschen herabhängen.

Der Posten Melfi, der im Jahre 1910 36000 Franken Steuern und Abgaben in der Form von „Gabak" einzog, hatte also über 1 Million solcher Streifen erhalten, die nicht nur alle Magazine bis zum Dach füllten, sondern auch unter freiem Himmel aufgestapelt werden mußten. Die Einführung der Baumwollkultur, vor allem aber die jetzt stark vertretene Weberei (Abb. 95) verdankt Bagirmi wie manches andere dem Eroberer Rabeh, von dem schon berichtet wurde; er hatte es weise verstanden, neben seiner Zerstörungslust auch mancherlei positiver Arbeit Platz zu schaffen.

Besonders beliebt sind allerhand Medikamente, deren zufällige Heilwirkung dem unausrottbaren Aberglauben immer neue Jünger zuführt. So finden wir ein Sympathiemittel, das aus allerhand auf dem Markt feilgebotenen Früchten und Gewürzen zusammengesetzt

wird; ferner ein Mittel gegen Hundebiß, dem gleichzeitig Kraft gegen räuberischen Überfall zugeschrieben wird. Ähnliche Wirkung hat die Wurzel eines Baumes, die gegen eine Räuberbande schützt, zu deren Spezialität nächtliche Überfälle und Morde gehören. Von der Männerwelt ist namentlich ein Mittel begehrt, das die Kraft haben soll, den Sinn der treulosen Weiber zu ändern. Es besteht aus dem Herzfleisch allen möglichen Getiers und wird pulverisiert der Untreuen unbemerkt in die Speise gerührt. Als prophylaktisches Mittel gegen Vergiftung gilt die Wurzel eines Baumes, als spezielles Heilmittel gegen Schlangenbiß findet die Wurzel eines andern Baumes Anwendung.

Sehr reichlich sind die Geschlechtskrankheiten bedacht, die auf verschiedenste Weise Heilung finden können. Eigenartig sind Essenzen, deren Gebrauch nur bestimmten Persönlichkeiten gestattet ist. Vor allem ist dies ein Vorrecht des Doktors, dessen Beruf man daher von weitem riechen kann. Auch kollegiale ärztliche Konkurrenz weiß man durch ein Pulver abzuwehren, das aus allerlei Wurzeln fabriziert ist und ein sicheres Mittel gegen tötliche Nachstellungen des neidischen Kollegen abgibt.

Alljährlich wird Melfi von Pilgerscharen heimgesucht, die, von Westen kommend, ihren Weg nach Mekka nehmen. Im Jahre 1909 waren es über 3000, unter denen man aber nur 80 Männer zählte, während der übrige Troß aus Weibern und Kindern bestand. Diese teilten durchaus nicht die frommen Gelüste ihrer männlichen Begleiter, sondern wurden, wie sich herausstellte, einfach als Handelsware mitgeschleppt! Aus dem Erlös ihres Verkaufs wollte man die nötigen Lebensmittel zur Reise beschaffen. Das sofortige Einschreiten der französischen Verwaltung verhinderte zwar die Ausführung dieses barbarischen Planes und gestattete jedem Mann nur das Mitnehmen einer Frau, dafür hatte man aber die übrige Gesellschaft auf dem Halse, der aus Geldmangel die Rückkehr in die Heimat abgeschnitten war und die nun bei Melfi angesiedelt werden mußte.

Am zweiten Tag nach der Ankunft bestieg ich mit Leutnant Derendinger und einem Kaufmann, den die Lust am Viehhandel mit einem Kollegen aus Dreanbar hierher geführt hatte, den höchsten,



82. Herde an der Tränke. (S. 109.)



83. Eunuchen. (S. 108.)



84. Wohnung der Kinder des Sultans Garuang in Tschekna. (S. 108.)



85. Der Herzog auf dem erlegten Büffel. (S. 114.)

bisher jungfräulichen Berg, der sein stolzes Felsenhaupt in senkrechten Wänden hoch über Melfi erhebt. Der Aufstieg bot zwar keinerlei Schwierigkeiten, ermüdete aber durch die fortwährende Kletterei über Blöcke aus Granit und über Geröll, das oft unter den Tritten nachgab. Bemerkenswert ist, daß wir nach einer Zone lichten Buschwaldes in einen Bestand von dünnem Bambus gelangten, der sich bis auf den Grat des Berges fortsetzte. Auch langes Gras war häufig; es bedeckte fast alle hiesigen Berge. Trotz der von uns ermittelten, verhältnismäßig geringen Höhe von rund 900 Metern über dem Meere überragte der Berg doch alle seine Nachbarn und gewährte dadurch von seinem Gipfel ein Panorama von überwältigender Wirkung. Über die vorgelagerten Bergketten und Kuppen hinweg schweifte das entzückte Auge ungehindert 100 Kilometer in die Runde und gewann so einen Überblick über Bagirmi, wie er instruktiver nicht gedacht werden konnte.

Unter uns im engen Talkessel sahen wir Bellila liegen, den Hauptsitz der Barein (Abb. 93), des Bergvolks, wo sich Haberer installiert hatte, um die Sammlungen aus der Fauna und Ornis der Bergwelt zu vervollständigen. Ein Besuch bei ihm bestätigte, daß manch neues, wertvolles Stück hinzugekommen war. Namentlich die Vogelwelt ist hier reich vertreten. Erwähnenswert ist eine Drosselart mit prachtvollem, buntem Gefieder, das, je nachdem man den Vogel dem Licht zuwendet, violett oder ponceaurot schimmert, ferner ein Jochrabe von vollkommen schwarzer Farbe ohne Nackenschild, der seine eigentliche Heimat in luftiger Bergeshöhe nur selten zu einer kurzen Gastrolle im Tal verläßt; dazu kamen Bartvögel, Honigsauger und kleine Sänger, die besonders das Hochplateau lieben.

Was die Fauna betrifft, so bevölkert neben dem mächtigen Hundsaffen eine Zwergantilopenart und der stets begehrte Klippschliefer die Felspartien, von dem eine ganze Anzahl die Sammlung ziert. Das Großwild bevorzugt in der jetzigen wasserarmen Zeit die Bahrs der Steppe und ist daher von hier abgewandert. Nur die Gazelle legt eine bemerkenswerte Bedürfnislosigkeit an den Tag, denn man findet sie selbst in den trockensten Gebieten. Sie ist auch ein ständiger Gast

auf den Durrafeldern der Eingeborenen. Das Volk der Hyänen meldet sich häufig zur Nachtzeit durch klagendes Geheul, und zwar sowohl eine große, gefleckte Art als auch eine kleinere, gestreifte; von letzterer bekam ich zwei junge Exemplare, die sich durch ungeheuren Milchkonsum für die bevorstehende Reise in ihre neue, europäische Heimat zu kräftigen suchten. Der Löwe war dem Wilde gefolgt, und auch die sonst hier zahlreichen Elefanten hatten sich elf Tagemärsche weit in die feuchten „Marigots" zurückgezogen, denn die im April zwar häufigen Niederschläge reichen hier doch zur Füllung der alten Tränkeplätze nicht aus.

Eine wenig erfreuliche Erscheinung ist eine kleine Fliegenart, die nur in den Bergen lebt. Ohne bösartig zu sein, läßt sie sich in Scharen auf den Menschen nieder und ruft durch Kriechen in die Augen sehr bösartige Entzündungen hervor. In Bellila z. B., wo die Fliege sehr häufig ist, sind Augenentzündungen und Erblindungen an der Tagesordnung. Auch ein Boy Haberers, der von den kleinen Plagegeistern stark belästigt war, entging nur mit knapper Not dem Verlust eines Auges.

Aber das waren kleine Sorgen, die zurücktraten hinter dem Gefühl voller Befriedigung mit dem hiesigen Aufenthalt, im Hinblick auf die Qualität der Ausbeute, auch in ethnographischer Beziehung. Hierzu gehörte vor allem die Auffindung von Zeichen einer weit zurückliegenden Kulturperiode, nämlich von Steinbeilen und von Gebilden, die einem Steinhammer ähnlich sehen. Die Form und die abgedachte Schneide der Beile, deren Länge nicht über sieben Zentimeter hinausgeht, sind wohlerhalten. Ein weiterer, den Ethnographen besonders interessierender Fund ist das Vorkommen „eßbarer Erde". Diese Erde, die Loslé heißt, wird bei Melfi und in den Bergtälern bei Bellila gefunden und gilt, in einer Art Puddingsauce genossen, als Delikatesse.

Am 18. April wurde die dürstende Erde endlich durch einen starken Regenguß erquickt, der von den frühesten Morgenstunden bis etwa um 10 Uhr anhielt und das Thermometer auf 23 Grad herabdrückte. Ein dankbares Aufatmen aller Kreatur begleitete diese

Witterungserscheinung; man war froh, für Stunden wenigstens der drückenden Hitze enthoben zu sein.

Mich litt es nicht zu Hause. Der Regenmantel schützte vor der gröbsten Nässe, und so wanderte ich ziellos draußen umher. In vollen Zügen atmete ich die herrliche Luft, die nach frischen Blüten duftete; in der klaren Atmosphäre erschienen die Berge zum Greifen nahe, und scharf hoben sich ihre Felsen vom Hintergrund ab. Selbst das Polymeter trat aus seiner Gedrücktheit hervor und tat einen gewaltigen Freudensprung, indem es 100 Prozent Feuchtigkeit anzeigte. Aber die erhoffte Wiederholung dieses Regentages blieb aus; bald erstrahlte der Himmel wieder Tag und Nacht in völliger Klarheit, eine Gewähr für ungestörte Nachtruhen im Freien. Sicher vor nächtlichen Stürmen, befreit von des Tages Last und nur den Sternenhimmel über sich, schläft und träumt man wunderbar. Am Tage aber lagerte sich starker Dunst über dem Boden; man wurde an das Hochland von Ruanda erinnert. Die entfernten Berge waren dem Blick entzogen, die näherliegenden waren verschleiert.

Rascher als erwünscht gingen die Tage in diesem idyllischen Erdenwinkel zu Ende. Am 22. April wandten wir, Haberer, Schmidt und ich, der schönen Bergwelt den Rücken, und der dürre Busch nahm uns wieder auf. In unserer Begleitung befand sich Leutnant Derendinger, der es sich nicht hatte nehmen lassen, uns den Weg zu weisen. Da er der einzige war, der Teile unserer neuen Marschroute kannte, so war uns sein Entschluß doppelt willkommen. Unser Ziel war Busso am Schari; der Weg von Melfi dorthin war fast unbekannt. Die Erkundigungen über die Wasserverhältnisse lauteten aber, im Gegensatz zum vorigen Jahr, günstig, denn die ungeheuren Regenmengen der letzten Periode hatten an vielen Orten Tümpel zurückgelassen und die Brunnenlöcher der Dörfer sollten noch genügend Wasser aufweisen.

Diese Angaben erwiesen sich als richtig. Schon am ersten Lagerplatz in Sor fanden wir ausgedehnte Brunnenanlagen, die unserer auf 23 Ochsen und ebensoviel Esel angewachsenen Karawane willkommene Erfrischung boten. Noch mehr war dies am zweiten Tag der Fall, am

reichgefüllten Bahr von Mesro, einem Sammelplatz aller Wildgattungen, an dem auch Giraffe und Nashorn lebt. In Ambajut gelang mir die Erlegung zweier Hyänenhunde, zoologischer Raritäten; ich hatte mich vom Schreibtisch weg an zwei Pferdeantilopen herangepirscht, deren ich für die Küche bedurfte. Die Schädel der Hyänenhunde scheinen ein begehrtes Arzneimittel zu sein, denn tags darauf ersuchten mich in Nditi zwei Araber um deren Überlassung. Auf meine Frage nach dem Grunde ihres Wunsches erhielt ich zur Antwort, daß die Schädel eine sehr wirksame Medizin gegen Irrsinn seien, von dem ein Dorfbewohner befallen sei. Das Wasser, in dem die Schädel gekocht worden seien, sei ein unbedingt sicheres Mittel zur Heilung. Im Bahr Nditi, einem breiten Wasserlauf von großer landschaftlicher Schönheit, der mit dem Ba Mbassa in periodischer Verbindung steht, zeigten sich Flußpferde.

Wir legten die Etappe nach Busso in neun Tagen zurück, meist in kleinen Märschen und die längeren teilend. Wir marschierten abends drei bis vier Stunden und schliefen irgendwo im Busch, öfter ohne Wasser, um den Rest am Morgen zu absolvieren; so blieb der Tag für Studien frei.

Arabischen Fischern begegneten wir am 29. April am Ba Mbassa, den wir hier abermals überschritten; es waren Leute vom Stamm der Ambetisch. In den weitverzweigten Armen jenes Flusses, die teilweise großen, mit Buschwald umrahmten Teichen ähneln und von weiten Prärien umgeben sind, finden sie reiche Beute. Die ärmliche Niederlassung der Ambetisch hieß Aunde und entsprach der Vermögenslage seiner Bewohner, die im Gegensatz zu ihren wohlhabenden Stammesverwandten fast kein Vieh halten.

Tags darauf, nach einer abermals wasserlosen Nacht im Busch, erreichten wir, wenige Stunden vor dem Einmarsch in Busso, die großen Dorfanlagen von Delfine, einer 20 Jahre alte Bornuniederlassung, wo wir unseren durstenden Tieren Rast und Erfrischung gönnten. Hier gab es klares Wasser aus einem Brunnen von 20 Metern Tiefe. Unser Interesse erregte außerdem eine Färberei größern Stils.



86. Tanz der Bornufrauen. (S. 114.)

87. Sohn des Kadi in Melfi. (S. 116.)



88. Vogelleben an einer Wasserstelle in Bagirmi. (S. 115.)

Ich zählte zehn zylindrisch gebohrte Erdlöcher, die den Farbstoff enthielten, der durch Auflösung der Indigostücke im Wasser erzeugt wird. Gefärbt wird hauptsächlich das aus Gabakstreifen zusammengenähte weite Bornugewand, der „Chalak" oder „Bol"; ein drei- bis vierstündiges Bad genügt; in der gleichen Zeit besorgt dann die Sonne die Trocknung. Als Preis werden drei Mariatheresientaler angegeben.

Der Kraft der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt, marschierten unsere Lasttiere vorzüglich, zumal die fast unerträgliche, erschlaffende Hitze einer gemäßigtern Temperatur gewichen war. Der Thermometerstand schwankte jetzt zwischen 34 und 37 Grad. Der Regen hatte uns nicht mehr heimgesucht; in Melfi waren die Tornados, abgesehen von den abweichenden meteorologischen Erscheinungen der Bergwelt, wohl nur Vorläufer der eigentlichen Regenzeit gewesen, die mit dem Augenblick unserer Ankunft in Busso in immer noch milder Form einsetzte.

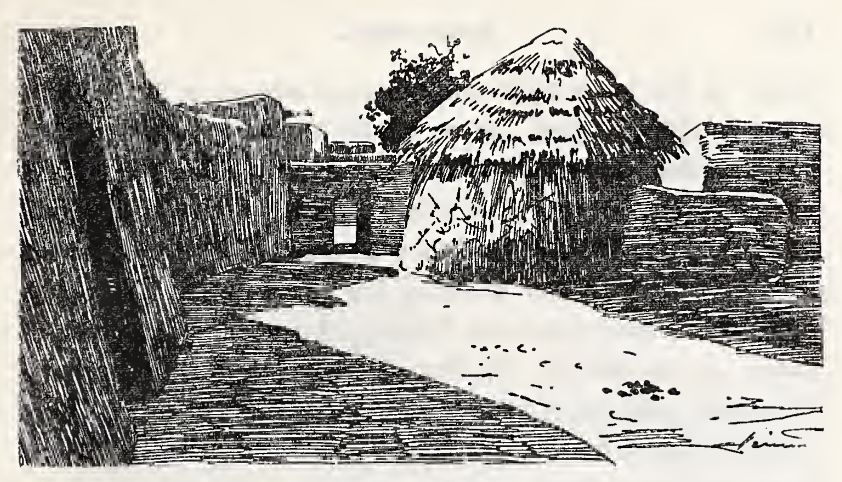
Seit zwei Jahren ist Busso als Europäerposten aufgegeben; doch soll es als Etappenstation der Telegraphenlinie Brazzaville-Archambault-Lamy, an deren Fertigstellung jetzt gearbeitet wird, wieder aufleben. Eine Kommission, bestehend aus einem Kapitän und einem maréchal des logis, befand sich bereits dort und beabsichtigte, sich demnächst nach Kanem zu begeben, um eine Verbindung von Fort Lamy nach Zinder vorzubereiten.

Ein orkanartiger Sturm blies uns buchstäblich in den Posten hinein; er hielt mehrere Stunden an und richtete starke Verwüstungen an. Mehr noch tat dies ein zweiter, der uns tags darauf zur Mittagszeit beim Essen überraschte.

Im Gegensatz zu Melfi, wo die Wetterseite der Osten ist, richtet sich hier der besorgte Blick nach Westen. Rabenschwarz zog es sich dort zusammen und viel eher als gedacht, stürzte eine vom Wind gepeitschte Regenflut hernieder und setzte alles unter Wasser. Unsere mauerartig aufgestapelten Kisten und Lasten wurden einfach umgeweht; über das Schicksal der Zelte, in denen Haberer und Schmidt logierten, war man völlig im unklaren, da man nicht bis dorthin zu sehen vermochte, obgleich sie nur 20 Schritt entfernt waren. Ich selbst hatte eins der

verlassenen Häuser des alten Postens bezogen, dessen defektes Dach dem Wolkenbruch ungehindert Zutritt ließ. Nicht einmal der Regenmantel schützte im Innern des „Zimmers“ vor völligem Durchnäßtwerden. Hier lagen Briefschaften und Berichte, Röcke und Stiefel, Hüte und Bücher durcheinander geweht und durchweicht am Boden. Wahllos wurde alles unter das Feldbett gestopft, dem einzigen trocknen Flecke des Hauses. Nach einer halben Stunde hatte der Tornado ausgetobt, und schadenfroh belachte die Sonne die Zerstörungen am Gute der Menschen. Schlimm genug sah der Platz aus! Ein Zelt war gebrochen zusammengestürzt, das andere hatte standgehalten, dank der Anstrengung fünf starker Leute, die sich mit äußerster Kraft in die Seile gelegt hatten. Äste und Wipfel der Wollbäume waren abgerissen und vom Wind weit umhergestreut worden. Einige der umgeworfenen Kisten waren geplatzt und ihr Inhalt ausgeschüttet. Zollhoch flutete das Wasser darüber hin.

Zunächst galt es, die zerbrochenen Zeltstangen zu erneuern. Die neugeschlagenen Telegraphenstangen mußten dazu aushelfen, und nach zwei Tagen fleißiger Arbeit war wieder alles in Ordnung, so daß wir an den Weitermarsch denken konnten. Derendinger kehrte nach Melfi zurück, Haberer marschierte voraus, während mich notwendige Arbeiten noch in Busso festhielten; er schlug die Richtung nach Lai ein, nachdem die Lasttiere bei Mafaling über den Schari gebracht waren. Vor sechs Monaten hatte ich zuletzt dort am Schari gestanden. Damals schienen die steilen Ufer die üppige Wasserflut kaum fassen zu können, jetzt war der Strom zu schmalen Rinnsalen zusammengetrocknet, die sich trennend zwischen Sandbänke schoben, die Hunderte von Metern breit waren.



Straße in Garua.

Sechstes Kapitel.

Über Lai nach Garua.

Der Weitermarsch nach Lai erforderte verschiedene Vorbereitungen. Briefschaften nach Lai, Lamy, Garua waren zu erledigen, die Lasttiere waren zu entlassen und neue anzuwerben. Weitere 25 Tiere waren für die Sammlungen und die neuen Gepäckstücke notwendig geworden, denn diese hatten durch die schon im Januar brieflich von unseren Depots Crampel und Archambault hierher beorderten Reservesachen einen Zuwachs erfahren. Leider fanden wir das meiste in völlig unbrauchbarem Zustand, da durch die Unachtsamkeit des schwarzen Ruderpersonals Wasser in die Blechkoffer eingedrungen war und mehrere Monate fingerhoch darin gestanden hatte, wobei es alles ruinierte. Vieles war in Fäulnis übergegangen und mußte fortgeworfen werden, die leeren Kisten und Koffer aber wurden für die Sammlungen verwendet. Den Transport sandte ich ohne Begleitung direkt über Lere nach Garua und überließ ihn seinem Schicksal. Inzwischen hatten am 2. Mai sechs Offiziere und Unteroffiziere Busso im Stahlboot passiert, unter ihnen Hauptmann Dumas, ein alter bekannter Afrikaner, der schon früher hier tätig gewesen war. Dieser Transport war nur einer von

vielen, die mit der beabsichtigten Truppenvermehrung im Militärbezirk Lamy im Zusammenhang standen, wo die Truppenstärke der Unsicherheit in Wadai wegen auf 3000 Mann erhöht werden sollte. Das schnelle Handeln der Franzosen nach der unglücklichen Affäre Moll im letzten Jahre hat auf die rebellischen Mohammedaner seinen Eindruck nicht verfehlt. Man kann überhaupt den großen Zug in der französischen Kolonialpolitik und das Talent, sich mit den Tatsachen abzufinden, nur bewundern. Die Einnahme Abeschers durch Hauptmann Fiegenschuh, welche Stadt den Franzosen für die Fernstehenden anscheinend als reife Frucht in den Schoß fiel, wurde sofort von einsichtigen Männern als lästig erkannt. Trotzdem wurden die nötigen Konsequenzen gezogen und, da die Ehre der Nation es erheischte, auf dem einmal betretenen, wenn auch recht unbequemen Wege weiter fortgeschritten. Die neue Niederlage im Dezember 1910 wurde mit einer starken Erhöhung der Streitkräfte beantwortet, zu der das Mutterland ungesäumt die nötigen, sehr bedeutenden Mittel bewilligte; auch fernerhin wird es die Mittel der Ehre der Nation zuliebe ohne Aussicht auf irgendwelche Rentabilität hergeben müssen.

Was uns Deutschen in dieser Hinsicht fehlt, ersetzen wir durch erhöhte Sorgfalt in der innern Verwaltung. Die mustergültige Ordnung und die heilsame Zucht, die nach längerem Verweilen in fremden Schutzgebieten in deutschen Kolonien stets so wohltuend berührt und die auch Ausländer rückhaltlos zu rühmen wissen, braucht keine Konkurrenz zu fürchten. Namentlich zeigt sich die Überlegenheit des deutschen Systems in der Behandlung der Eingeborenen. Die Verbindung von peinlicher Gerechtigkeit mit unerbittlichem Ernst in strafrechtlichen Entscheidungen und ruhiger Entschiedenheit im täglichen Verkehr, die namentlich den langjährigen Leitern innerafrikanischer Verwaltungsstellen eigen ist, gefällt dem Eingeborenen immer am besten und läßt ihn mit Vertrauen und Respekt zu seinem Vorgesetzten aufblicken. Daß die Franzosen diese Kunst nicht im gleichen Maße verstehen, zeigte sich öfter, insbesondere in den Gebietsteilen, die wir späterhin auf dem Marsche nach Garua passierten.

Das Übersetzen über den Schari wurde erheblich beschleunigt durch



89. Schule in Bagirmi. (S. 116.)



90. Araberchefs in Bagirmi. (S. 116.)



91. Offizierspoſten in Melfi. (S. 116.)

gewaltige Kanus. Das Innere der Boote vermag 70 Lasten und 80 Mann zu fassen, während 12 Ochsen und 14 Esel außenbords schwimmen oder waten. Diese Riesenkanus sind typisch für die Schiffsbaukunst in Mafaling, das als Bootswerft für den untern Schari und Logone Bedeutung hat. Der Preis eines Bootes beträgt 30 Mariatheresientaler. Die Bauart ist sehr eigentümlich, denn der Bug ist niedrig und vierkant, während das Heck nach Wikingerart hoch aufragt. Die Wandungen bestehen aus rohen Planken, Binsen und Bindematerial aus Rinde halten sie zusammen. Die Dichtigkeit läßt daher recht zu wünschen übrig, und ständig muß das eindringende Wasser ausgeschöpft werden.

Bis Modgel hatten wir eine wasserlose Etappe von 40 Kilometern zu überwinden; daher mußte mit dem Aufbruch bis Nachmittag gewartet werden, um durch Nacht- und Frühmarsch das Durstgefühl der Tiere nach Möglichkeit zu verringern. Als wir diese endlich beluden, zog es wieder einmal im Westen rabenschwarz auf; vor dieser schwarzen Wand bemerkten wir weiße Wolken, die ich anfangs für Rauch hielt. Bald aber erkannten wir in ihnen mächtige Sandwolken, die ein rapid heranfegender Sturm vor sich hertrieb. Interessiert beobachteten Schmidt und ich sein Näherkommen mit dem Glase; auf alle Fälle zogen wir die Regenröcke an und machten alles „dicht". Der Sturm kam näher und näher, jetzt war er wohl auf 500 Meter heran, jetzt auf 300, 150, 70, dann — kehrten wir uns um und wären fast zu Boden geworfen worden, mit so urplötzlicher Gewalt brauste der Orkan über uns her und warf uns solche Sandmengen an den Kopf, daß es schmerzte und es kaum möglich war, die Augen zu öffnen. In wenigen Sekunden sah man buchstäblich nichts als treibende, fegende Sandmassen. Jede Orientierung hatte aufgehört, ebenso jede Unterhaltung. Denn öffnete man den Mund, um sich durch Schreien verständlich zu machen, so füllte er sich sogleich mit Sand. In solchen Augenblicken heißt es stillehalten, bis das Toben des Sturmes nachläßt. Menschenkraft vermag da nichts mehr. Nach einer halben Stunde ließ die Gewalt des Windes nach, so daß wir damit beginnen konnten, die verschütteten Lasten auszugraben und auf die Tiere zu heben.

Endlich ging es vorwärts. Nach fünfzehn Minuten erreichten wir einen toten Arm des Schari. Hier gingen die Wellen noch hoch, so daß die Tiere zunächst nicht ins Wasser wollten, dann mitten im Fluß den richtigen Weg verfehlten, in Löcher traten und fielen; manche Lasten schleuderten sie dabei ins Wasser, so meine photographischen Apparate, Zelte und einige Blechkoffer, in die natürlich Wasser eindrang, das erst wieder ausgeschüttet werden mußte, wobei sich der Inhalt von neuem mit Sand bedeckte. Dies alles hatte uns zwei Stunden aufgehalten. Dann erst erklommen die Tiere den jenseitigen Steilrand des Flußufers und tauchten im Buschwald unter. Nach dem Sturm setzte anhaltender Regen ein, so daß man in der abgekühlten Temperatur und den durchnäßten Kleidern tüchtig fror. Aber diese Feuchtigkeit enthob uns der Sorgen um unsere Tiere, da sich überall Pfützen und kleine Tümpel bildeten, die zum Tränken ausreichten.

Der Weg nach Lai ist von Europäern wenig betreten, denn die für diese Station bestimmten Offiziere und Beamten nehmen ihren Weg direkt von Archambault dorthin. Nur von Arabern und Bornuleuten, die ihre Viehherden zum Verkaufe bringen, wird er öfter benutzt, neuerdings auch von den großen Rindertransporten eines unternehmenden Franzosen, des Herrn Basté, der den Viehhandel im großen betreibt und trotz mancher Fehlschläge glänzende Geschäfte macht. Die Rindertransporte werden ihm aus Wadai und Bagirmi zugeführt und von zwei weißen Agenten mit Unterstützung der nötigen schwarzen Treiber nach Lai gebracht, wo Transporte aus der Gegend von Binder hinzukommen. Sie nehmen dann, manchmal 1000 Köpfe stark, während der Trockenzeit, in der die Tsetsefliege fehlt, ihren Weg in mehreren Trupps nach Süden, in die Gegend von Carnot und Nola, wo sie von der „Compagnie de la Haute Sangha" für 100 Franken für das Haupt übernommen werden, während der Einkaufspreis östlich des Schari nur 15 Franken für das Haupt beträgt. Die Kompagnie gibt das Fleisch dann wieder gegen Kautschuk an die Eingeborenen ab.

Bis hinter Tschagen, das bis zum Grenzvertrag von 1908 noch zum deutschen Kamerungebiete gehörte, führt der Weg durch Busch;

bei Djogto, einem Dörfchen der Gabri, trafen wir auf den Anfang einer 80 bis 100 Kilometer langen, ungeheuer breiten Steppe, die immer kahler wird und bis weit über den Logone hinüberreicht. In ihr liegt Nderesia, ein riesiges Dorf der Gabri (Abb. 96, 97, 99), das sich aus vier großen Anlagen mit zusammen 2000 Einwohnern zusammensetzt und durch seine Häuserbauart interessiert. Denn die Dächer bestehen aus langem Stroh, dessen obere Hälfte geflochten ist, während der untere Teil ganz unregelmäßig bis fast auf die Erde reicht. Besonders merkwürdige Formen von Kornspeichern zeichnen diese Dörfer aus, kugelförmig geflochtene Körbe, die auf einer Ästedreiteilung ruhen.

Zwei riesige, fette Gestalten wankten uns in völliger Nacktheit entgegen, nach Art der Ngama, Kaba und Musgum nur mit dem Rinderschurz über dem Gesäß bekleidet; sie entpuppten sich als der Häuptling und sein Bruder. Sie brachten uns zu einer neu gebauten Hütte, in deren Nähe sich eine Kornurne von ungeheuren Dimensionen erhob. Sie hatte doppelte Mannshöhe und etwa 15 Meter Umfang (Abb. 98).

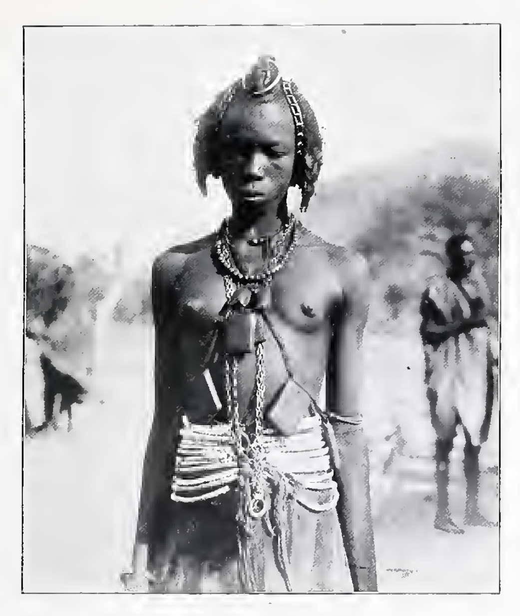
In diesen verlorenen Winkel war kaum je ein Europäer gelangt, Geld in barer Münze war daher völlig unbekannt und wurde abgelehnt. Als Tauschware erwies sich Tabak als gangbar und vor allem Salz und Perlen aus Achat, die aus Bagirmi hierher gelangen. Die Verleihung eines größern Spiegels an den Häuptling verursachte einen kleinen Volksauflauf, da jedermann sich persönlich von der unerhörten Behauptung, man könne in dem Geschenke sich selbst sehen, überzeugen wollte.

Einige Männer trugen Vollbärte; doch schien diese Sitte hier nicht so allgemein verbreitet wie in Tschagen. Ferner bemerkten wir überall große irdene Töpfe mit reicher Ornamentierung, die aber ausnahmslos von den Massa aus Kim bezogen werden, und sahen keine Zeichen einheimischer Industrie. Dagegen sind die Gabri vorzügliche Pferdezüchter. Die Aufzucht wird gefördert durch die endlose, fast kahle, ebene Steppe, die überall Wasserstellen aufweist. Der Schlag der Tiere ähnelt dem

der Musgum. Auch hier sah man zu beiden Seiten des Pferderückens offene Stellen, in denen das rohe Fleisch zutage trat und die durch das Reiten des nackten Mannes auf nacktem Pferde hervorgerufen wurden.

Das Steppengebiet wird nur westlich von Nderesia von einem Waldgürtel durchbrochen, der, wie der Busch vor Djogto, Nashorne beherbergt. Ich schoß dort einen starken Bullen ganz zufällig während des Marsches, als er sich unverhofft 40 Schritte von mir durch den Busch schob. Durch mein Pferd wurde ich aufmerksam und stieg ab, da ich an Pferdeantilopen glaubte. In dem Augenblick bemerkte ich das Nashorn, das mich gleichfalls äugte und sich spitz stellte mit erhobenem Kopfe. Es erhielt meine Kugel auf den Bug, die es schwanken ließ, gleich darauf Nummer 2 auf den Rumpf, dann war es verschwunden, wir im Laufschritt hinterher. Wir kamen auf eine Blöße und sahen dort das kranke Tier mit tiefem Kopfe ziehen, spitz von hinten. Ich gab auf kurze Distanz zwei Kugeln ab. Der Bulle wurde flüchtig, stellte sich aber dann auf 30 Schritte gegen mich. Ein Schuß aufs Blatt! Das Tier knickte vorne zusammen und wurde abermals flüchtig. Nach 100 Schritt fand ich den Schwerkranken auf offener Lichtung den Kopf am Boden; mein Senegalesenführer saß dabei. Ein Gehirnschuß auf 20 Schritt ließ den Kopf emporschnellen und das Tier rollte verendet auf die Seite (Abb. 100). Nach vierstündiger Arbeit des Abziehens der Haut und Ablösens des Kopfes trug die Haut zuerst ein Stier der inzwischen herangekommenen Karawane, und dann, da sie zu schwer war, sechs Männer ins stundenweit entfernte Lager. Das Tier sollte als erstes Exemplar seiner Gattung, das jemals hier erlegt wurde, in einem heimischen Museum Aufstellung finden. In die offene Steppe zieht das Nashorn selten, desto mehr findet man dort Trupps von Leier- und Kuhantilopen, Pferde- und Grasantilopen in trautem Familienleben. Auch sahen wir frische Fährten von Giraffen, denen stets der Löwe ein heimlicher Begleiter ist.

So angenehm und interessant die Märsche in dem übersichtlichen, spärlich mit Euphorbien und Borassuspalmen bestandenen Steppengebiete jetzt zur beginnenden Regenzeit waren, so schwierig werden sie



92. Araberin. (S. 118.)



93. Bareinkinder. (S. 121.)



94. Markt in Melfi. (S. 119.)

95. Weber in Bagirmi. (S. 119.)

einige Monate später. Zur Hauptzeit der Regenperiode, im September bis Oktober, hört überhaupt jede Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften auf. Dann bildet das ganze ungeheure Gebiet von Tschagen bis zum Kabbia eine unübersehbare Wasserfläche, aus der die hochgelegenen Dörfer inselgleich herausragen. Einzelne Ansiedlungen, wie Mande, schützen sich durch große Aufschüttungen, auf denen die Häuser eng zusammengedrängt stehen, und umgeben das Ganze mit Wall und Graben.

Am 14. Mai ritten wir in Lai ein, nachdem wir die letzten zwei Stunden dem Logone gefolgt waren. Lai ist wohl der schönste französische Posten zwischen Ubangi und Tschad (Abb. 105). Seine Anlage ist nicht nur praktisch, sondern man hat auch durch Anpflanzung von Gärten und grünen Hecken, die alle Wege umsäumen, dem Schönheitssinn Rechnung getragen. Eine 20 Meter breite Promenade durchschneidet die Stadt in der Mitte; am Sonntag finden hier Spiele und Rennen statt. Man hatte mir Lai und den Marsch dorthin in den schwärzesten Farben geschildert; ich war daher erstaunt, gerade das Gegenteil vorzufinden.

Die Stadt verdankt vor allem Hauptmann Faure ihre Ausgestaltung, demselben Manne, der sich bei dem Kampf in Doroté, in Wadai, bei dem Oberst Moll fiel, rühmlich ausgezeichnet und dem verbündeten feindlichen Heere einen Verlust von 1500 Mann zugefügt hat. Er wird als ein Mann von ungewöhnlicher Tatkraft geschildert, und seine Energie und Strenge, die ihm bei den Eingeborenen ungeheure Achtung verschafften, haben Treffliches geleistet. Sein nachsichtiger, liebenswürdiger Nachfolger, Kapitän Loisy, ist beliebter. Zur Zeit der Rabehschen Kämpfe bildete Lai ein Asyl für viele. Nach Eintritt der Friedenszeit ist zwar viel Volk abgewandert, immerhin aber zählt die Einwohnerschaft Lais noch heute etwa 3000 Köpfe, die zu sieben Völkerstämmen gehören. Es sind dies die Kaba, Bay, Domro, Gulei, Handjere, Kolong und Haussa. Sie wohnen alle getrennt in besonderen Quartieren, auch außerhalb des Weichbildes der Stadt.

Die Urbevölkerung von Lai sind die Kaba, ein prachtvoller, großer Menschenschlag; besonders die Männer zeichnen sich durch robuste

Stämmigkeit und schönen Wuchs aus. Die Frauen sind unbedeutender und kleiner (Abb. 101—104), die Formen der Erwachsenen etwas untersetzt. Bemerkenswert ist ihr Schmuck: dicke Perlschnüre in weiß und blau, die sich um Hals und Leib schlingen und neben einer Mütze aus weißen Perlen die einzige Bekleidung bilden.

Diese Bedürfnislosigkeit aller um Lai wohnenden Stämme hat bisher auf die Bemühungen der Verwaltung, Geld statt Geldeswert einzuführen, immer hemmend eingewirkt, zumal in der „Provinz". Denn die Leute kommen aus ihren Dörfern kaum heraus und wissen mit dem Gelde wenig anzufangen. In der „Stadt" allerdings übt der „gurs", der Mariatheresientaler, seine alte Anziehungskraft; es wird aber auch der Frank gern genommen. Die Steuerleistung geschieht überall noch durch Ablieferung von eisernen Wurfmessern mannigfacher Form, von denen zwei gleich 50 Centimes gerechnet werden. Ich überlasse es der Phantasie des Lesers, sich das Innere eines Magazins auszumalen, in dem für 10000 Franken Wurfmesser aufgestapelt liegen! Der Wunsch nach Einführung von Geld ist also sehr verständlich.

Die einzige am Platze befindliche Faktorei wird ihre Waren nur an die angesiedelten Haussa und durchreisenden Bornu los und wird wegen ihrer, trotz hoher Preise, schlechten Rentabilität nur im Nebenfach geführt, während Viehhandel en gros das eigentliche Geschäft bildet, denn die Faktorei ist im Besitze des schon erwähnten Herrn Basté. Auch die „Compagnie française de l'Ouhamé et de la Nana" besitzt hier ein Grundstück; die Faktorei ist aber aufgegeben und nach Ham, an die Grenze unseres alten Kameruner Schutzgebiets, verlegt. Dorthin machte ich mich am 19. Mai auf in Begleitung von Schmidt und eines Agenten der genannten Firma. Dieser war in Lai eingetroffen, um die vermeintliche Faktorei zu übernehmen, fand aber zu seiner größten Überraschung das Nest leer. Haberer war vorausmarschiert.

Von nun ab ging es wieder mit Trägern weiter, deren wir 82 benötigten. Die Trageochsen, von denen wir uns schließlich nur mit Bedauern trennten, kehrten an den Schari zurück. Wir blieben in Draingolo (Abb. 106), einem großen Fischerdorf der Kaba,

wie die zahlreichen Fischreusen und Gestelle zum Trocknen der Fische (Abb. 107) verrieten. Auch waren wir Zeugen eines großen Fischzugs im Logone, an dem der größte Teil der männlichen Bevölkerung teilnahm. Man bildete eine lange Kette, die über die ganze Breite des Flusses reichte, die hier etwa 300 Meter beträgt. Und zwar hielten je zwei Leute ein viereckiges Handnetz, dessen Mitte sich bauchte infolge der Strömung, der man schwimmend oft Strecken von über einem Kilometer folgte.

Die Wohnsitze der Massa (Abb. 109, 110) berührten wir tags darauf. Der Häuserbau erscheint hier wieder in einem neuen Typ (Abb. 108). Die Wandungen der strohgedeckten Hütten bestehen aus Lehm. Die Häuser sind in größeren Ortschaften ähnlich wie bei den Kaba zu einem unentwirrbaren Labyrinth zusammengebaut, das durch ganz enge, nur für einen Mann passierbare Gäßchen eine Gliederung erfährt. Auf dem „Lande" findet man überall zerstreut liegende Gehöfte; sie enthalten meist ein Haus für den Mann, ein oder zwei für die Weiber, deren Eingänge stets sich gegenüberliegen, und eine große irdene Kornurne. Das Ganze ist mit einer Lehmmauer umgeben, steht aber auch frei. Die Wohnungseinrichtung bei allen diesen Völkerschaften ist sehr primitiv. Links vom schmalen Eingang liegt ein kleiner Herd aus Lehm von 20 Zentimetern Höhe; er faßt zwei Tontöpfe; rechts befindet sich die Schlafstelle, die aus einem viereckigen Holzgestell oder einfach aus einer Matte besteht. Einiges Gerät vervollständigt das Inventar.

Sehr bedeutend sind die Sprachenunterschiede am mittlern Logone. Man findet ein Idiom manchmal nur auf ein oder zwei Ortschaften beschränkt, kann also an einem Tage mehrere Sprachgebiete passieren, trotzdem man außer dem Namen der Bewohner keinerlei Unterschiede im Hüttenbau oder in der Tracht erkennt, z. B. wie in Ere oder Bisme. Eine eigentliche Verkehrssprache existiert nicht; es findet sich aber unter den Trägern oder Pferdeburschen stets jemand, der eine dieser Sprachen spricht, und andererseits gibt es meist irgendeinen Dorfbewohner, der Kaba, Massa oder Bana spricht.

Eine sehr bedeutende Zunft bilden bei den Massa die Schmiede. Sie teilen diese Kunst mit den Tomak. Erwähnenswert ist vor allem

die Herstellung schön gestanzter Kupferarmringe, deren Metall aus Bagirmi importiert und mit denen ein lohnender Handel im Bezirk des mittlern Logone getrieben wird. Auch befaßt man sich natürlich mit der Herstellung von Wurfmessern.

Auf allen Weideflächen tummelten sich die kleinen, gewandten Pferdchen, hauptsächlich Stuten mit Fohlen, oft bis zum Bauch im feuchten Element; denn täglich öffnete der Himmel allzu freigebig seine Schleusen und sandte von Osten her mit heftigem Blitz und Donner Guß auf Guß. Auch viel Wild stand umher, und überall tauchten die roten Decken der Grasantilopen in der weiten Savanne auf. Besonders interessant gestaltete sich in dieser Hinsicht am folgenden Tage der lange Marsch nach Ham, den wir schon früh um 3 Uhr begannen und zunächst bis Djiman fortsetzten. Dort trafen wir um 8 Uhr ein und rasteten einige Stunden, um den Trägern Nahrung und Ruhe zu gönnen, denn wir hatten noch eine gleich lange Strecke vor uns. Mittags um 12½ Uhr wurde wieder aufgebrochen. Der Weg entfernte sich vom Fluß, der hier nach Westen ausbiegt, und führte durch herrliche Jagdgründe. Die Jagd half über die Langeweile des Marsches hinweg, und bald kehrte ich mit fünf Böcken heim, die ich teils zu Pferd anritt, teils zu Fuß pirschte, während der Agent, der sich angeschlossen hatte, weniger glücklich war. Nach drei Stunden näherten wir uns wieder dem Flusse; gleichzeitig erblickten wir zu unserer Freude die Umrisse der Stadt Ham. Nach weiteren anderthalb Stunden war sie erreicht. Herr Helling, der Vertreter der Faktorei der Compagnie de l'Ouhamé, gab uns in liebenswürdigster Weise Quartier.

Ham (Abb. 114), damals noch Grenzort zwischen Altkamerun und dem französischen Gebiet, ist eine große Bana-Ansiedlung (Abb. 111), auf zwei Hügeln aufgebaut, die durch die in der Regenzeit übertretenden Wassermengen des Logone inselgleich getrennt sind. Enggedrängt und ineinander gebaut erhebt sich auf ihnen die Stadt mit ihren Häusern und Hütten, Höfen und Gäßchen, die die einzelnen Gruppen verbinden. Das Ganze ist wie in Djiman mit einer Lehmmauer umgeben. Die Anlagen gleichen denen der Massa fast aufs Haar.



96. Holzspeicher der Gabri. (S. 131.)



97. Häuser der Gabri. (S. 131.)



98. Kornurne der Gabri. (S. 131.)



99. Wahrsager. (S. 131.)

Zu genaueren Studien sollte der Aufenthalt in Bongor dienen; daher verließ ich Ham bald wieder, um allein mit Schmidt nach Bongor zu reiten. An der Grenze schon begegneten wir dem Postenführer Leutnant Meyer, um uns nach Bongor zu geleiten; ich begrüßte in ihm einen Bekannten aus Duala. Leutnant Meyer brachte neue Pferde mit, ich konnte daher das meine der Faktorei zurücksenden. In Naheina erwartete uns Relais; der Tag war kühl und bedeckt, daher schonten wir die Pferde nicht und legten die 50 Kilometer lange Strecke in $4^1/_2$ Stunden im Trab und Galopp zurück. Die durchrittenen Uferländer sind stark bewohnt und zeigen wiederholt anmutigen Parklandschaftscharakter.

Bongor ist unstreitig ein besonders reizvoller Fleck mit wunderbarer Aussicht auf den Logone. Wehmut beschleicht einen bei dem Gedanken, ihn aus der Zahl der deutschen Posten ausscheiden zu sehen, denn er liegt auf dem rechten Ufer des Logone, das nach Vollzug des neuen Marokkoabkommens an Frankreich übergeht, und mit ihm der Teil des „Entenschnabels“, der zwischen Logone und Schari liegt und das die Herren Haberer, Heims und ich in Begleitung des Residenten, Oberleutnant von Raben, zu bereisen das Glück hatten. Abgesehen davon, daß die Abtretung von einmal in Verwaltung genommenen Gebietsteilen immer bedauerlich bleibt, scheint jedoch die Bedeutung dieses Verlustes stark überschätzt zu werden. Zunächst steht der Verlust sicherlich in keinem Verhältnis zur Größe des Gewinnes. Wir geben ein Gebiet hin, das Schleswig-Holstein zu etwa $^2/_3$ erreicht, und erhalten ein Territorium von der doppelten Größe Bayerns. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind im Musgumgebiet durchaus nicht besonders hervorragend. Wir finden dort guten fruchtbaren Boden von derselben Qualität, wie in den uns verbliebenen Teilen westlich des Logone, Ackerland, auf dem sich Eingeborenenkulturen befinden, in denen wenig Baumwolle und viel Durra und Alkama, eine Weizenart, geerntet wird, auch wilder Reis und Erdnüsse, sowie Tabak zum Eigenbedarf. Wertvoller und deshalb besonders bedauerlich ist der Verlust der großen Bestände an Rindvieh und Pferden, die hier überall gezogen werden und die das Reservoir für die angrenzenden pferdearmen Länder bilden. Wir

finden aber ähnliche Reichtümer bei den uns verbleibenden Puß, den linksseitigen Uferbewohnern des Logone. Zu beachten ist der Umstand, daß die südlichen Gebiete, also der größte Teil des Entenschnabels, in jeder Regenzeit auf Monate hindurch vollkommen unter Wasser gesetzt werden und daher, solange hierin keine Änderung eintritt, niemals eine ernstliche wirtschaftliche Bedeutung werden erlangen können.

Die weiten Gebiete, die wir erhalten, sind zum größten Teile noch ganz unerschlossen; in die Teile südlich von Lere und zu beiden Seiten der Straße Carnot-Nola ist noch kaum ein Europäer gelangt. Ihre Bedeutung steht also noch gar nicht fest. Sicher sind die reichen Bestände an Kautschuk im Süden des neuen Gebietszuwachses; sie sind Millionen wert, befinden sich aber jetzt freilich noch in Händen kapitalkräftiger französischer Konzessionsgesellschaften. Es ist hier nicht der Platz hierauf näher einzugehen, aber eine befriedigende Lösung ist mit Zuversicht zu erwarten. Daß in Teilen dieser Gebiete die schlimmste afrikanische Seuche, die Schlafkrankheit, wütet, ist sicherlich bedauerlich, wir müssen dies aber hinnehmen. Ich betrachte es sogar als Glück, daß diese Teile deutsch werden, da dann gewiß mehr zur Bekämpfung der verderblichen Krankheit geschehen wird. Sollte es uns gelingen, hier bessere Gesundheitsverhältnisse zu schaffen — ich zweifle nicht, daß dies mit der Zeit der Fall sein wird — so wäre das alte deutsche Gebiet von einer schweren Gefahr und von einer Nachbarschaft befreit, deren bedrohlicher Charakter sich andernfalls kaum je geändert haben würde.

Die Bana (Abb. 115, 116) ähneln den Massa und Kaba usw. in mancher Hinsicht. Sie gehen wie diese ganz nackt; das frackartige Schurzfell über dem Gesäß ist die einzige Bekleidung. Die Frauen tragen nur einen schmalen Baststreifen zwischen den Schenkeln, der von einer noch dünnern Schnur gehalten wird; selten fehlt der Pflock in der Oberlippe. Die Männer sind robuste, wilde Kerle mit langem, fettigem Strähnenhaar; sie sind sehr gut gebaut und teilweise von herkulischer Kraft. Eisenringe um Handgelenk und Fessel schmücken die muskulösen Glieder. Ihre Hauptwaffe ist eine armdicke Keule. Von ihrer verderblichen Wucht konnte ich mich durch die Spuren eines Schlages

überzeugen, den ein Mann vor Monatsfrist auf den Kopf erhalten und der den vordern Teil des Schädels fast flachgedrückt hatte. Auffälligerweise schien den Betroffenen diese kleine Affäre außer einer Ohnmacht in keiner Weise inkommodiert zu haben.

Der Verkehr mit allen diesen primitiven Volksstämmen bereitet noch mancherlei Schwierigkeiten. Denn einerseits sind sie mit der Verwaltung spät in Berührung gekommen, andrerseits macht sich das Fehlen einflußreicher Häuptlinge unangenehm fühlbar; man arbeitet mit solchen immer am besten, vor allem wenn ihr persönliches Interesse dabei mitspricht. Die Autorität der einzelnen Dorfältesten, die keiner einheitlichen Stammesleitung unterstehen, ist ganz belanglos. Niemand kümmert sich um sie. Würde einer dieser kleinen Herrscher Gehorsam verlangen oder gar erzwingen wollen, so wäre ihm, wie Beispiele zeigen, der Tod durch Mörderhand sicher. Daher erfordert die Trägerstellung, die Steuerfrage usw. Geduld und mit Takt verbundene Energie.

Mit Leutnant Meyer machte ich allabendlich nach getaner Arbeit Exkursionen zu Pferd in die Umgebung und am Logone entlang, der durch die täglichen Regengüsse schon wieder anfing zu steigen. Wir ritten an Gehöften vorüber auf Wegen, die einem Parke Ehre gemacht hätten; sie führten über grünen Rasen und waren mit Urwaldbäumen eingefaßt. Dann gelangten wir in lichten Buschwald, in dem Rudel von Leier- und Kuhantilopen und Riedböcke standen, während im Wasser die Flußpferde sich tummelten. Auch Fischzüge der Bana beobachteten wir. Die Männer schwammen im Flusse mit Handnetzen, die gleich Austernschalen geöffnet werden, und tauchten auf ein gegebenes Zeichen unter, so daß man plötzlich nur Dutzende von Beinen aus dem Wasser ragen sah. Dabei werden die Netze geöffnet und, wenn einer einen Fisch fühlt, schnell geschlossen; hierauf wird an Land geschwommen und der Fisch dort hingelegt. Die Bana sind vorzügliche Schwimmer. Während des Fischens halten sie sehr lange unter Wasser aus und legen oft etwa 400 Meter zurück. Am Flußufer geht eine große Schar Weiber entlang, in der Absicht, kleine Fische mit einer Handreuse wie mit einer Glocke zu fangen. Um

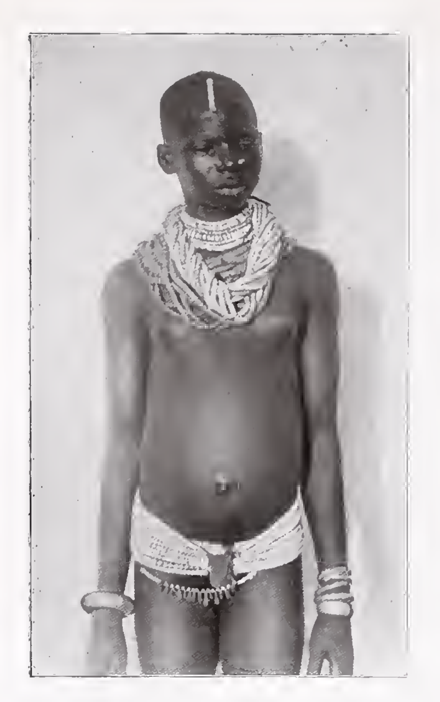
den Fang zu erleichtern, wird schließlich im Wasser eine dichte Kette gebildet, die Schulter an Schulter vorgeht und mehrere Glieder stark ist; sie läßt nichts durch und treibt die Fische schließlich in eine Ecke, wo man sie oft hoch emporspringen sieht.

Am 29. Mai wandten wir uns südwestwärts und überschritten abermals den Logone während eines Tornados, der ein Boot zum Kentern brachte. Wir nahmen die Richtung auf das Flußsystem des Tuburi (s. die Karte der Tuburi-Landschaft), dessen erste Anfänge nach 8 Kilometern bemerkbar wurden, und lagerten bei Dengereng, wo er sich aus einem dünnen Flüßchen plötzlich zu einer seenartigen Fläche von etwa 500 Metern verbreitert und stellenweise schon über mannestief wird.

Die hydrographischen Verhältnisse des sogenannten Tuburi-Sumpfes bilden eine Frage, die zu allerhand Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat. Diejenigen, welche ihn zuerst besucht haben, sahen ihn nach der Regenzeit, wo das Wasser weit die Ufer überschwemmt und wohl den Eindruck einer Sumpflandschaft erwecken kann, so Kommandant Lenfant und Hauptmann Faure, der ihn als erster befuhr. In Wahrheit hat diese Wasserverbindung zwischen Logone und Benue mit einem Sumpfe nichts gemein. Die Landschaft gleicht vielmehr einer schmalen wiesenumsäumten Seenkette bei uns, deren Verbindungen sich flußartig verengen. Der seenartige Charakter tritt besonders im französischen Gebiet, hinter Kamargo, hervor. Hier reicht der Wald am Westufer nahe an das klare Wasser heran, während sich am östlichen ein Steppengürtel trennend dazwischen schiebt. Der See- und Flußboden besteht überall aus festem Sand. Flußpferde sahen wir vereinzelt überall. Interessant ist die Feststellung, daß das Flußsystem eines einheitlichen Namens entbehrt und der Name Tuburi mit ihm nichts zu tun hat. Tuburi ist lediglich die Bezeichnung eines Volksstammes, der wie die Mata, die Kera u. a. die Uferlandschaften bewohnt, insbesondere das Dreieck zwischen Fianga, Tikem und M'burao. Der Wasserlauf dagegen zerfällt in eine Anzahl Einzelnamen. So heißt er bei Kamargo: tula, dann nach Süden sich fortsetzend: barma, gara, gankéling, dumdumu, bérbere, glúrugu,



100. Vom Herzog erlegtes Nashorn. (S. 132.)




101 u. 102. Kabamädchen. (S. 134.)




103 u. 104. Kabafrau. (S. 134.)

marang und karkumtum, wie die große seenartige Erweiterung bei Tikem genannt wird. Als Kabbia werden zwei Seen bezeichnet, die zwei bis drei Kilometer lang sind und östlich von Mime liegen; sie wurden erst sechs Wochen vor meiner Ankunft von einem in Fianga stationierten Sergeanten entdeckt. Sie werden durch den von Süden kommenden Luna gebildet und wässern nach Nordwesten ab, durch den fälschlich Kabbia, richtig Pange genannten Fluß, der bei seinem Einfluß in das große Flußsystem mit dem Namen Barsue belegt wird. Nach Westen fließt der See bei Tikem unter dem Namen Péremi ab, um bei Yué den Namen Mayugi anzunehmen.

Die Annahme, daß bei Fianga eine Wasserscheide liege, ist ebenfalls unrichtig; alles Wasser vom Logone fließt vielmehr dem Benue zu. Das Gewässer des „Tuburi-Flußsystems“, wie man sich ausdrückt, erhält sein Wasser vom Logone, mit dem es in der Trockenzeit zwischen Domo und Bongor in anscheinend unterirdischer Verbindung steht. Sobald die Regenmengen das Wasser des obern Logone über die Ufer treiben und diese Verbindung füllen, steigt auch der „Tuburi“, um in der Hauptzeit der Regenfälle, im Oktober und Anfang November, weite Strecken zu überschwemmen. Dies ist die einzige Zeit seiner Schiffbarkeit. Dann ist es möglich, ihn von Bongor bis Garua im Stahlboot zu befahren. Er sowohl als die beiden Seen sind von Flußpferden belebt.

Fianga und Mata sind die Hauptplätze der gleichnamigen Völkerschaften, Fianga ist außerdem Sitz der Subdivision, deren Chef, Leutnant Lamoroux, eine geräumige Strohhütte bewohnte. Eine andere wurde mir zur Verfügung gestellt. Professor Haberer, dessen Gesundheit sehr zu wünschen übrigließ und der an heftiger Dysenterie litt, hatte es vorgezogen, abseits im Busch zu lagern. Leider besserte sich sein Befinden nicht, so daß seine Überführung nach Lere, wo bessere Unterkunft zu erwarten war, notwendig wurde. Unfähig zum Marschieren, mußte er getragen werden. Nachdem endlich die Hälfte der verlangten Trägerzahl zur Stelle war, setzte sich seine Karawane am 1. Juni auf Lere zu in Marsch; ich hatte die Station vorher brieflich benachrichtigt.

Ich blieb noch einige Tage und streifte zu Pferde mit der

Kamera umher, wobei ich landschaftliche und völkerkundliche Aufnahmen machte. Letzteres hatte aber seine Schwierigkeiten, denn die Bevölkerung war äußerst scheu. Ich konnte mich hiervon auf einem Ritt überzeugen, der mich in Begleitung des französischen Unteroffiziers Maracchini über Fieng, Gabra, Mihil und Illi führte, vorüber an den beiden größten Bodenerhebungen, dem Massoang, d. h. „fast wie ein Elefant", und dem Peruperua, dem „weißen Berge", deren Gestein aus Granit besteht, in dem sich viel Quarzgeröll findet. Ich erklomm auch einen Absatz des Massoang und gewann ein prachtvolles weites Rundbild über den Fluß und seine Umgebung.

Aus allen Dörfern, die wir passierten, flohen die Leute in Scharen; sogar die Kinder auf dem Felde liefen davon. Einige ließen sich zwar zurückrufen, die meisten aber rannten, als säße ihnen der Teufel im Genicke. Diese Völkerschaften sind noch kaum unterworfen, und die Art, wie sie behandelt werden, ist wohl auch nicht geeignet, ihnen Vertrauen einzuflößen. Denn sie werden mit Trägerarbeit überlastet. Diese stand wieder in engem Zusammenhang mit den Ereignissen in Wadai; das Menschenmaterial am Schari, der gewöhnlichen Zufahrtstraße nach Fort Lamy, reichte nicht mehr aus, um die durch die Truppenvermehrung dort notwendig gewordenen Transporte zu besorgen, und viele Hunderte Lasten mußten auf der Straße liegen bleiben und Dutzende von Europäern wurden in den Stationen aus Mangel an Transportmitteln festgehalten. Zur Entlastung der Schariroute hatte die Regierung begonnen, diese Transporte über den Niger-Benue bis Garua zu führen und von hier über Golombe-Lere-Fianga an den Logone zu befördern. Man hatte sogar ernstlich die Frage einer Kanalführung vom Tuburi an den Logone ventiliert, um in der Regenzeit, in der der Tuburi schiffbar ist, eine Wasserverbindung von Garua nach Ham zu schaffen. Der Gedanke, im Gebiet der Tuburiländer eine Etappenstraße an den Logone zu bauen, entspringt also ebenfalls der erwähnten Notwendigkeit einer neuen Zufahrtsstraße zum Tschad. Die technische Ausgestaltung der Straße, die jetzt schon in einer durchschnittlichen Breite von 8 bis 9 Metern bis Lere besteht, läßt noch zu

105. Station Lai. (S. 133.)



106. Draimgolo. (S. 134.)



107. Gestell zum Fischetrocknen. (S. 135.)



108. Massadorf. (S. 135.)

wünschen übrig. Die Bodenbeschaffenheit läßt nur in der Trockenzeit eine stärkere Belastung durch Automobil oder Wagen zu, wie Proben erwiesen haben. Die „Compagnie française de l'Ouhamé et de la Nana" beförderte ihre Lasten versuchsweise auf zweirädrigen eisernen Karren, die mit je einem Pferd bespannt waren und 4 bis 6 Lasten tragen konnten. Dieses Transportmittel bewährte sich in der Trockenzeit wohl, versagte aber zur nassen Jahreszeit, da die Karren öfter zu tief einsanken und die Tsetsefliege unter dem Pferdematerial stark aufräumte.

Die Leute südlich des Flusses sind noch ganz wild und unbotmäßig. Haberer wurde auf einer Exkursion in nicht mißzuverstehender Weise umringt und bedroht. Die Gebietsteile weiter nach Palla zu sind ganz unbekannt und von einem Europäer noch nicht betreten. Der südlichste berührte Punkt war Sorga, den Lamoroux besucht hatte. Die Erschließung dieses Landes wird uns Deutschen vorbehalten bleiben, denn alle diese Völkerschaften und Gebiete gehören zu den Neuerwerbungen.

Die landwirtschaftliche Betätigung der Einwohnerschaft ist mannigfach und erstreckt sich zunächst auf ausgedehnte Haltung von Pferden, Rindern und Kleinvieh; die Größe der Herden richtet sich nach der Vermögenslage des Besitzers. Auch treibt man, insbesondere bei den Tuburi, viel Ackerbau, eine Arbeit, die hauptsächlich den Männern zufällt. Man kultiviert vier Sorten Korn, das „tschuri", eine gewisse weiße Durraart, „tschari", eine kleinere weiße Durraart, ein großes rotes Korn, das „gara" heißt, und „tschugulum", eine dritte weiße Durrasorte. Ferner pflanzt man Bohnen und Süßkartoffeln, die „aim" und „titau" heißen. Zwei Sorten Erdnüsse, eine kleinere, „issue", und eine größere, „suigran", vervollständigen die Liste.

Eine Hauptrolle spielt der Fischfang im reichbesetzten Gewässer. Die Beute wird an die Laka abgesetzt, die in Palla reiche Eisenlager besitzen, deren Wert erst noch festzustellen ist. Ein armdicker Fisch wird mit zwei Handvoll Eisen bewertet. Das eingetauschte Eisen wird von der Zunft der Schmiede zu Hacken und Wurfmessern verarbeitet und dient als Zahlungsmittel. Zwei Hacken gibt man für ein Huhn, drei Hühner sind zwei Wurfmesser wert. Der Fischfang geschieht mittels

Netz und Speer, mit dem besonders die großen, zur Familie der Siluriden gehörigen Fische erlegt werden. Diese Fische erreichen eine respektable Größe; der längste, in meiner Gegenwart gespeerte maß 1,39 Meter, eine Länge, die noch übertroffen werden soll.

Die Verteilung der Beute wird durch die Art des Netzes bestimmt. Mit dem Handnetz gefangene Fische gehören dem Eigentümer. Die mit dem großen, meist einer Gruppe von Fischern gehörenden Netz gefangene Beute wird unter den Besitzern des Netzes verteilt. Fleisch wird im allgemeinen nur wenig genossen, aber viel Milch getrunken. Um die Nahrung schmackhafter zu machen, erhält sie einen Zusatz von Salz, das aus Kuhmist gewonnen wird, den man in der Sonne trocknen läßt und dann verbrennt. Die Asche wird in einen irdenen Topf getan, dessen Boden Löcher zeigt. Der Topf wird dann mit Wasser angefüllt, das durch die Löcher abtropft, salzig schmeckt und den erwähnten Zusatz bildet.

Mein Abmarsch verzögerte sich, da mein Verlangen nach Trägern mit einer fluchtartigen Entleerung aller Dörfer beantwortet wurde. Es bedurfte noch einiger Tage Geduld und schließlich energischer Maßregeln, um wenigstens einen Teil der gewünschten Leute zu erhalten, so daß der Aufbruch am 4. Juni stattfinden konnte. Wir marschierten bis Yué, einem frühern Posten, der am Mao-Kebbi (Abb. 112) liegt. Dort gab es viele Flußpferde; wir erlegten einige und gaben sie den Trägern und Dorfbewohnern, denen das Fleisch als Delikatesse gilt. Dies bezeugte schon die ungeheure Menschenmenge, die auf die ersten Schüsse hin ans Ufer geeilt kam und dieses in langer Ausdehnung krönte.

Am folgenden Morgen fehlten wieder neun Träger. Der Häuptling, den ich aufforderte, mir neue zu beschaffen, da ich sonst energisch eingreifen würde, gab mir zur Antwort, ich könne mit ihm anfangen, was ich wolle; er sei nicht imstande, mir zu helfen, kein Mensch gehorche ihm; er überließ Schmidt und mir die Sorge. Nach einstündigem Warten brachten unsere Senegalesen neue Leute, so daß wir nach M'brau abmarschieren konnten, wo wir 10 Uhr vormittags eintrafen. In M'brau hatte ich die Freude, die Bekanntschaft des



109. Haartracht der Massa. (S. 135.)



110. Massafrauen. (S. 135.)



111. Banagehöft bei Ham. (S. 136.)



112. Der Mao-Kebbi. (S. 144.)

Herrn Basté zu machen, dessen ich schon Erwähnung tat und der aus der Gegend von Binder zurückgekehrt war.

Hier liegt die Grenze zwischen den Tuburileuten und den Fulbe, deren großes Dorf am Mao-Lede in einer bergigen Landschaft wir tags darauf erreichten. Mir fiel die Bauart der Häuser auf; sie haben Lehmwandungen und sind von einem Strohzaun von besonderer Flechtart umgeben. Ich legte hier einen Ruhetag ein, um eine Giraffe zu erlegen. Die Tiere leben in der Nähe der Gauthiotfälle im Buschwald, sind meines Wissens aber erst in einem Exemplar oder noch niemals erlegt. Die Fälle, die erst zweimal von Europäern besucht worden waren, haben ihren Namen nach ihrem Entdecker, der sie beim Befahren des Mao-Kebbi fand. In wunderbarem Fall rauschen sie über 50 Meter hoch herab. Giraffen sah ich nicht, sondern mußte mich mit dem Anblick von nicht einmal frischen Fährten begnügen. Über die steinigen Hügel reitend, stieß ich auf den Mao-Kebbi, der hier Mao-Pe heißt, und fand ihn als echten Waldbach umrahmt von schönem Galeriewald; an seinen Ufern wimmelte es jedoch von Tsetsefliegen. Auf dem Marsche passierte ich ferner die ausgetrockneten Betten des Mao-Lede, Mao-Deng und Mao-Koddi.

Je weiter man nach Westen reitet, desto mehr steigt die Straße an; sie führt über Kämme, deren anstehendes Gestein zutage tritt und die mit Quarzgeröll bedeckt sind. Dem Auge bietet sich eine schöne Fernsicht, die bis zu den Bergen von Deutsch-Binder reicht. Alles ist bedeckt mit niedrigem, weitstehendem Busch, in dem große Fulbedörfer eingebettet liegen, die oft aus zwei bis vier Ansiedlungen desselben Namens bestehen und sich den Geländewellen ausgezeichnet anschmiegen.

Vereinzelt macht sich hier bereits der bauliche Einfluß der Mundang (Abb. 117) geltend, die wahre Kunstwerke von kastellartigen Häuseranlagen aufrichten, wie ihre Hauptstadt Lere (Abb. 113) zeigte, die wir am 9. Juni erreichten. Der Marsch fand im Regen statt, der von einem Tornado der vergangenen Nacht herrührte. Bei diesem war bemerkenswert, daß der trockene Wind von Norden, der Tornado aber von Süden kam, eine Beobachtung, die ich auch schon in Fianga gemacht hatte.

Die Fulbe treten bei Lere wieder ganz zurück; sie schieben sich nur wie ein schmaler Keil von Binder, ihrem Hauptsitz, nach Süden in die durchrittene Landschaft ein; dort, wo die Route auf sie stößt, leisten sie willig Trägerdienste.

Lere erscheint als ein Stadtgebilde von ganz eigenartiger Form. Grundverschieden in Bauart und Einrichtung der Häuser von allem bisher Gesehenen, bietet es wie Musgum einen besondern Typ. Hier herrscht die gerade Linie vor. Wir sehen senkrechte Häuserwände, wagerechte Dächer. Alle Bauten sind aus Lehm, die Dächer aus dickem Knüppelwerk mit Lehm verschmiert und überlegt, die Gebäude von solidem Aussehen. Sehr kompliziert ist die Innenverteilung der Räume, besonders in den Frauenwohnungen. Wir finden Wohn- und Schlafzimmer, Räume für die Zubereitung des Mehls, der Mahlzeiten und zur Aufbewahrung des Holzes und der Gerätschaften. Das Ganze ist ein kleines Labyrinth, in dessen Zentrum es stockdunkel ist. Die Innenwände der Haupträume sind geglättet, was ihnen ein sauberes Aussehen gibt. Niemals fehlen die turmartig eingebauten runden Vorratskammern für das Korn.

Ein enormes Bauwerk ist der Palast des Lamido Ganthiome (Abb. 119), des Sultans. Er ist kreisrund wie ein Kastell und umfaßt außer dem Haus des Sultans und dem seiner Söhne, den Pferdeställen, den Empfangs- und Eingangshallen, gegen 100 Frauenwohnungen. Letztere liegen ausnahmslos zu beiden Seiten einer Gasse, die ringförmig das Zentrum des Palastes umschließt. Die einzelnen zimmerreichen „Appartements“ sind auch hier durch die runden, hochaufragenden Korntürme (Abb. 120) getrennt, die gleichzeitig die oft nach innen ausgebuchteten Wände der Abteilungen bilden. Der Eingang zu den Korntürmen ist ein rundes Loch, durch das ein Mensch gerade kriechen kann, und liegt oben an der Spitze. Eine einfache Leiter führt von der Gasse hinauf. Die Türme sind im Innern wieder in zwei Schächte geteilt mit separatem Eingangsloch, so daß die Kornarten getrennt lagern.

Der Lamido besitzt eine bemerkenswerte Autorität, die sich sicherlich erweitern läßt, wenn sein persönliches Interesse an der Kultivierung

des Landes, der Trägergestellung usw. erweckt wird; entsprechende Versuche der Franzosen haben den Beweis erbracht. Sie weihten ihn in die Geheimnisse der Baumwollkultur ein und zeigten ihm die Anlage der Felder, gaben ihm Saatgut und beteiligten ihn am Gewinn. Die Folge davon war ein reges persönliches Interesse des Sultans, den man täglich auf den Kulturen sah und der stets für eine genügende Anzahl Arbeiter sorgte.

Die Gebäude des Postens in Lere (Abb. 118), den Leutnant Bouhaben verwaltete, waren zur Zeit meines Besuchs in recht primitivem Zustand, da man sich mit dem Plane trug, die Station zu verlegen. Der deutschen Verwaltung wird es vorbehalten bleiben, eine Entscheidung zu treffen; ein schönerer Platz ließe sich jedenfalls finden. Die Nähe des Sultans spricht jedoch für die Beibehaltung von Lere als Sitz der Verwaltung. Die Stadt lehnt sich an felsige Bergkuppen an, von denen sich dem Beschauer ein prachtvolles Panorama entrollt und zwischen denen die große Karawanenstraße hindurchführt. Den Bergen vorgelagert ist östlich ein kleiner, westlich ein großer, fischreicher See mit sandigem Untergrund und festen Ufern, in dem ein überaus interessantes Tier ziemlich häufig vorkommt, ein Meerweibchen oder Seekuh, von den Mundang „Nebi" genannt, das auch im Benue lebt und an der Kameruner Küste ebenfalls bekannt ist. Das Tier ist von ovaler Form und dürfte ausgewachsen 3 Meter lang sein. Seine Haut hat die Dicke einer Flußpferdhaut; die Seeanwohner schneiden Peitschen daraus. Eingeborene Jäger erlegen den „Nebi" mit der Harpune, und einer von ihnen rühmte sich, mehr als hundert auf diese Weise getötet zu haben. Meine eigenen Versuche, mit der Büchse an den von dem Tiere bevorzugten seichten Wasserstellen auf dem Ansitz zu Schuß zu kommen, mißlangen; diese Jagdart ist jedoch für den Europäer die einzige, die Erfolg verspricht. Bei Windstille und glattem Seespiegel sah ich mehrmals, aber auf weite Distanz, die Köpfe der interessanten Tiere auf Sekunden auftauchen und vernahm ihre merkwürdigen Töne. Ein andermal folgte ich von fern dem Jäger im Faltboot über den See. Lautlos trieb der Mann sein kleines Kanu

suchend hin und her. Plötzlich schwenkte er ab; er hatte ohne Zweifel ein Tier gesehen und folgte ihm nun. Eine halbe Stunde ging es kreuz und quer. Endlich schien er ganz nahe zu sein; kaum tauchte das Ruder noch ins Wasser, dann wurde es eingezogen, die rechte Hand griff nach der Harpune, langsam richtete sich der Mann auf, holte mit großer Vorsicht aus, schleuderte und — fehlte. Da kurz darauf dasselbe passierte, so schien mir auch diese Art des Fanges etwas problematisch. Als ich abmarschierte, setzte ich auf die Erlegung eine hohe Prämie, hörte aber niemals mehr davon.

Die Mundang lehnen sich in ihren Sitten an die benachbarten Völkerschaften an. Sie sind in erster Linie Ackerbauer, dann Fischer. Auch hier kennt man das Handnetz und das große Netz, in dessen Besitz man sich teilt. Die Netze werden aus den Fasern der „Sale"-Pflanze angefertigt. An der Feldbestellung beteiligen sich beide Geschlechter gemeinsam. Außer den verschiedenen Durrasorten werden Erbsen und Bohnen, Kartoffeln und Erdnüsse gebaut. Die Viehhaltung ist ziemlich bedeutend.

Interessant dürfte die Art sein, wie die Mundang ihre Toten begraben. Reichen Leuten gebührt ein rechteckiges, längliches Grab, ärmeren steht nur ein rundes zu. Die Männer legt man auf die linke Seite und zwar in hockender Stellung, die Hände flach am Kopf; dieser zeigt stets nach Norden. Die Frau findet auf die gleiche Weise ihre Ruhestätte, nur liegt sie auf der rechten Seite. Eine große Rolle spielt das obligatorische Klagegeschrei, das mehrere Tage währt, sich aber in Intervallen ein Jahr lang fortsetzen kann. Hierbei wird zur Ehre des Toten gehörig geschmaust und gezecht. Das „Pipi", das Hirsebier, fließt in Strömen, und Kühe und Ziegen müssen ihr Leben lassen.

Die Mundang sind kräftige, furchtlose Leute und haben sich früher in Kriegen viel geschlagen, besonders mit den Fulbe, als diese ihren Landbesitz zu vergrößern strebten. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die gutbewaffneten und berittenen Fulbe im Kampfe gegen diese nackten Heiden nichts auszurichten vermochten, trotzdem diese nur mit Pfeil und Bogen und mit Speeren bewaffnet waren, allerdings mit stark vergifteten. Auch die Bemühungen der Fulbe, Sklaven zu

113. Lere. (S. 145.)

114. Ham am Logone. (S. 136.)

115. Banamänner. (S. 138.)

116. Banafrauen. (S. 138.)

erbeuten, schlugen fehl; dabei sollen sogar die Angreifer zu Sklaven der Heiden gemacht worden sein.

An fremdem Element trifft man auch hier das Händlervolk der Haussa, die in einem besondern Stadtviertel in Strohhäusern angesiedelt sind, und vereinzelt Vertreter der Borroro, der ursprünglichen, unvermischten Fulbe, deren rassige Erscheinungen und Gesichtszüge besondere Aufmerksamkeit verdienen. Der Gesichtsschnitt gleicht dem von Indianern, ebenso die helle Hautfarbe. Die Ohren sind geschmückt mit Bündeln großer Kupferringe, und ein gleicher Zierrat schmückt den Hals. Die Borroro erscheinen hier nur vereinzelt; als neuere Heimat können Teile von Adamaua gelten, wo sich (nach Strümpell) drei ihrer Stämme, die Borroro-Wadabe, die Jafun und die Keschuen, angesiedelt haben. Sie sprechen eine vom gewöhnlichen Ful etwas abweichende Sprache.

Am 15. Juni verabschiedete ich mich von Lere. Leutnant Bouhaben begleitete mich bis zum See, wo mich unser Faltboot zur Fahrt nach Kebbi erwartete, das am Westende liegt. Hier hatte schon Haberer einige Tage zugebracht und trotz seiner Krankheit manches Neue gesammelt. Die Karawane folgte unter Schmidt auf dem Landwege. Meine Hoffnung, auf dieser dreistündigen Fahrt ein Nebi als ersehnte Beute zu erlangen, schlug fehl.

In Kebbi hatte ich die Freude, Leutnant Weyse, einen Reisegenossen von der „Eleonore Woermann", wiederzutreffen, der auf Wunsch der Residentur aus Deutsch-Binder an die Grenze bei Bipare geeilt war, um mich nach Garua zu geleiten. Weyse kehrte bald nach Bipare zurück, wo er ein Buschlager bezogen hatte und wo ich am folgenden Mittag mit ihm abermals zusammentraf. Wir setzten den Weg in einem Dogcart fort, das à la Tandem bespannt war, während uns die Eskorte zu Pferde begleitete. Bis Golombe durchfuhren wir schwer passierbares Gelände. Über schmale Wege ging es an den Ufern des Mao-Kebbi entlang durch die sandigen Betten der Nebenflüsse und durch das Strombett selbst, so daß das Wasser über die Achsen rauschte. Immer weiter fuhren wir in die steiler werdenden Berge hinein, in eine wildzerrissene Landschaft von großer Schönheit.

Das prachtvolle Bild wurde erhöht durch eine Schar von Fulbereitern, die in ihren grellbunten Trachten äußerst malerisch wirkten, als sie über die breiten Sandbänke des Strombettes uns entgegenritten. Ständig mehrten sich diese Trupps, und in Golombe hatte ihre Zahl schon fast 300 erreicht. Unter ihnen befand sich ein Sohn des Lamido von Garua, den sein Vater zur Begrüßung entgegengeschickt hatte. Ihm schlossen sich an der Ardo von Golombe, der von Bibeno und endlich, am 18., der Lamido von Garua selbst. Die Reise auf so interessante, unterhaltende und bequeme Weise zurückzulegen, obendrein auf vorzüglich gehaltener breiter Straße, die teilweise einem Parkweg glich, gewährte nach all den Mühsalen des letzten Jahres einen unbeschreiblichen Genuß. Überall sprießte das Gras und hatte die Landschaft mit jugendfrischem Grün bedeckt, dessen Reiz sich in den taufrischen Morgenstunden noch erhöhte.

Die letzte Etappe vor Garua, das Lager Pitoa am Fuße des Tengelin-Tafelberges, brachte mir ein Wiedersehen mit Hauptmann Schwartz, dem Kaiserlichen Residenten von Adamaua, der mich hier in liebenswürdigster Weise begrüßte. Bald erschienen Gruppen der Falli, der Bewohner des Tengelinplateaus; es waren wilde Gestalten, die der Residentur schon manche Schwierigkeiten bereitet haben und sich erst in letzter Zeit dazu bereit finden ließen, auf die friedlichen Vorstellungen des Residenten einzugehen und sich im Tal zu zeigen.

Was hier geleistet wurde, ist allgemeiner Anerkennung wert. Dahin, wo sich vor Jahresfrist ohne militärische Bedeckung niemand hinwagte, wo die Grenzkommission in den Jahren 1907/1908 allerlei Gefechte zu den täglichen Vorkommnissen zählte, wandert der Reisende jetzt in völliger Ruhe ohne jedwede Gefahr, von Lager zu Lager, und wird mit Verpflegung reichlich versorgt. Noch im Jahre 1907 scheiterte der Plan, durch diese Gebiete nach dem Tschadsee vorzudringen, an der Unbotmäßigkeit der Bevölkerung in Nordkamerun und im angrenzenden französischen Gebiet, und die täglich zu erwartenden Kämpfe machten die Arbeiten einer wissenschaftlichen Erkundigungsreise aussichtslos. Wie anders heute! Niemals fanden



117. Mundangdorf. (S. 145.)



118. Stationshaus in Lere. (S. 147.)



119. Lamido Ganthiome und zwei seiner Frauen. (S. 146.)

wir den geringsten Grund zur Klage, und nie wäre uns der Gedanke an einen Widerstand der Bevölkerung gekommen.

In der Morgenfrühe des 20. Juni setzte sich die große Karawane in Bewegung, und nach zweistündigem Ritt kamen plötzlich die Gebäude der Station Garua in Sicht. Wie ein Schloß auf felsiger Warte erschienen die weißen Türme im Sonnenglanze auf dem Hintergrund der dunkeln Berge: ein stolzes Stück deutscher Heimat grüßte zu uns herauf. Garua hat wahrlich Ursache stolz zu sein, sowohl auf seine Lage, die einzig schön ist, als auf seine ständig wachsende Bevölkerung. Immer größer wird die Zahl seiner Einwohnerschaft und immer häufiger die Besuche der eingeborenen Herrscher, die sich und ihren Abgesandten geräumige ständige Quartiere erbauen. Auch der Handel Garuas hebt sich immer mehr, da erfreulicherweise die Händler aus Yola beginnen, hierher zu kommen und sich anzusiedeln. Garua krankt aber an der unzureichenden Verbindung mit der Küste, ein Übelstand, der hemmend auf die Entwicklung des deutschen Handels wirkt. Die einzige Zufahrtstraße bildet der Wasserweg des Benue, an dem die Station liegt. Aber die Verbindung ist ungenügend, weil sie nur zur Hochwasserzeit, von Ende August bis Anfang Oktober, benutzbar ist. Nur in dieser Zeit verkehrt ein Dampfer bis hierher. In den anderen Monaten ist man von Yola oder gar von Lokoja an, der Mündung des Benue in den Niger, auf den Verkehr der Stahlboote angewiesen, die stromab in etwa 11, stromauf in 52 Tagen die Strecke von Lokoja bis Garua zurücklegen. Ein Warentransport ist aus Mangel an deutschen Booten so gut wie ausgeschlossen, da die hohen Kosten des Transports die Rentabilität in Frage stellen. Deutschland besitzt von all den Booten, die hier fahren, gerade ein Exemplar! Wenn dieses auf Reisen ist, ist man lediglich auf die Hilfe der englischen Niger-Kompagnie angewiesen, die eine kleine Flottille hat, falls die deutsche Residentur nicht etwa auf Eingeborenenboote zurückgreifen will, deren große Unsicherheit jeden Transport sehr gefährdet. Mehr als einmal ist die gesamte, für ganz Adamaua und das Tschadgebiet bestimmte dienstliche Post infolge

Kenterns des Kanus spurlos in den Fluten verschwunden. Eine unbedingt zuverlässige, das ganze Jahr benutzbare Verbindungsstraße in Form eines Schienenwegs ist daher dringend geboten und würde mit einem Schlage hochwertige Gebietsteile erschließen, die jetzt brach liegen.

Die Tage vergingen mit Besuchen beim Lamido, in der Stadt und mit Ritten in die Umgebung. Zu diesen gehörte eine Exkursion auf das Tengelinplateau, mitten in die interessanten Häusergruppen der Falli hinein. Enggedrängt stehen auf dem Plateau in Dorfschaften verteilt die pilzförmigen Hütten in den Tälern und Schluchten der Berge. Diese Position und ihre vergifteten Waffen schützen die Falli vor Überfall und wahren ihre Unabhängigkeit. Hohe Hecken aus Euphorbien umschließen oft ihre Dörfer, in deren Nähe mächtige Exemplare des Affenbrotbaums die knorrigen Äste recken. Auch das Innere der Wohnungen förderte manches Neue und Bemerkenswerte zu Tage.

Hauptmann Schwartz, Oberleutnant Dühring, der auf dem Marsch nach Kusseri zur Ablösung des auf Urlaub gehenden Oberleutnants von Raben hier eintraf, waren mit von der Partie; ferner Professor Haberer, dessen Gesundheitszustand sich erfreulicherweise wesentlich gebessert hatte und der bereits wieder ein Lager am Fuße des Berges bezogen hatte, von wo aus er sich uns anschloß.

Ein anderer Ausflug brachte mich einem alten Löwen zuliebe, der sich seit einiger Zeit hier aufhielt, einige Stunden weit auf der Straße nach Ngaundere in den Busch, wo ich lagerte. Ich streifte am Abend und am folgenden Tag in dem Felsennest des alten Einsiedlers umher, konnte aber seiner nicht ansichtig werden. Auf dem Rückweg überzeugten mich der rege Verkehr und die vielen Haussa, denen ich begegnete, von der Bedeutung dieser breit und schön angelegten Handelsstraße.

Es war der letzte Tag in diesem Gebiet, der Abschluß eines ereignisreichen Jahres; tags darauf entführte uns das Stahlboot den Benue abwärts, der Heimat zu!

Siebentes bis neuntes Kapitel.

Vom Tschadsee zum Niger.

Von Ernst M. Heims.



Musgumdorf.

Siebentes Kapitel.

Durch das Land der Musgum zum Tschad.

Am 26. Dezember 1910 brachen Seine Hoheit, Oberleutnant von Raben, Professor Dr. Haberer, Oberarzt Trepper und ich zu einer Reise in das Gebiet der Musgum auf. Dieses Gebiet, das zwischen Logone und Schari liegt, dürfte zu den am wenigsten bekannten Teilen Kameruns gehören.

Von der in Kusseri stehenden dritten Kompagnie, die beritten ist, nahmen wir 15 Reiter mit, die in ihrer gelben Khakiuniform, dem roten Fez, den Karabiner im Gewehrschuh, gar stattlich aussahen.

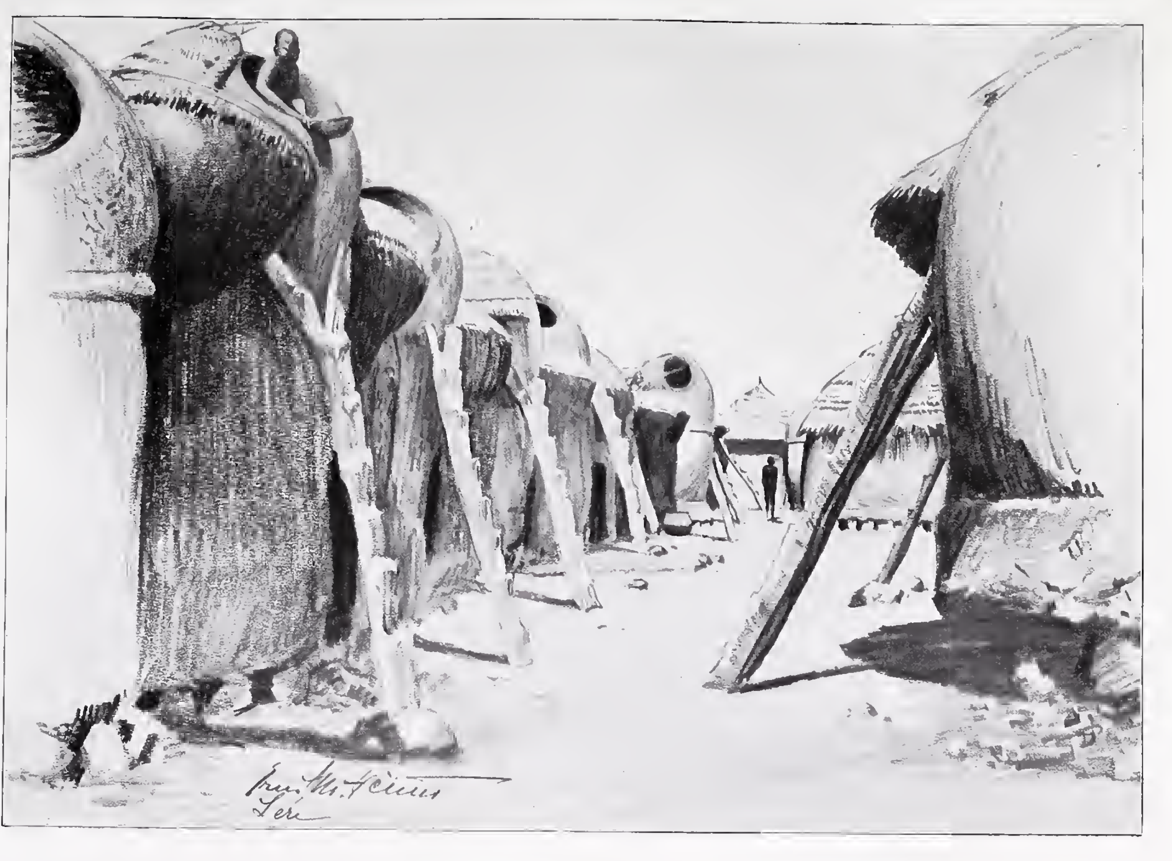
An der Spitze des Zuges wehte die mecklenburgische Flagge, ihr folgte die deutsche; dann kamen wir Europäer, hinter uns die berittene Abteilung, der sich die Boys und 180 Träger anschlossen. Noch einmal drückten wir Herrn von Wiese und Röder die Hand. Sie standen im Begriff, sich von uns zu trennen. Es war ein herrlicher frischer Morgen, in welchem wir frohgemut und hoffnungsvoll durch lichten Dornbusch ritten, wo wir stellenweise weite Umschau halten konnten. Wir sahen viel Wild; es bestand hauptsächlich aus Wasserböcken, Grasantilopen, Buschböcken und Warzenschweinen.

Gegen Mittag erreichten wir das Kanuridörfchen Udjun-Gubua, wo wir Lager bezogen. Die Pferde wurden zur Tränke geführt und dann geputzt. Das ganze Lagerbild machte fast den Eindruck eines afrikanischen Manövertages. Am andern Tag war das Landschaftsbild

dasselbe; jetzt begegneten uns öfters Gazellen, und der Vogelreichtum nahm zu. Überall zwitscherte es in den Büschen, und man wurde ganz an einen Frühlingstag in der Heimat erinnert. Außerordentlich reich ist die Gegend an Perlhühnern. Allerorten sieht man Ketten von 50 bis 60 Stück; aber sie sind scheu und drücken sich oder stehen sofort auf.

Am 28. Dezember näherten wir uns vormittags gegen 10 Uhr der Stadt Karnak am Logone. Sultan Mohammed, der hier herrschte, war uns unter Trommelklang und schmetternden Fanfaren mit einer riesigen Suite entgegengeritten, um uns in seinem Gebiet willkommen zu heißen. Alles trug weiße und bunte Gewänder, alle Farben durcheinander — es war ein großartiges Bild! Mit dem Sultan an der Spitze ritten wir in einem Spalier von etwa 200 Reitern; auch diese präsentierten sich in einer bunten Tracht, und ihre Pferde hatten prachtvolle Schabracken und reiche Kopfstützen mit langen Troddeln oder breitem Stirnschmuck aus Messing. Vielfach trugen auch die Pferde richtige Panzer aus Watte, die den ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen bedeckten. Auf rot- und goldgesticktem Sattel saß der Reiter. All dieser Prunk in der hellen Beleuchtung der afrikanischen Sonne, mit dem tiefblauen Himmel darüber und im Hintergrund der grüne Dornbusch, bot einen wahrhaft großartigen Anblick, den ich nicht vergessen werde.

Es folgte die Infanterie; zuerst die Bogenschützen, dann die Speerträger, an 3000 Mann, die meisten in blauen Gewändern. In Begleitung dieses Heerbanns näherten wir uns der Stadt unter dem wahrhaft ohrenbetäubenden Lärm von Kesselpauken, Holzposaunen und langen Aidatrompeten und unter dem Gestampfe und Gewieher der Pferde. Bei einer Wegbiegung sahen wir plötzlich die hohen Lehmmauern der Stadt vor uns (Abb. 121). Scharen von Weibern eilten uns entgegen; in laut gellenden Trillern gaben sie mit hocherhobenen Händen ihrer Freude Ausdruck. In dichten Haufen drängten sie sich unmittelbar vor unseren Pferden. Diese wurden dadurch unruhig und fingen zu tänzeln an, und wir mußten dauernd anhalten, um im Gedränge nicht Menschen zu



120. Korntürme in Lere. (S. 146.)



121. Vor dem Tore von Karnak. (S. 156.)

überreiten. Wir umritten einen kleinen Sumpf unmittelbar vor der Stadt und hielten unsern Einzug durch das Tor in der Wallmauer.

Überall saßen und hockten Männer, Frauen, Greise und Kinder auf den flachen Dächern und schauten neugierig auf die einziehenden Fremdlinge. Der Sultan begleitete uns zu unserem Lager, das seinem Palaste gegenüber lag. Zwischen Lager und Palast dehnte sich ein riesiger Platz; auf ihm stand ein mächtiger Ficusbaum, dessen dichte Krone auf der weiten Fläche den einzigen Schatten spendete. Überall herrschte Feststimmung, und allerorten entwickelte sich ein lebhaftes Getrommle und Getanze. Nach der Mittagsrast bestiegen wir um 3 Uhr abermals die Pferde und besichtigten unter Führung des Sultans die Stadt.

Karnak mit seinen etwa 5000 Einwohnern ist bedeutend größer als Kusseri, doch fehlt der rege Betrieb, der jener großen Fischerstadt das Gepräge gibt. Auch hier war ein großer Teil der massiven, gut gebauten Häuser im Verfall, auch hier begegnete man Spuren der Herrschaft Rabehs. Die Bewohner von Karnak fertigen sehr schöne Flechtarbeiten aus Stroh an, sowie prachtvolle Schalen, die sie aus Holz schnitzen. Von ihren Tänzen fielen diejenigen der Schoa-Araber am meisten durch das erotische Gepräge auf, das manchmal recht unverblümt zutage trat und dadurch mehr an Tänze primitiver Naturvölker erinnerte, als man bei Volksstämmen erwarten durfte, bei denen der Islam Jahrhunderte alt ist.

Die Schoafrauen führen auch einen Tanz auf, der sehr anziehend wirkt. Etwa zehn bis fünfzehn Frauen und Mädchen, der Größe nach aufgestellt, schlagen taktmäßig zwei Holzklötze aneinander, die sie in den Händen halten; gleichzeitig wird der Kopf rhythmisch nach rechts und links gedreht; fast alle schließen dabei die Augen. Ob dieses getan wird, um bei den schnellen Kopfbewegungen nicht schwindelig zu werden, oder ob es zum Tanz gehört, ist mir unbekannt. Allerliebst sieht es aus, wenn kleine Mädchen im Alter von 8 bis 10 Jahren sich an diesem harmlosen Vergnügen beteiligen. Die jungen Burschen lieben Tänze wilderer Art; phantastisch aufgeputzt, springen sie wie Besessene im Kreise herum. Bedauerlich war es, daß

unsere kinomatographischen Films zur Neige gingen und wir deshalb sehr sparsam damit umgehen mußten.

Sultan Mohammed hatte uns eine Anzahl Geschenke übersandt, darunter eine junge Löwin, die meine Reisegefährtin wurde; ich komme noch des öftern auf sie sprechen. Unser Rundritt endete am Sultanspalast, wo wir die Gegengeschenke überreichten.

Der Palast ist ein wahres Labyrinth von Höfen und Gängen, und ohne Führer findet man sich sicherlich nicht zurecht. Dieses Durcheinander von Höhlen, dunklen Gängen und Höfen ist wohl berechnet; bei einer Eroberung der Stadt soll es die Feinde über die Lage der Gemächer des Sultans täuschen. Am interessantesten waren fünf mächtige viereckige Säulen, die das Lehmdach eines Versammlungshauses trugen; sie waren reich verziert und teilweise bemalt. Die Bilder waren um so merkwürdiger, als der Islam im allgemeinen eine darstellende Kunst nicht besitzt. Aber wie wenig streng hier die Vorschriften der Religion genommen werden, sieht man daraus, daß wir Ungläubigen sogar den Harem besuchen konnten, in welchem sich 135 Frauen befanden und mehr als 30 Kinder sich tummelten. Die ältesten fünf Jungen und zwei Mädchen wurden beschenkt, worauf sie sich voller Stolz wieder zu ihren Spielgefährten gesellten.

Die Stadt hat einen ziemlichen Umfang. Sämtliche Häuser sind, ebenso wie die Stadtmauer, aus Lehm ausgeführt; aus Lehm sind auch die flachen Dächer, auf die man mittels einer Treppe aus dem Hausinnern gelangt. Einzelne Häuser und Hütten sind mit Strohdächern versehen, die hier, wie in Kusseri, teilweise mit Straußeneiern, den Symbolen der Fruchtbarkeit, geschmückt sind.

Die Gegend um Karnak ist sehr wildreich, doch ist das Gelände wenig übersichtlich. Während eines dreiviertelstündigen Pirschganges schoß ich zwei Buschböcke und einen Ducker, diesen spitz von vorn auf 120 Schritt. Da hier Aussicht auf Jagd war und wir unsere zoologische Sammlung mit einem Male bereichern wollten, veranstalteten wir eine Treibjagd auf Haar- und Federwild.

Am 29. Dezember um 6½ Uhr morgens standen unsere Pferde,

die Soldaten und etwa 300 Speerträger bereit. In einer dicht mit Akazien und hohem verdorrtem Grase bestandenen Baumsteppe nahmen wir unsere Stände ein; bald darauf rückten unter Riesengeschrei die Treiber an. Da fiel auch schon der erste Schuß, dem andere schnell folgten. Wir machten vier Triebe und ritten dann heim, wo vor unserem Hause eine Strecke von neun Stück Wild gemacht wurde. Sie wies drei Warzenschweine, drei Gazellen, zwei Buschböcke und einen Rindbock auf.

Der folgende Tag war ein Freitag, der Sonntag der Mohammedaner. Vor dem Sultanspalast fand eine Aufstellung der gesammten Kavallerie und Infanterie statt. Unter lautem Trommel- und Fanfarenschall erschien der Sultan hoch zu Roß, unglaublich aufgeputzt, von sämtlichen Würdenträgern umgeben; mit wildem Geschrei empfing ihn das Volk. An der Spitze die deutsche Flagge und Posaunenbläser, ritt er zur Begrüßung seiner Mutter. Dann kam er zurück und nahm unter einem riesigen Ficusbaum, der dortigen Paradepappel, vor dem Palaste Aufstellung.

Es folgte ein Vorbeimarsch; erst die Infanterie in Sektionskolonne, dann die Kavallerie zu einem abgebrochen, so daß wir die verschiedensten Typen photographieren konnten; hierauf folgte ein zweiter Parademarsch in Kompagniekolonne, die Kavallerie in Eskadronsfront. Der Parademarsch wirklich ganz hervorragend und bot ein Bild von bezauberndem Reiz. Der Eindruck erhöhte sich noch, als die gesamte Kavallerie eine Attacke ritt.

In den frühen Morgenstunden des 31. Dezember durcheilte die Stadt die Trauerbotschaft, die Sultanin-Mutter sei in der Nacht gestorben. Also Hoftrauer! Da infolge des Allerhöchsten Schmerzes nach der „Beisetzung" die Gefahr nahelag, der Sultan könne ein wichtiges Versprechen bezüglich ethnographischer Gegenstände vergessen, sandten wir ihm eine Nachricht, die ihre Wirkung nicht verfehlte; er schickte uns einige Schilde und Speere und bot uns außerdem einen schadhaften Sattel an, den wir aber umgehend zurückschickten, worauf er ihn durch einen recht guten ersetzte.

Nach dem Abendbrot brauten wir einen Silvesterpunsch; Professor Haberer hatte die Rolle des Mundschenks übernommen. Unter dem sternbesäten Himmel tief im Innern Afrikas saßen wir beisammen und dachten unserer Lieben in der fernen Heimat. Glas auf Glas wurde geleert, waren wir doch alle trinkfeste Männer. Noch sehe ich Haberer, wie er in magischer Beleuchtung in einer Ecke stand und einen Punsch nach dem andern anrührte. Um Mitternacht krachten drei Salven, und Leuchtraketen erhellten das Dunkel.

Am andern Tag, 1. Januar 1911, früh 6 Uhr, wurden unsere Lasten über den Logone gesetzt. Um 7 Uhr folgten wir, nachdem wir uns vom Sultan verabschiedet hatten. Am andern Ufer bestiegen wir die Pferde, die schwimmend den Fluß passiert hatten, und ritten anfangs durch schöne, lichte Steppenlandschaft. Dann wurde der Busch dichter, und Tamarinden und dornige Akazienbäume traten in den Vordergrund. Um 11 Uhr bezogen wir im Kanuridorf Aisambuli Lager.

Am nächsten Morgen wurde wie üblich vor Tagesanbruch abmarschiert. Wir schossen einige Gazellen und Frankoline, konnten aber letztere nicht finden. Um sie nicht verludern zu lassen, zündeten wir das hohe Gras an. Dabei kam eine riesige Puffotter, Afrikas gefährlichste Giftschlange, zum Vorschein; durch einen Stockhieb wurde sie unschädlich gemacht.

Im Dorf Kalchoa erhielten wir von Wiese die Nachricht, daß sein Begleiter, Feldwebel Röder, an Schwarzwasserfieber erkrankt sei; er habe ihn in Mandjafa an Land gesetzt und Sanitätsfeldwebel Draheim in Maniling benachrichtigt. Dieser schrieb, daß er sofort nach Mandjafa marschiere. Professor Haberer brach noch in der Nacht auf und war andern Tages um 11 Uhr früh am Bett des Kranken. Ganz abgesehen von der schweren Krankheit, die wir alle aufrichtig bedauerten, ist dieser Fall für Wiese sehr schmerzlich, denn er hat in Röder seine Hauptstütze verloren; Wiese und Schubotz mußten nun die Arbeiten am Ubangi allein ausführen. Röders Tätigkeit bestand im Führen der Kassentagebücher, in Abrechnungen und



122. Kampfspiel der Musgum. (S. 162.)



123. Riesige Beute des Herzogs. (S. 163.)

Abschriften, und auch in photographischen Aufnahmen. Nachdem ich in Kalchoa verschiedenes skizziert hatte, ging ich, wie immer, etwas auf die Pirsch. Plötzlich sehe ich einen kapitalen Keiler auf etwa 80 Meter im Schatten einer Akazie wie aus Stein gemeißelt vor mir. Schnell die Büchse an den Kopf, der Schuß kracht und — der Keiler steht noch immer wie versteinert. Vorsichtig gehe ich einige Schritte vor, da gewahre ich, daß der Keiler ein — Baumstumpf ist. Es war nur gut, daß ich in diesem Moment nicht beobachtet wurde. Die Ähnlichkeit war aber auch zu verblüffend, und noch einmal ging ich an die Stelle, von wo aus ich geschossen hatte, um mir dieses Spiel der Natur abermals anzusehen.

Am andern Tage näherten wir uns dem Musgumgebiet. Auf dem Marsch erlegte der Herzog eine Kuhantilope, ein Schwein und einen Ducker, während ich eine Gazelle und einen Ducker schoß. Im Dorf Madubbu erreichte uns die erfreuliche Nachricht von einer Besserung im Befinden Röders. Madubbu gehört schon zum Stamme der Musgum. Wir waren auf dem Marsch nach Maniling, dem vorgeschobenen Unteroffizierposten, der zu Kusseri gehört. Der Busch bestand noch immer aus Akazien und gewährte keinen Durchblick. Plötzlich zeigte der Führer auf drei Pferdeantilopen (Hippotragus equinus); sie standen auf einer Lichtung, einer frühern Farm. Während ich die Tiere beobachtete — es waren meine ersten Pferdeantilopen, die ich in Freiheit sah —, pirschte der Herzog sich heran und schoß zwei mit Blattschuß unterm Feuer zusammen. Wir mußten die Decken haben; bevor aber die Tiere abgehäutet wurden, skizzierte ich das verendete Wild.

Gegen Mittag ritt uns der gutmütig aussehende Musgumhäuptling Mattai zum Empfang entgegen. Er ahmte den Sultan von Logone nach und erschien an der Spitze seiner Krieger, etwa 40 Reiter. Es war aber ein Unterschied wie Berlin und Kyritz an der Knatter; einige seiner Würdenträger trugen ein altes Rabehgewand, andere waren mit einfachem Gabak bekleidet, die Mehrzahl war überhaupt nackt. Originell präsentierte sich die Infanterie, alles wilde

ebenfalls nackte Gestalten, bewaffnet mit Schild, Bogen und Speer. Dann kam eine Weibermenge, die mit schrillem Kreischen zur Begrüßung heranstürzte. Ach, und wie sahen die Vertreterinnen des schönen Geschlechts aus! Ich werde diesen Anblick nicht vergessen. Die Weiber hatten tatsächlich statt eines Mundes einen regelrechten Schnabel! Ich komme später noch auf diese afrikanischen Schönheiten zu sprechen.

Bald hatten wir den Posten Maniling erreicht, wo sich Feldwebel Draheim meldete. Wir waren im Musgumgebiet und traten mit seinen Bewohnern in Berührung. Nachdem wir unsern Durst gelöscht hatten, ritten wir zum Schari nach dem Mandjafa gegenüber gelegenen Dörfchen Abari, wo Röder in Haberers Pflege lag. Bei unserm Eintreffen war er noch sehr schwach, befand sich aber außer Gefahr. Da jede Bewegung einen Rückfall bringen konnte, war ein Transport Röders vor Ablauf von acht Tagen nicht möglich.

Je mehr wir uns vom Logone entfernten, um so heißer wurde es. In Kusseri hatten wir kaum über 28 Grad gehabt, hier waren es bis zu 35 Grad im Schatten. Auch die Nächte blieben warm, während ich in Kusseri morgens oft meinen dicken Sweater trug. Bei Maniling zeigten sich wiederholt Nashornfährten, und von nun an galt unsere Aufmerksamkeit nur diesem Wild. Bis jetzt hat wohl kein Museum aus diesem Gebiet Nashornhäute erhalten. Vor allem waren wir neugierig, mit welcher Art wir es hier zu tun hatten, ob mit dem gewöhnlichen, aus Ostafrika bekannten Nashorn (Rhinoceros bicornis) oder mit dem breitmäuligen, sogenannten weißen Nashorn (Rhinoceros simus).

Nachmittags fand ein großes Kampfspiel der Musgumkrieger statt (Abb. 122). Auf unsere Aufforderung zum Scheinkampf von Infanterie gegen Kavallerie gingen sie sofort ein. In zwei Gruppen prallten sie aufeinander los, von dicken Staubwolken umgeben. Es war sehr spaßhaft anzusehen. Einige wurden überritten, sprangen aber lachend wieder auf. Die Reiter stoppten in voller Karriere unmittelbar vor dem Fußvolk, das mächtig ausriß, dann aber wieder die fliehende Kavallerie in tollstem Laufe mit wahren Riesensätzen verfolgte. Fiel gar ein Reiter vom Pferde, so hatte das jedesmal ein Freudengeheul zur Folge.

Der folgende Tag war ein Ruhetag. Es wurden Sprachproben genommen; ich zeichnete viel Ethnographika, und den Nachmittag benutzten wir zu einem recht ergiebigen Fischfang. Während der Herzog und Oberleutnant von Raben um 5½ Uhr früh zur Pirsch aufbrachen, verlegte ich das Lager von Maniling an den Schari. Höckergänse und Kronenkraniche gibt es hier zu Tausenden, und nachts kommen die Hyänen, vom zerlegten Wild angelockt, dicht an unser Lager.

Der Herzog hatte Weidmannsheil auf zwei Nashorne, die in einem Abstand von fünf Metern verendeten. Sofort brach ich auf, um sie zu skizzieren (Abb. 123). Während ich noch beim Zeichnen war, stand hinter mir Schmidt mit etwa 50 Mann, um die kostbare Beute zu zerlegen und die Decken zu präparieren. Wie ich vermutete, war es nicht das breitmäulige Nashorn, sondern die gewöhnliche, aus Ostafrika bekannte Art, deren Verbreitungsgebiet vom Osten durch Wadai bis zum Schari reicht. Hingegen ist die Verbreitung des breitmäuligen Nashorns sehr beschränkt, und man ist sich über sie noch nicht klar; jedenfalls ist dieses Tier in Bahr-el-Ghazal und bei Lado am obern Nil häufig.

Wir freuten uns sehr der riesigen Beute. Es war eine kapitale Kuh und ein etwas jüngerer Bulle; die Kuh war hochträchtig und stand kurz vor dem Werfen, denn das Kalb war vollkommen ausgetragen; die Haut desselben wurde ebenfalls präpariert. Schmidt arbeitete Tag und Nacht an den Decken, die viel Arbeit machten. Die riesigen Häute mußten möglichst dünn geschabt und dann mit Alaunlösung behandelt werden. Selbst die kleinsten Fetteilchen müssen entfernt werden, damit nicht Maden und Würmer ihr Zerstörungswerk beginnen können. Gegend Abend umheulten die Hyänen die Arbeitsstätte. Es wurde eine Falle aufgestellt, in der sich aber nur ein Geier fing. Dies hatten sich die Hyänen zunutze gemacht und in aller Gemütsruhe das übriggebliebene Fleisch neben der zugeklappten Falle aufgefressen.

Schmidt marschierte mit den Lasten nach Maniling (Abb. 124) und verlegte unser Lager dorthin zurück. Röder ging es bedeutend besser.

Er hatte ohne Schaden heute zum ersten Male Chinin genommen, doch muß Professor Haberer noch bei ihm bleiben. Um 6 Uhr morgens brach ich auf, um ein Nashorn zu schießen. Nach einer Viertelstunde stieß ich auf eine warme Fährte, der ich durch dichten Dornbusch dreiviertel Stunden folgte, in der Hoffnung, jeden Augenblick das Tier vor mir zu haben. Die Fährte führte in weitem Bogen herum, als ich plötzlich das Nashorn mit Prusten flüchtig werden hörte. Ich stieß auf sein Lager, wo es geschlafen hatte; es war noch warm. Am Boden lagen ekelhafte Zecken von wahrer Riesengröße, die sich das Tier abgestreift hatte und die jetzt mit einem vom Blute ihres Wirtes zum Platzen vollgesogenen Körper auf der Erde krabbelten. Das Nashorn hatte Wind bekommen. Da wenig Aussicht war, das einmal rege gemachte Nashorn wieder vor der Büchse zu haben, brach ich die Pirsch ab und ritt heim ins Lager. Da zeigte mein Führer auf eine kapitale Pferdeantilope, die auf etwa 200 Meter durch den lichten Busch zog. Schnell herunter vom Pferd und drauf zugepirscht. Jetzt mußte sie auf eine Blöße treten, und ich ging in Anschlag. Vom schnellen Laufen außer Atem, konnte ich nicht ruhig zielen und überschoß sie nach allen Regeln der Kunst. Dahin ging der kapitale Bock und ward nicht mehr gesehen!

Die Nashornhäute waren prächtig geraten; sie sind gut nach Frankfurt gekommen und unsere Mühe wurde somit belohnt. Eine ganze Menge zoologischer und ethnographischer Lasten mußten zum Versand bereitgemacht werden; am Abend des 14. konnten 25 Lasten noch nach Abari gehen, um von Haberer und Röder nach Kusseri befördert zu werden.

Am 15. brachen der Herzog, von Raben, Schmidt und ich auf, um nach Musgum zu marschieren, dem größten Orte im Gebiet gleichen Namens. Wir durchritten den Bahr-Sling, einen Arm des Schari, der in den Monaten März und Juni völlig trocken ist, jetzt aber noch so viel Wasser führt, daß es den Pferden bis an die Brust geht, Nach dreistündigem Ritt durch Akaziensteppe sahen wir ausgedehnte Felder. Wir näherten uns Morno. Dieses, wie alle Ortschaften



124. Dorf bei Maniling. (S. 163.)



125. Musgumfrauen in Maniling. (S. 165.)

der Musgum, besteht aus einer großen Menge von Einzelgehöften mit je vier oder fünf Hütten; in der Mitte stehen regelmäßig Riesenlehmkalabassen, die oft vier bis sechs Meter Höhe erreichen; sie dienen zur Aufbewahrung des Getreides. Einige von ihnen zeigen eine primitive Ornamentik. Diese Einzelgehöfte, in denen jedesmal eine Familie wohnt, liegen oft mehrere hundert Meter voneinander getrennt, so daß die Ortschaft manchmal eine Ausdehnung von einer Stunde im Durchmesser hat.

Gellendes Weibergekreisch erscholl aus jeder Hütte und beleidigte das Ohr. Während des Lagerschlagens kamen eine Anzahl trillernder Damen dicht heran und schlugen zur Begrüßung beständig Purzelbäume. Da diese Damen nichts anhatten und nur in der Ober- und Unterlippe Zink- und Eisenpflöcke von 10 bis 12 Zentimeter Umfang trugen (Abb. 125), sahen diese Kapriolen unglaublich aus.

Die Hitzewelle, die eine Zeitlang auch nachts herrschte, ging jetzt vorüber; das Thermometer zeigte am Schari um 6 Uhr früh 10 Grad, in Maniling 13 Grad, stieg aber im Laufe des Tages bis auf 37 und 40 Grad. Ständig weht ein höchst unangenehmer heißer Wind, der die Glut eines Backofens hat.

Ich bekam hier einen jungen Serval, der fortan der Spielgefährte der Löwin wurde. Beide sind vollkommen zahm und laufen im Lager frei umher. Die Löwin „Simba" ist, seitdem sie bei uns ist, ständig gewachsen und erfreut uns durch ihre vielen Streiche, die sie uns spielt (Abb. 126, 127). Als dritter im Bunde hat sich eine junge Hyäne zugesellt, die wohl sehr drollig, aber das Häßlichste ist, was man sich denken kann. Die Hinterläufe sind nur halb so lang als die vorderen, und der Riesenkopf hängt wie eine Kugel vorn am Halse. Nachts macht sie ein Riesengeschrei und versucht, durch dauerndes Kratzen und Scharren sich Freiheit zu verschaffen. Wir haben sie deshalb in Haberers Obhut gegeben.

In Diau schlugen wir Lager, um die in der Nähe gelegene Eisenschmiede zu besichtigen. Diese Eisenschmiede genießt im ganzen Musgumgebiet einen großen Ruf. Wir kauften Handwerkszeug und

den ganzen Blasebalg und ritten dann vergnügt heim. Überall in den Feldern, ja im Dorfe selbst ästen Gazellen. Zu welcher Art diese Gazelle gehörte, weiß ich nicht genau; ich glaube, es handelte sich um die Rotstirngazelle (Gazella rufifrons *Gray*).

Das Landschaftsbild hat sich hier verändert. Breite Grassavannen wechseln ab mit dichtem Palmendickicht. Diese Savannen werden nach dem Logone zu immer breiter, und nach dreistündigem Ritt ist fast kein Baum mehr zu sehen. Die Steppe hat noch sehr viel Wasser, das Gras ist noch grün und etwa 2 Meter hoch, so daß man wenig Wild zu Gesicht bekommt.

Der Marsch führte jetzt nur noch durch endlose Steppen, die dann und wann von grüner Grasweide unterbrochen wurden. Auf dieser sah man Tausende von Reihern, Gänsen und Enten, ungeheuere Scharen des herrlichen Kronenkranichs und vieles kleines Gefieder. Dazwischen weideten in der Nähe von Dörfern friedlich Rinderherden, Pferde und Stuten mit Füllen, ganz wie in der Heimat.

In der Ferne tauchten die merkwürdigsten Häuser auf, die es in Afrika bei Eingeborenen gibt, die von jeder Berührung von Fremden verschont geblieben sind. Von der Form eines Zuckerhuts oder Bienenkorbs sind sie fast 10 Meter hoch und haben an den Außenwänden ein immer gleich bleibendes ornamentales Muster. Man glaubt sich nach Ägypten versetzt, ein Eindruck, der durch die vielen Sandbänke des Schari und die vielen Palmenhaine wesentlich verstärkt wird.

Diese merkwürdigen Häuser (Abb. 128—132) stehen meist zu drei und vier auf einem kleinen fußhohen Unterbau; die einzelnen Hütten sind durch etwa $1^1/_2$ Meter hohe und zwei Meter lange Durchgänge vereinigt. Als ich zum ersten Male eine dieser Hütten betrat, war ich im höchsten Maße erstaunt. In den glatten Innenwänden hallte das Wort dumpf wider; von oben fiel gedämpftes Licht durch eine Öffnung, die als Rauchabzug diente.

Vor mir stand ein sarkophagähnliches Gebilde, das reich mit Ornamentschmuck versehen war; es wurde mir als Bett des Besitzers

der Hütte erklärt. Unten, am Fußende dieses Bettes, befand sich eine in einer kleinen Röhre endigende Öffnung; in ihr brennt in kalten Nächten ein Feuer, das das Bett erwärmt. Heizbare Betten in Zentralafrika!

Die Wände waren in Mannshöhe mit reichen Ornamenten versehen, die einen wenn auch unregelmäßigen Stil und Charakter hatten. Über der Eingangstür befand sich ein besonders schwunghaftes Muster, das kleine Nischen umgab, in denen allerhand Gegenstände aufbewahrt wurden. Woher die sonst so primitiven Musgum diese Linien und Formen haben, ist mir ein Rätsel. Nirgends fand ich ähnliches.

Die Musgum spielten in der Geschichte der Tschadseeländer stets eine klägliche Rolle; war es doch ihr Gebiet, das für Bornu die unversiegbare Sklavenquelle abgab. Auch heute noch steht der Musgumheide auf derselben niedern Stufe, auf der ihn als Erster Heinrich Barth schilderte, der uns Kunde von den Greueln der Sklavenjagden im Herzen von Afrika brachte.

Das Musgumgebiet ist das Überschwemmungsland zwischen dem Logone und dem Schari; seine fruchtbaren Niederungen sind überaus dicht bevölkert. Die Musgum (Abb. 133) haben trotz des dauernd nach Süden vordringenden Islam und trotz der Einfälle Rabehs ihre Eigenart unverändert beibehalten. Anfangs dem Europäer scheu und ängstlich ausweichend, hat sich das Verhältnis in den letzten zwei Jahren besser gestaltet. Wir waren nicht wenig erstaunt, als dichte Scharen von Kriegern uns bei der Annäherung an ihre Dörfer entgegeneilten, um uns willkommen zu heißen. In langer Reihe, Mann hinter Mann, den Speer über die Schulter, zogen sie singend in eigentümlichem Laufschritt auf uns zu, um uns Europäer, die wir an der Spitze der Karawane ritten, zu umkreisen und neben uns in losem Haufen einherzutrotten.

Auch die Weiber kamen, in hohen Tönen trillernd, entgegengeeilt, um dicht vor uns sich zu überschlagen. Kommen die Weiber dem Europäer entgegen, so ist dies ein Zeichen, daß der betreffende Stamm seine Scheu abgelegt hat. Wohl selten sah ich einen komischern

Anblick, als wenn drei bis fünf Weiber zu gleicher Zeit mit den Beinen in der Luft waren und dann laut klatschend mit Gesäß und Beinen hart auf dem Boden aufschlugen.

Aber nicht nur die Art der Begrüßung macht die Musgumfrauen interessant, auch ihre Art, sich zu entstellen, ist bemerkenswert. Ähnlich einigen Indianerstämmen Südamerikas und einigen Negerstämmen Ostafrikas pflegen sich die Musgumweiber flache Scheiben in Ober- und Unterlippe zu zwängen, so daß der Mund schnabelartig hervortritt und der Ausdruck „Schnabelfrau" ausgezeichnet paßt. Schon den kleinen Mädchen werden Pflöcke in die Lippen gesteckt; mit zunehmendem Alter werden sie immer größer gewählt, bis sie zuletzt Taler- bis Handflächengröße besitzen.

Auch die den Musgum verwandten Sara Kaba am mittlern Schari haben diese Sitte; ich sah bei ihren Frauen Lippenscheiben von wahrhaft riesiger Größe. Die Scheiben werden aus verschiedenem Material hergestellt, meist aus den Schalen der Kalebaßkürbisse; dies hat den Weibern zu dem Namen „Kalebaß" verholfen, wie sie von den Soldaten der Kameruner Schutztruppe kurzweg genannt werden. Der Gebrauch entstellt das Gesicht entsetzlich, und geradezu fürchterlich sah es aus, wenn bei alten Frauen der Lippenrand nachgab und durchriß und die zerrissene Lippe rechts und links schlaff herunterhing. Immerhin hatte die Unsitte zur Folge, daß Musgumfrauen auf den Sklavenmärkten in Dikoa und anderen Plätzen des Sudan nicht mehr gekauft wurden.

Am 20. Januar hatten wir die Stadt Musgum erreicht, in welcher alle Häuser die Form von Bienenkörben hatten. Kuppel an Kuppel erhebt sich, eng aneinander gepreßt innerhalb der hohen Stadtmauer, und nur enge Gäßchen, die gerade für einen Menschen Raum lassen, gestatten den Verkehr. Hier gab es für mich natürlich eine Unmenge zu skizzieren (s. bunte Tafel).

Zur größten Verwunderung dieser braven Naturkinder kroch ich von einer Hütte in die andere, zeichnete Inneneinrichtungen, Grundrisse und nahm die Maße der verschiedensten Gegenstände. Dann



Auf dem Marktplatz von Musgum.
Aquarell von E. M. Heims.

wurde wieder ein Aquarell einer Musgumschönen gemalt, die von einem Krieger mit Panzer aus Büffelhaut, Speer und Schild abgelöst wurde. Kurz, von morgens bis abends gab es viel zu tun.

Der Herzog machte eifrig Sprachaufnahmen und durch Zufall gelang ihm die Auffindung einer Sprache, die bald der Vergessenheit angehört und heute nur noch in der Stadt selbst und von den alten Leuten gesprochen wird. Schon am folgenden Tag mußte Oberleutnant von Raben nach Kusseri zurück, um zwei Tage vor Ankunft der Sultane mit ihrem Gefolge zur Kaisergeburtstagsfeier auf der Station zu sein. Der Herzog, Schmidt und ich wollten noch einen Tag länger bleiben, um unsere Arbeiten zu beenden.

Überaus reich ist hier die Vogelwelt vertreten; bei Sonnenuntergang ziehen ungeheure Scharen von Pelikanen, Kronenkranichen, Enten, Gänsen und Ibissen ihren Schlafplätzen zu. In der Steppe und an den Flüssen sieht man neben Reihern den Marabu, und allerorten zwitschert und flötet es. Prächtig sah es aus, wenn am blauen Himmel die rosa gefärbten Pelikane in endloser Reihe ihre Straße zogen. Es waren dies Bilder, die sich jedem unvergeßlich einprägen.

Am 22. fuhren auch wir in zwei großen und vier kleinen Kanus nach Kusseri zurück. Gegen die Sonnenstrahlen waren Strohdächer angebracht, die aber derart am Sehen behinderten, daß wir ein kleineres offenes Boot nahmen und unseren Leuten und Lasten desto mehr Raum im großen Boot ließen, denn es war nicht leicht gewesen, alles in den paar Booten unterzubringen. Sie waren in der Tat etwas überladen. Unsere Absicht war, während der Fahrt Logone abwärts Grasantilopen (Adenota spec.), hier Pallah genannt, zu jagen. Nach vierstündiger Fahrt fanden wir am Ufer einen Brief Rabens auf einem Pfahlstecken vor. „Achtung! aussteigen, Pallahs" war der lakonische Inhalt. Wir kletterten das Steilufer hinauf und sahen verschiedene Rudel auf weiter grüner Ebene. Sofort nahmen wir drei die Büchsen und gingen auf die Pirsch, während das Lager geschlagen wurde.

Der Platz genügte uns nicht, und wir fuhren daher am andern

Morgen weiter. Bald legten wir wieder an und lugten über das Ufer. Wo man hinsah, schimmerte es rot von Pallahs. Wiederum pirschten wir nach verschiedenen Seiten und kehrten nach drei Stunden zu den wartenden Booten zurück. Die Strecke war schon besser als gestern, denn der Herzog schoß sechs, Schmidt drei Böcke, ich schoß zwei vorbei und zwei krank. Dann frühstückten wir angesichts der Strecke und fuhren bis 2 Uhr weiter. Wiederum hielten wir und sahen dasselbe Bild: Hunderte von Pallahs zu beiden Seiten des Flusses. Auf diesen ungeheuren meilenweiten Steppen ist das Pirschen äußerst anstrengend; stets hatte das Wild uns auf 300 bis 400 Meter geäugt oder Wind bekommen, dann sprang es ab, um nach einigen Fluchten zu verhoffen und dann abermals flüchtig zu werden.

Nach ein paar Stunden setzten wir die Flußfahrt fort und erreichten einen Platz, den Schmidt schon einmal bei der Nachmittagspirsch passiert hatte, ein Beispiel, welche enorme Windungen der Fluß macht. Natürlich standen wieder starke Rudel vor uns; wir jagten aber nicht mehr, denn es wurde dunkel. In der Nacht war es schneidend kalt, das Thermometer zeigte nur 13 Grad.

Da ich mehreremale vorbei geschossen hatte, wurde ich viel geneckt und sollte jetzt vom Herzog das Pirschen lernen. Zu diesem Zweck nahm er mich ins Schlepptau, und ich kroch dicht hinter ihm her. Ich hatte die Weisung, alles genau nachzumachen, woran ich mich auch genau hielt. Sobald das eine oder andere Tier aufwarf, um zu sichern, standen wir wie die Mauern; hatten sie sich beruhigt und fingen sie wieder an zu äsen, dann ging es in gebückter Haltung im Laufschritt weiter. Daß diese Taktik die einzig richtige war und mein allzu vorsichtiges Pirschen hier auf den weiten Steppen unangebracht war, sah ich bald ein.

So waren wir bis auf etwa 80 Meter an einen starken Bock herangekommen; wir beide nahmen ihn aufs Korn. Kurz hintereinander krachten unsere Schüsse. Ich hatte vorbeigeschossen und der Herzog — auch. Laut schreckend sprang der Bock und mit ihm das ganze Rudel ab. Dieser erste Unterricht war leider nicht zur Befriedigung

ausgefallen. Während die Böcke mehr oder weniger Frau Minne huldigten, waren die Ricken ganz besonders scheu und nahmen in der Flucht stets die Böcke mit. Die Pallahs waren wohl gerade in der Brunst, denn überall sah man die Böcke treiben. Mit der Strecke konnten wir sehr zufrieden sein und wir freuten uns, die erste Sammlung von hier nach Deutschland zu bringen.

In Cholem frühstückten wir schnell und setzten nach zwei Stunden die Reise fort. Wir sahen Unmengen von Enten und Gänsen; der Herzog und ich erlegten mit vier Schuß 24 Enten für unsere Leute, die nun in Verpflegung schwelgten. Bei Sonnenuntergang bemerkten wir eine breite Sandbank, die als Lagerplatz sehr geeignet schien; wir legten an dem wunderhübschen Plätzchen zum Nachtlager an. Einige Nilgänse watschelten darauf herum, die sich als alleinige Besitzer der Sandbank ansahen; es bedurfte energischen Zuredens und Hüteschwenkens, ehe sie vorzogen, sich zu empfehlen.

Es wurde höchste Zeit, daß wir nach Kusseri zurückkehrten, denn alle unsere Vorräte waren aufgebraucht. Jeden Tag meldete der Boy „unsere letzte Flasche, unser letzter Tin“, heute „das letzte Brot“. Zucker figurierte schon seit fünf Tagen nicht mehr auf der Liste. Wir hatten nur noch eine Viertel Flasche Whisky und einen halben Tin Jam, das war alles. Außerdem gab es ständig Pallahbock oder Ente, Ente oder Pallahbock. Obwohl die Tour recht anstrengend war und wir auch alle drei schlanker geworden sind, fühlten wir uns doch recht gesund und waren braun gebrannt wie die Indianer.

Kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, als in der Nähe zwei Löwen brüllten, die wohl anderes vor hatten, als uns in der Ruhe zu stören; denn bald war ihr Konzert verstummt. Am andern Tag ruderten wir volle zwölf Stunden, um nach Logone zu kommen. Wir jagten nicht mehr, sondern schossen nur im Vorüberfahren eine Anzahl Enten und einige Höckergänse. Unser Boot wurde stündlich lecker, und schließlich mußte ein Mann ununterbrochen Wasser ausschöpfen. Das Wild wurde weniger zahlreich, die Kuhreiher, die uns bisher beständig begleitet hatten oder in großen Mengen an den Abhängen

der Steilufer hockten, hörten ganz auf. Dafür wurde die Vegetation wieder üppiger, und waldartige Bestände traten dicht ans Ufer heran; in ihnen übten sich graue Meerkatzen im Klettern.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir Logone, das ganz verlassen war, denn der Sultan war mit allen verfügbaren Leuten nach Kusseri gegangen. Als wir am folgenden Morgen weiterfuhren, sahen wir auf einmal Professor Haberers Boote am Ufer; er frühstückte gemütlich am Strande, was auch wir sofort taten. Haberer bestätigte die guten Nachrichten von Röder, die wir von ihm schon brieflich in Logone vorgefunden hatten. Auf der Weiterfahrt schossen wir noch drei Krokodile, von denen Professor Haberer sofort Blutausstriche nahm. Als wir um $^1/_2$6 Uhr in Kusseri landeten, hatten wir 66 Krokodile gezählt, die auf den Sandbänken umherlagen. Den ganzen Tag über wehte eine kräftige Brise, und es war so kühl, daß wir den dicken Paletot nicht ablegten. In Kusseri meldete sich Oberleutnant von Duisburg, der zu Kaisersgeburtstag mit Sultan Sanda aus Dikoa herübergekommen war.

Über den Verlauf der Geburtstagsfeier schreibt der Herzog in seinem Tagebuch:

„Das Geburtstagsfest unseres Kaisers gestaltete sich zu einer Feier, die an Farbenpracht und packender Wirkung wohl einzig dastand. Nicht weniger als fünf große Sultane waren auf den Ruf des Residenten mit großem Gefolge und mit viel Fußvolk und gewaltigen Reiterscharen zur Verherrlichung des Festes herbeigeeilt. Außer dem in Kusseri wohnenden Sultan Mai-Buka waren zur Stelle: Sultan Sanda von Dikoa, Sultan Mohammed von Logone, Sultan Djagara von Gulfei und der Vertreter des erkrankten Omar, des Sultans von Mandara. Der Tag wurde eingeleitet durch ein Wecken. Aber keine Musikkapelle sandte vom hohen Turm ihre feierlichen Klänge über die Stadt. Nein, dem Charakter der kriegliebenden Herrscher und ihrer Gefolgschaft entsprechend, knatterten zunächst drei Salven in die frische Morgenluft, denen einige Lagen aus dem Maschinengewehr den nötigen Nachdruck verliehen.



126. Der Maler und Simba, die Löwin. (S. 165.)



127. Transportkäfig der Löwin. (S. 165.)



128. Musgumgehöft. (S. 166.)

„Auf 9 Uhr war Parade über alle Sultankrieger angesetzt; nur wenig später ritten wir aus dem geschmückten Tore der Station. Hier, auf einem weiten Platz, hatte die dritte Kompagnie der Kameruner Schutztruppe Aufstellung genommen. Nach Abreiten der Front begaben wir Europäer uns ebenfalls zu Pferd auf das Paradefeld. Hier standen unter ihren Sultanen etwa 12000 Mann Infanterie und Reiterei, beide Truppenteile zu je einem Gliede in vielen Treffen, die Soldateska eines jeden Sultanats natürlich für sich. Der Herzog ritt einen bildschönen Schimmel, der mit Muschelzaumzeug und einer großen Schabracke großartig aussah. Bei unserer Ankunft erhob sich ein ohrenbetäubender Lärm. Die Reiter wiegten sich taktmäßig im Sattel, schrien und trillerten. Zur Begrüßung schüttelten sie die Speere und Schwerter mit erhobenen Armen, stellten sich in den Bügeln auf und riefen uns und ihren Sultanen laut zu. Flintenschüsse krachten, Pferde wieherten, Trompeten und Posaunen von gewaltigen Dimensionen schmetterten, dröhnten und klagten dazwischen, und eine Unzahl großer und kleiner Trommeln und Pauken suchte sich mit aller Gewalt Gehör zu verschaffen. Während des einstündigen Abreitens der Front dauerte der Lärm ungemindert fort, bis zur Formierung der Truppen zum Parademarsch. Zu der Parade und den Festveranstaltungen war auch der Kommandant von Fort Lamy, Hauptmann Facon, mit zwei französischen Feldwebeln herübergekommen.

„Wir alle, insgesamt 14 Europäer, hatten zwischen zwei Flaggenstöcken Aufstellung genommen. Links von uns war ein Gerüst errichtet, auf dem Röder und Schmidt standen und die letzten Films zu kinematographischen Aufnahmen verarbeiteten. Hier noch mehr als bei der ersten Aufstellung, deren Farbenwirkung durch große Staubentwicklung etwas beeinträchtigt wurde, trat die Pracht der Kostüme, der Glanz der Helme und Waffen und der kostbare Deckenschmuck der Paradepferde hervor. Alle Krieger waren in leuchtende Farben gekleidet: gelb, rot, weiß, grün, blau, teils gewürfelt und gestreift, teils einfarbig, die Pferde fast alle behangen mit den langen Decken, die den Hals bis zum Kopf, die Brust, Seiten und Kruppe bis zu

den Fesseln verhüllen, meist in denselben Farben: rot, weiß, grün gestreift und karriert. An der Spitze von Infanterie oder Kavallerie, umgeben von einem mächtigen Gefolge, über dem Haupte den nie fehlenden Schirm in möglichst greller Farbe, nahten die Sultane zum Handschlage heran, worauf ihre Truppen, die Infanterie sektionsweise oder zu zweien und zu einem, die Reiterei meist in vielen losen Gliedern, anrückten und vor uns abschwenkten. So ging es stundenlang. Um zwei Uhr erst kehrten wir heim. Unter Zelten war die Festtafel gedeckt, an der alle Europäer teilnahmen. Den Sultanen standen besondere Zelte zur Verfügung. Die Franzosen aus Fort Lamy sind häufige, gern gesehene Gäste in Kusseri, und die deutsche Gastfreundschaft wird in Fort Lamy ebenso oft und herzlich erwidert. Dank dem Geschick der Residentur ist das Verhältnis das denkbar beste.

„Eine wichtige Programmnummer bei den Festlichkeiten ist die Überreichung von Geschenken. Drei Pferde in voller Kriegsausrüstung wurden uns von den Sultanen übersandt, sowie viele andere Dinge, wie Sättel und Decken, Schwerter, Schilde und Speere, auch allerlei Erzeugnisse einheimischer Industrie, Gewänder und Flechtarbeiten. Die Überreichung der Gegengeschenke bildete einen feierlichen Akt und fand im Innern des Stationshofes statt. Schöne Seidenstoffe, europäische Sättel und ausgewählte Muschelzaumzeuge entsprechen dem Geschmack der Machthaber wohl und wurden mit großer Befriedigung entgegengenommen. Vor dem Tore harrte das Volk Kopf an Kopf des Wiedererscheinens ihrer Herrscher.

„Als diese hoch zu Roß, die Pferde mit den neuen Zaumzeugen geschmückt, der Rest der Geschenke auf den Köpfen von Männern aus der Gefolgschaft einzeln, wie sie gekommen waren, das Tor verließen, brach die Menge in frenetischen, nicht endenwollenden Jubel aus, und abermals mischten sich in das weithin hallende Getöse Pauken und Posaunen, Trompetenklänge und Fanfaren, Schüsse und Waffengeklirre.

„Der zweite Tag brachte den bedeutungsvollsten Augenblick der Feier: die *Eröffnung der ersten Landesausstellung*. Man muß

es dem Residenten, Oberleutnant von Raben, lassen, daß er mit großem Geschick verstanden hat, die Sultane für seine Absicht zu gewinnen. Dank seiner persönlichen Agitation und den Bemühungen des Oberarztes Dr. Trepper, Oberleutnants von Duisburg und des Feldwebels Seifert in den Sultanaten Dikoa, Logone, Gulfei und Kusseri, sowie in Mandara konnten wir eine Sammlung von gewerblichen Erzeugnissen und Landesprodukten besichtigen, die höchste Bewunderung und Anerkennung verdiente. Die Ausstellung bot ein klares, überzeugendes Bild der Lebensweise und Hantierung, Beschäftigung und Kleidung der gesamten Bevölkerung des Tschadgebietes auf deutschem Boden.

„Die Ausstellung der Pferde und Rinder, der Schafe, Ziegen und Hühner aller im Gebiet befindlichen Rassen wirkte auch höchst belehrend auf die Eingeborenen, denen vom Residenten in längerer Ansprache der Zweck der Veranstaltung auseinandergesetzt war. Durch Vergleiche wurde den Sultanen und allen maßgebenden Leuten Minderwertiges, Verbesserungsfähiges und daneben Gutes vor Augen geführt, was von ihnen auch mit Verständnis aufgefaßt wurde. Die Landesausstellung trug uns unverhohlene Bewunderung unserer französischen Nachbarn aus Fort Lamy ein, deren Bemühungen, Ähnliches zustande zu bringen, bisher fehl geschlagen waren. Möge die Veranstaltung die Früchte tragen, die sie verdient.

„Der Nachmittag zeigte die Leistungen der Bogenschützen, Speerwerfer, sowie ein Wettrudern. Hauptsächlich die ersten beiden Konkurrenzen wiesen eine sehr rege Beteiligung auf und boten achtbare Leistungen. Die Hauptsieger wurden mit je einem Esel belohnt.

„Der Vormittag des dritten Tages war für die Rennen reserviert. Das Programm war reichhaltig genug. Nicht weniger als sechs Rennen für Pferde der einzelnen Sultanate und eine Konkurrenz für Soldaten der dritten Kompagnie, ferner ein Esel- und drei Kamelrennen gelangten zur Entscheidung. Die Rennen für Pferde wurden in windender Fahrt gelaufen und boten famosen Sport. Man las dem Reitervolk so recht das Vergnügen an der kavalleristischen Leistung

vom Gesicht. Sehr interessante Details, die lautes Gelächter hervorriefen, brachten die Eselrennen, die noch übertroffen wurden durch die Kamelkonkurrenzen. Die Kamele hatten augenscheinlich den Zweck der ihrer Ansicht nach sinnlosen Übung nicht erfaßt; sie sahen sich mit offenem Maul und blöden Augen nach ihren Reitern um, die hinter dem Höcker auf der Schwanzrübe klebten. Dann legten sie sich mitten im verzweifelten Endkampf ruhig auf die Seite und taten nicht mehr mit. Die Wirkung war unbeschreiblich. Die Zuschauermenge tobte und schrie vor Vergnügen. Glücklicherweise hielt der Kinematograph diese Szene fest.

„Am Nachmittag wohnten wir den verschiedensten Spielen bei, statteten den Sultanen kurze Besuche ab und wohnten den Reiterübungen der Leute von Dikoa bei, an denen sich auch Sultan Sanda persönlich beteiligte. Selbst wir Europäer konnten uns eines lauten Bravo nicht erwehren, als der Sultan im wallenden blauen Burnus auf überreich geschmücktem Pferde inmitten seiner Leute in scharfem Galopp herangebraust kam, die Speere der Reiter sich erhoben, während das Volk in tosenden Beifall ausbrach, die unbeteiligten Reiter sich im Sattel erhoben und alle zum Lärmen berufenen Instrumente ihr Bestes gaben. Kusseri glich einem Feldlager.

„Anderntags reisten die Scharen wieder ihrer Heimat zu. Wenige Tage später war all die Pracht und Herrlichkeit verschwunden. Es werden Jahre vergehen, ehe ähnliche Menschenmengen zum gleichen Tage herbeieilen. Allen aber wird die Kaisersgeburtstagsfeier des Jahres 1911 unauslöschliche Eindrücke hinterlassen, Europäern wie Landesbewohnern.“

Die folgenden Tage zogen sich ohne bemerkenswerte Ereignisse hin. Die Spiele der Eingeborenen dauerten an; vor allem wurde jetzt eifrig die Korrespondenz, die sich gewaltig angehäuft hatte, erledigt. Auf dem Stationshof waren Röder und Schmidt mit vielen Arbeitern den ganzen Tag beschäftigt, die vielen ethnographischen und zoologischen Sammelstücke für den Transport nach Deutschland zu packen. Hier schlugen Leute Latten zu provisorischen Kisten zusammen, dort standen

129. Musgumhäuser. (S. 166.)



130. Tönerne Getreidespeicher der Musgum. (S. 166.)



131. Musgumgehöft. (S. 166.)



132. Musgumansiedlung. (S. 166.)

andere und drehten feste Stricke zum Verschnüren der Lasten; wieder andere flochten Matten zum Umwickeln; kurz, es herrschte ein lebhaftes Treiben, und der Hof widerhallte von den Hammerschlägen der Packer.

Nachmittags malte ich das Aquarell eines typischen Bornupferdes; es war ein dunkelbrauner Hengst mit viel arabischem Blut. Das Tier war so unbändig und nervös, daß es von zwei Leuten am Kopf gehalten werden mußte, während ein dritter es in einem fort klopfte und streichelte. Die Marstallpferde, die ich während meiner Studienjahre als Schüler Paul Meyerheims malte, benahmen sich entschieden gesitteter. Aber dafür rollte auch nicht das Blut in ihren Adern, das diesem Hengst den Boden unter seinen tänzelnden Hufen brennen machte.

Für die Sultane hatten wir für den nächsten Morgen eine Dampferfahrt angesagt; es war ihre erste. Die Franzosen von Fort Lamy hatten uns dazu freundlichst den kleinen „Léon Blott" zur Verfügung gestellt. Mit unverhohlenem Mißtrauen betraten die Herrscher diesen Teufelskasten, bewahrten aber ihre Würde angesichts der Menschenmasse, die das Ufer besetzt hatte, um diesen Augenblick zu erleben. Als der Dampfer sich in Bewegung setzte, war es sehr spaßig, die Physiognomien zu beobachten. Sanda von Dikoa wollte alles wissen und lachte vergnügt, Mohammed von Logone schlug ab und zu die Handballen gegeneinander und schüttelte oft und langsam den Kopf. Der kleine Mai-Buka von Kusseri freute sich diebisch; er wollte den Dampfer gleich kaufen und fragte, ob er zwei oder vier Beine hätte. Als der Herzog im Vorüberfahren ein Krokodil schoß, so daß es regungslos auf der Sandbank liegen blieb, herrschte allgemeiner Jubel.

Am andern Morgen ritten der Herzog, Professor Haberer, Oberarzt Trepper und ich um $^1/_2 6$ Uhr zum Rabeh-Schlachtfeld, das nur vier Kilometer von Kusseri entfernt liegt. Der Herzog ritt den Rappen, den ihm Sanda von Dikoa geschenkt hatte; es war ein schöner Hengst mit angenehmen Gängen. Auf dem Felde, wo die Tata Rabehs gestanden hatte und wo er und Kommandant Lamy, sowie Hauptmann

Cointenet den Tod gefunden haben, liegen noch Mengen von Knochen umher, auch Patronenhülsen und Kugeln aus jener Zeit; selbst die Umwallungen sind noch deutlich erkennbar. Der Herzog schrieb an Freiherrn Max von Oppenheim, der über Rabeh ein Buch verfaßt hat, einen kurzen Bericht über den Befund.

Am Nachmittag fuhren wir im Faltboot nach den Sandbänken und schossen vier Krokodile, von denen eines eine bemerkenswerte Fähigkeit zeigte. Nachdem es zwei Stunden im Kanu gelegen, schob es sich in einem unbewachten Moment über den Rand und rutschte ins Wasser!

Wir mußten nun unsere Lasten packen, denn am 8. wollte der Herzog mit Haberer und Schmidt seine Reise zum Tschadsee und nach Bagirmi antreten, während ich beauftragt wurde, mit Feldwebel Röder ebenfalls zum Südrand des Tschadsees zu marschieren und von dort meine Reise durch Bornu zu beginnen. Abends sandte ich die Pferde voraus nach Gulfei, das oberhalb Kusseri direkt am Schari liegt. Denn bis dahin wollten wir alle mit dem Dampfer „Léon Blott" fahren und dort erst beabsichtigten wir uns zu trennen.

So vergingen die Tage unter allerhand Arbeiten. Ich beschäftigte mich hauptsächlich mit dem Stamm der Kanuri, der mir zahlreiche Modelle für Porträtskizzen lieferte.

Bei Tagesgrauen des 8. Februar war der kleine „Léon Blott" vor der Station vor Anker gegangen; es galt jetzt, alle Lasten auf ihm zu verstauen. Um 1/2 9 Uhr war alles fertig, nur unsere Menagerie mußte noch untergebracht werden.

Da wir zum großen Teil die Tiere frei mitführten, war das nicht so leicht, und es gab fortwährend Katzbalgereien. Hauptsächlich war es unsere Löwin „Simba", mein Bornuhund „Omar" und ein junger Serval „Lucie", die sich ständig neckten. Omar war ein sehr rassiger Hund, dem der linke Vorderlauf fehlte. So geboren, versuchte er, seinen körperlichen Fehler durch doppelten Schneid zu ersetzen, was ihm auch gelang, denn er hatte sich allseitigen Respekt erworben. Selbst die Löwin, die jetzt schon ein

kleiner Backfisch war, stand vollständig unter seiner Herrschaft; an Schnelligkeit der Bewegungen war er ihr völlig gleich.

Noch einmal verabschiedeten wir uns von den Bekannten in Kusseri, die uns so oft in liebenswürdiger Weise in der Arbeit tatkräftig unterstützt hatten. Noch einmal hieß es: Auf Wiedersehen in Deutschland! Ein dreimaliges Tuten der Sirene als letztes Lebewohl und hinaus ging es in den frischen Morgen!

Um ½2 Uhr trafen wir in Gulfei (Abb. 135, 136) ein, wo uns durch Sultan Djagara ein großer Empfang bereitet wurde. Er hatte seine gesamte Streitmacht zu Fuß und zu Pferde am sandigen Flußufer aufgestellt und war selbst zur Begrüßung bis hart an den Wasserspiegel herangetreten. Mehrere kostbar aufgezäumte Pferde standen hinter ihm; sie waren für uns bestimmt. Begleitet von der bunten, lärmenden Gesellschaft, die wir schon von den Festtagen in Kusseri her kannten, und geführt vom Sultan selbst, zogen wir in Gulfeis Mauern ein und stiegen in dem für Europäer bestimmten Häuschen ab, dem zwei große Höfe vorgelagert sind. In Gulfei sahen wir die bekannten Häuserformen der Kotoko (Abb. 137) wieder, die nichts wesentlich Neues boten. Der Palast des Sultans war wie der in Karnak sehr ausgedehnt und weit verzweigt. Ihm gegenüber liegt der Harem, den wir auch hier besichtigen durften. Das Gebäude bot eine Wiederholung des Palastes im kleinen. Über die Anmut der Frauen läßt sich streiten. Ohne Frage findet man sympathische Gesichtszüge unter ihnen, aber die durchbohrten Nasenflügel und die vom Betelkauen rot gefärbten Zähne zerstören den Eindruck.

Tags darauf trennten sich der Herzog, Haberer und Schmidt, um mit dem „Léon Blott" die Mündung des Schari und den Tschadsee selbst aufzusuchen. Dann sollten einzelne Inseln des Sees erforscht werden. Ich wollte erst versuchen, das Papyrusdickicht, das den Südrand des Tschadsees umfaßt, an irgendeiner Stelle zu durchbrechen, um das offene Wasser zu gewinnen, dann wollte ich über Wulgo, Ngala nach Dikoa und später von dort am Rand des Mandaragebirges entlang über Mora nach Marua marschieren, um etwa Mitte

Juni in Garua zu sein, wo die Wiedervereinigung mit dem Herzog, Haberer und Schmidt vorgesehen war. Zunächst gedachte ich aber einmal einige Tage in Gulfei bleiben, um hier zu arbeiten.

Der Sultan übersandte uns zwei halbwüchsige Hyänenhunde (Lycaon pictus), die gleich wilden Bestien gefesselt waren. Ich freute mich sehr über diese Bereicherung meiner Tiersammlung, denn bis dahin hatte ich noch nichts von dem Vorkommen dieses Wildhundes in Bornu gehört. Es waren äußerst lebhafte Tiere, aber mehr ängstlich als gefährlich. Röder ging viel jagen und vermehrte unsere zoologische Sammlung ganz bedeutend. Es war dies von größter Wichtigkeit, denn der Schari schien eine faunistische Grenze zwischen Bagirmi und Bornu zu bilden. Die Giraffen, die es nach der Erzählung der Leute auf dem rechten Ufer in Menge gab, kamen hier auf der linken Seite nicht vor.

Vormittags saß mir Djagara zu einer Porträtskizze, die aber bei meinem Abmarsch von Gulfei spurlos verschwunden war und die ich auch nie wieder zu sehen bekam. Zweifellos ist sie mir auf Geheiß des Sultans selbst gestohlen worden, denn in diesem Punkte schien er den Koran streng zu nehmen, der jegliches Abkonterfeien verbietet. Gulfei hat einen wunderschönen breiten Strand, der mich oft an die Havelseen der Mark erinnerte.

Während ich, in Malen vertieft, dort saß, tauchte plötzlich eine zweifelhafte Gestalt vor mir auf, die mich laut preisend als Helden feierte, als größten Helden, den je Bornus Sonne beschien. Der Kerl spekulierte offenbar auf meine Tasche! Als er aber merkte, daß diese für ihn verschlossen blieb, entwand sich dem Gehege seiner Zähne eine stärkere Dosis Schmeicheleien. Er warf sich in den Sand, streute ihn über seinen kahlen Schädel und beteuerte immer wieder, ich sei ein Kamel, ein großes Kamel, ein Löwe, ein Elefant. Allah und ich, wir könnten alles. Auf diese Komplimente war ich wenig stolz, aber schließlich schenkte ich dem armen Teufel ein Fünfzigpfennigstück und eine — leere Patronenhülse. Hochbeglückt zog der Gauner ab.

In der Nacht wurde ich unsanft aus dem Schlaf geweckt. Ich

schlief in einem der Lehmhäuser, im Nebenraum lag die Löwin mit meinem Hund zusammen, schräg gegenüber hatte ich die beiden Hyänenhunde angebunden; die Boys schliefen zwischen den Lasten. Plötzlich hörte ich ein fürchterliches Gefauche und ein Aufheulen des Hundes, gleichzeitig vernahm ich meine Boys schreien und schimpfen. Ich sprang aus dem Bett und eilte hinaus. Der Lagerplatz war vom Vollmond taghell beleuchtet. Hinkend kam mir mein Hund entgegen. Die Löwin leckte sich die blutenden Pranken, und mitten im Gehöft lag der kleine Serval zerrissen. Die Hyänenhunde hatten weniger abbekommen. Keiner wußte, was geschehen war; doch bald stellte ich fest, daß wildernde Dorfköter in das Lager eingedrungen waren, um zu räubern. Hier stießen sie auf den kleinen ganz zahmen Serval, der nächtlicherweile einen Spaziergang machte. Im Handumdrehen war er zerrissen, dann ging es auf die Löwin los, die friedlich mit dem Hund zusammen schlief. Simba nahm natürlich die Störung übel und teilte als echter Löwe unangenehme Ohrfeigen und Bisse aus. Die Hunde wurden gezwungen, den Rückzug anzutreten; sie attackierten auf diesem aber noch die Hyänenhunde, denn der eine hatte eine gewaltige „Abfuhr" bekommen und verschiedene „Blutige" sitzen. Es war aber noch nicht aller Tage Abend; die Rache war mein.

In der folgenden Nacht saß ich bei herrlichem Mondschein auf Anstand und wartete der Dorfköter, die da kommen sollten, aber nicht kamen. Ich hätte gar zu gern einen oder den andern ins Jenseits befördert, denn dieser freche Überfall hatte ihrer Dreistigkeit die Krone aufgesetzt. Nicht nur, daß sie Nacht für Nacht das Lager umkreisten und alles räuberten, was irgendwie genießbar war, heulten sie auch stundenlang in allernächster Nähe und ließen sich weder durch Steinwürfe der Boys, noch durch Feuer abhalten. Erst mußte einer ihrer Sippschaft ins Gras beißen, um etwas Ruhe zu haben; schlau und gerieben waren sie alle und mancher fein gezüchtete Rassehund der Heimat hat nicht annähernd soviel Intelligenz als diese handscheuen, halbwilden Dorfköter in Bornu.

Am 14. morgens ½6 Uhr marschierte ich ab. Djagara hatte

mir 120 Träger und zwei Führer gestellt und gleichzeitig einige „Infanteristen seiner Schloßgarde“ als Aufsichtsleute über die Träger mitgegeben. So waren unsere Soldaten entlastet und hatten mehr Zeit zum Präparieren der Felle und Vogelbälge.

Wir marschierten erst am Schari entlang, dann führte der Weg durch dichten Steppenwald, der, oftmals mit Schlinggewächsen durchsetzt, ausgedehnte Waldkomplexe bildet, ähnlich der Gegend zwischen Karnak und Kusseri. Der Boden, der aus dem sogenannten Firki, einer Lehmablagerung über Sandboden, bestand, war für Mensch und Tier äußerst anstrengend. Der Sand läßt zur Regenzeit das Wasser durchsickern und entzieht dies der aufgelagerten Lehmschicht, die, wenn sie keine Feuchtigkeitszufuhr erhält, unter der starken Sonnenbestrahlung ganz austrocknet und in große Blöcke zerspringt. Soweit das Auge reicht, sieht man metertiefe, klaffende Risse, welche die Oberfläche in große und kleine Vierecke zerteilen und den Marsch äußerst anstrengend machen. Oft saß ich ab und ließ das Pferd führen.

Um 12 Uhr waren wir in Gulfei-Gana, einem kleinen Dorf, wo wir lagerten. Während Röder photographierte, zeichnete ich Grundrisse und erledigte die Post. Morgens ging es um ½7 Uhr weiter. Wir passierten an diesem Tage nur dichten Dornbusch, der die Aussicht gänzlich benahm. An der Spitze der Karawane reitend, wären Röder und ich fast von einem flüchtenden Rudel Pallahantilopen überrannt worden. Hier im dichten Busch trafen wir zahme Straußenherden der Schoa-Araber, die, von kleinen Jungen gehütet, bei unserm Näherkommen ängstlich in die Büsche getrieben wurden.

Es war sehr heiß, und wir waren froh, als wir um ½1 Uhr das Dorf Buboma erreichten. Nachmittags ging ich etwas pirschen und schoß einen Ducker und einen Hasen. Letzterer gleicht seinem europäischen Vetter aufs Haar, nur ist er bedeutend kleiner.

Durch den Busch kriechend, sah ich plötzlich auf dem trockenen Geäst einer Akazie auf etwa acht Meter zwei Kronenkraniche vor mir; gegen den tiefblauen Himmel hoben sie sich prächtig ab. Daß ich dieses Idyll durch einen Schuß nicht störte, wollte meinem mich

begleitenden Soldaten nicht in sein Negerhirn, das nun einmal nur für eines Interesse hat: sich den Magen mit Fleisch zu füllen.

Am 17. erreichte ich das am Schari gelegene, ganz zerfallene Dorf Schoe. Hier hatte vor einigen Jahren ein Häuptling gegen Djagara von Gulfei intrigiert, um sich selbst zum Sultan zu machen; es war ihm aber nicht gelungen. Djagara hatte davon erfahren, und nun mußte der Aufwiegler auf das gegenüberliegende französische Ufer flüchten, wo er von den Franzosen natürlich herzlich willkommen geheißen wurde. Nach und nach siedelte einer nach dem andern seiner Anhänger über, bis schließlich etwa fünfzig Mann übrigblieben, die treu zu Djagara hielten und heute die einzigen Bewohner von Schoe bilden. Es war ein Jammer, hier die zerfallene öde Stadt zu sehen, während drüben ein prachtvolles Dorf sich erhob, wo sich Haus an Haus, Hütte an Hütte reihte.

Weit im Hintergrund des andern Schariufers erhebt sich ein hoher Berg; einzeln strebt er aus der weiten Steppe steil empor. Bei den Kanuri geht die Sage, daß Noah dort gelandet sei. Ich saß in der Nähe meines Zeltes auf einer leichten Anhöhe, die mir einen weiten Blick über den Schari gestattete, und malte ein Aquarell. Plötzlich verspürte ich einen leichten Stoß auf meinen Tropenhelm. Verwundert drehte ich mich um. Kein Mensch war zu sehen. Da schaute ich nach oben und gewahrte gerade über mir einen Milan, der eben im Begriffe war, ein zweitesmal auf mich oder vielmehr auf meinen Helm niederzustoßen. Ich war sprachlos über diese Frechheit. Wohl hatte ich oft gesehen, daß dieser bettelnde, schmarotzende Proletarier den Feuerherd unseres Kochs umflog, um einen Augenblick zum Stehlen eines Fleischstückes abzupassen, wohl hatte ich auch gesehen, daß er Fische tragenden Leuten diese im Fluge aus dem Korb stahl, daß er aber das Luftventil meines Helmes zum Stillen seiner Gier ausersehen hatte, war mir unverständlich. Ich mußte lachen und an andere Reisende denken, die Augenzeuge ähnlicher Frechheiten dieses in Afrika am meisten verbreiteten Raubvogels waren. Dem Boy eines mir bekannten Herrn stahl ein Schmarotzermilan (wohl selten ist ein Name

so treffend gewählt) das Hammelkotelett vom Teller in dem Augenblick, als der Boy es seinem Herrn servieren wollte.

Am folgenden Tage wehte dauernd der Harmattan, der aus der Sahara herüberkommende Sandsturm. Am 20. dampfte nachmittags der „Léon Blott“ mit dem Herzog, Haberer und Schmidt an Bord den Schari aufwärts und machte bei dem Dorf Mani auf der andern Seite des Schari fest. Schneller als wir erwartet, hatten sie ihre Tschadseereise beendet. Abends kamen der Herzog und Professor Haberer in unser Lager; sie waren erstaunt, uns hier noch zu treffen, denn sie wähnten uns längst in Wulgo, am Südrande des Sees.

In der Frühe des andern Tages hörte ich das dreimalige Heulen der Sirene des „Léon Blott“, der seine Weiterreise nach Fort Lamy antrat. Am folgenden Tage brachen auch wir um 6 Uhr morgens auf und kamen um ½8 Uhr an den Molo, einen kleinen Nebenfluß des Schari. Da der Fluß nicht tief war, konnte er von den Trägern durchschritten werden; wir blieben im Sattel. Beim Erklimmen des andern Ufers landete mein Pferd mit den Vorderfüßen schlecht und fiel rückwärts ins Wasser zurück. Im Augenblick war ich aus dem Sattel, sonst wäre für mich die Sache unangenehm abgegangen; so nahm ich aber nur ein unfreiwilliges Bad. Der Weg führte dauernd durch lichten Steppenwald. Auf dem kahlen Geäst einer Akazie hatte ein Geier aufgebaumt, den ich bis dahin noch nicht gesehen hatte. Während Röder mit der Karawane weiter ritt, stieg ich aus dem Sattel, ebenso der Gefreite Atangana; wir übergaben unsere Pferde einem Schwarzen und pirschten nun den sonderbaren Fremdling an. Auf etwa acht Meter holte ich ihn mit einer Ladung Hasenschrot herunter. Es war ein Wollkopfgeier (Lophogyps occipitalis), in meiner Raubvogelsammlung der erste Vertreter seiner Gattung.

Wieder zu Pferd, ritten wir der Karawane nach. Wir hätten sie in einer Viertelstunde einholen müssen, aber wir saßen schon über eine halbe Stunde im Sattel, und noch war kein Mensch zu sehen! Nach einer Stunde passierten wir ein Dorf der Schoa-Araber; wir fragten, ob eine Karawane durchgezogen sei, aber die Leute verneinten



133. Alter Musgumhäuptling. (S. 167.)



134. Der Sultan von Mafate. (S. 185.)



135. Straße in Gulfei. (S. 179.)

es. Ich stand vor der Tatsache, daß ich mich verritten hatte; es war dies um so unangenehmer, als ich mit Atangana allein war und absolut nichts bei mir hatte. Meine Feldflasche hing schon lange leer am Sattel. Ich hatte keine Ahnung, wo Röder mit den Leuten hinmarschiert war.

Die Schoa sagten, es sei noch eine Stunde bis Makari, einem großen Dorf. In der Annahme, Röder dort zu treffen, ritt ich weiter. Die völlig flache Steppe zog sich nach allen Seiten meilenweit in die Ferne, der Baumbestand war sehr dürftig. Es war 12 Uhr mittags, die Sonne brannte heiß in der kahlen Steppe, deren Boden mit strohgelbem, trockenem Gras bestanden war. Hier und dort hatten sich Gazellen niedergetan, die unter dürftigen Sträuchern spärlichen Schatten und Schutz vor der Mittagssonne suchten. Die Lust zu jagen, war mir vergangen, der Gaumen klebte an der Zunge, und ich wünschte das Lager herbei. Mein guter braver Rappe war verhältnismäßig noch recht frisch und ging seinen prachtvollen Trab, ebenso der Rotschimmel Atanganas. Endlich tauchte in der Ferne eine hohe Umfassungsmauer auf; aber schon nach zehn Minuten machte der Weg eine Biegung nach rechts, und wir waren mitten auf dem Marktplatz von Mafate, wo auf der linken Seite die Häuser des Häuptlings, der hier Sultan genannt wird, standen. Unser Kommen war wohl bemerkt worden. Trotzdem war der Sultan überrascht, denn er hatte uns erst in drei Tagen erwartet. Er ließ mir sagen, daß er erstaunt sei, mich allein zu sehen; vom Kommen zweier Weißen habe er wohl gehört, aber wie gesagt, sie erst in drei Tagen hier erwartet. Da hatte ich es! Ich war in Mafate, wo ich erst in drei Tagen sein wollte. Aber wo war Röder?

Doch zunächst hieß es für mich absatteln und hinlegen. Der Häuptling von Mafate, ein alter, gutmütig aussehender Mann (Abb. 134), lud mich in seine Behausung ein, einen guten, sauber gehaltenen Lehmbau. Ich war froh, zunächst einmal in einem kühlen Raum zu sein, und legte mich der Länge nach auf ein Lehmpostament, das ihm wohl als Tron diente. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich den Häuptling ankommen sah, in der Hand ein altes Nickelservice, auf

welchem zwei Tassen, ebenfalls aus Nickel, mit selbst gebrautem, undefinierbarem, überaus süßem Likör standen. Es war gut gemeint; deshalb trank ich, obwohl ich einen Ekel verspürte. Aber dann kam wundervolle frische Milch, die ich bis zur Neige austrank. Hierauf wurde Rat gehalten.

Als einziges großes Dorf, wo Röder hätte lagern können, wurde mir Makari genannt; nach Aussagen der Leute lag es 6 bis 8 Stunden entfernt. Es war 3/4 4 Uhr nachmittags; unsere Pferde hatten drei Stunden geruht, und ich konnte den Ritt wagen. Ich sagte mir, daß ich das Lager auf jeden Fall vor Dunkelheit erreichen mußte; denn ich hatte seit morgens 6 Uhr nicht gegessen, hatte kein Bett, kein Moskitonetz, und ohne beides eine Nacht in Afrika verbringen, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Ich bat mir einen Führer aus, und die wilde Jagd konnte beginnen. War das Dorf 6 bis 8 Marschstunden entfernt, so mußte ich es bei abwechselndem Galopp und Trab in spätestens drei Stunden erreichen. Mein Führer, ein rassiger Fullah, ritt eine Schimmelstute, die durch die Büsche fegte, als ob der leibhaftige Gottseibeiuns hinter ihr wäre. Unsere Hengste liefen auch wie der Teufel, kaum daß wir sie halten konnten. Der Mann vor uns hatte nur achtzugeben, nicht von uns überritten zu werden. In gestrecktem Galopp ging es durch den Dornbursch. Jetzt rutschte dem Fullah sein Bocksattel, die liederlichen Bauchgurte hatten sich gelöst. Wir mußten halten, bis der Mann den Sattel wieder oben hatte. Während dieser Pause kamen der Rotschimmel des Gefreiten und mein Rappe ins Schlagen und Beißen. Um nicht getroffen zu werden, waren wir blitzschnell aus dem Sattel. Als die Tiere merkten, daß sie frei waren, entbrannte ein fürchterlicher Kampf. Wer einmal ein paar wildkämpfende Hengste gesehen hat, weiß, wie schwer und gefährlich es ist, sie auseinander zu bekommen. Doch es gelang uns, und der Ritt ging weiter, abwechselnd Trab und Galopp. Wir durchjagten ein paar Dörfer, Hühner stoben auseinander, Hunde kläfften kurz auf, dann einige Zurufe aus irgendeiner Hütte, und die Steppe und der Dornbusch nahmen uns wieder auf. Eine Haussakarawane

kam uns entgegen; schwerbeladene Ochsen und Esel schritten ihres Weges. Unsere Frage, ob ein Weißer in Makari wäre, bejahten sie. Da sahen wir auch schon die Zelte durch die Büsche blitzen, und lustig wehte oben die schwarz-weiß-rote Flagge.

Es war Punkt 6 Uhr, wir hatten also die Strecke in 2¼ Stunden zurückgelegt. Ich war froh, mein Zelt und Bett zu sehen, denn an diesem Tage war ich neun Stunden im Sattel gewesen. Bald war das Abendbrot bereitet, welches diesmal besonders gut schmeckte. Nach und nach kamen die Reiter zurück, die Röder ausgesandt hatte, mich zu suchen.

Am Morgen des nächsten Tages brachen wir um ½7 Uhr auf und marschierten bis zum Dorf Mada, das wir schon um ½9 Uhr erreichten. Den Nachmittag benutzten wir beide zur Jagd. Auf meinem Pirschgang kam ich an einen großen Sumpf, an dessen Rande ich Tausende von frischen Fährten fand, die mir deutlich verrieten, mit welchen Wildarten ich es hier zu tun hatte. Da kreuzten sich Fährten von Pallahs mit der eines Leoparden, hier waren Kuhantilopen zur Tränke gezogen, dort ein Serval auf Beute gegangen. Plötzlich stieß ich auf ein starkes Rudel Pallahs, die aber flüchtig wurden und den tiefen Sumpf annahmen. Ihnen nachpirschend, wurde ich von unzähligen Moskitos überfallen und zum schleunigsten Rückzug gezwungen; ehe ich diesen beendet hatte, war ich von oben bis unten ganz zerstochen. Bald darauf sah ich vor mir zwei Gazellen. Während ich langsam Schritt für Schritt anpirschte, fiel nicht weit von mir ein Schuß. Die Gazellen warfen auf und wurden flüchtig; Schmeicheleien rief ich ihnen nicht hinterher. Als ich mich dem Lager zuwandte, traf ich plötzlich Röder, der sich als der Störenfried erwies; er hatte gerade eine Kuhantilope geschossen. Mit eigenartigem Schuß war das Tier im Feuer verendet. Das 9,3 Vollmantelgeschoß war dem Stück in die linke Halsseite hinein und am rechten Licht herausgefahren, wobei es dieses natürlich mit herausgerissen hatte.

Beim Weitermarsch am nächsten Morgen stießen wir bald auf ein starkes Rudel Kuhantilopen, die in leichter Baumsteppe standen und

zu uns herüberäugten, dann aber flüchtig wurden. Wir ließen die Träger halten; Röder sollte links 200 bis 300 Meter weitergehen, ich wollte versuchen, ihm das Rudel zuzudrücken. Die Tiere hatten wieder verhofft und ließen mich auf etwa hundert Meter heran, um dann auf Röder flüchtig zu werden. Währenddessen konnte ich das Rudel gut beobachten, was mir mehr Vergnügen machte, als selbst zu jagen. Röder erlegte zwei Stück, dann jagten wir dem flüchtenden Rudel nach, und es gelang Röder, noch ein Stück zur Strecke zu bringen. Jetzt kamen Träger herbei, um das erlegte Wild an Stangen zu binden und bis zum nächsten Lager zu tragen, wo es sorgfältig abgehäutet werden sollte. Kuhantilopen aus dieser Gegend hatten wir erst wenige.

Wir näherten uns Mafate, wo ich vor zwei Tagen gewesen war. Der alte Häuptling kam uns mit seinem Gefolge und dem üblichen Lärm entgegen. Während wir Lager bezogen, wurden die Pferde besorgt und dann die verschiedensten Tiere der Menagerie gefüttert. Die Gier der Hyänenhunde beim Fressen spottete jeder Beschreibung. Trotzdem sie reichliche Portionen erhielten, verschlangen sie ausnahmslos in wilder Hast, was ihnen vorgeworfen wurde. So lange wir in Gegenden waren, wo es viel Wild gab, war die Verpflegung unserer Tiere ziemlich einfach. Hatten wir einmal nichts geschossen, so wurde ein Hammel oder eine Ziege gekauft und diese verfüttert. Nachts heulten die Hyänen um unser Lager, und die Hyänenhunde versuchten, sich loszureißen.

Obwohl ich darauf brannte, den Tschadsee möglichst bald zu erreichen, wollte ich doch einige Tage in Mafate bleiben, da es hier verschiedenes zu tun gab. Röder machte viel Sprachaufnahmen, ich zeichnete Grundrisse, malte Porträts und Landschaftsskizzen. Oftmals hatte ich meinen Ärger mit den Porträtsitzungen, denn die Leute waren an das Sitzenbleiben nicht gewöhnt und schliefen regelrecht ein. Der Zweck der Übung war ihnen unverständlich, aber ein gutes Geschenk ließ stets die Gemüter befriedigt abziehen.

Das völlig freie Umherlaufen meiner Löwin erregte allgemeines

Staunen und berechtigtes Mißtrauen, bis sich die Leute von der völligen Harmlosigkeit des Tieres überzeugt hatten. Tollte „Simba“ gegen Abend im Dorfe umher, hier die heimkehrenden Rinder-, Schaf- und Ziegenherden beschleichend, dort einen Wasserträger anspringend, um plötzlich sich mit meinem Hund zu balgen, dann kannte der Jubel der Leute, zumal der Kinder, kein Ende. Natürlich war sie nie ohne jegliche Aufsicht, und der eine oder andere Boy hatte sie stets unter Augen. Das Tier war jetzt schon in einem Alter, wo es unter Umständen allerlei Unheil hätte anrichten können. Wurde geschossenes Wild ins Lager gebracht, so erkannte Simba dies auf weite Entfernung, machte sich schnurgrade auf den Weg und eilte der ersehnten Beute entgegen, wußte sie doch, daß für sie köstliche Stunden folgten. Dann hatten die Träger Mühe, sich ihrer zu erwehren. Lag das Wild an Ort und Stelle, um abgehäutet zu werden, so lag sie quer über dem Stück und ließ sich irgendeine Keule oder das Gescheide gut schmecken. Kamen aber die Leute beim Abhäuten ihr zu nahe, so nahm sie diese Störung sehr übel, ließ mit zurückgelegten Lauschern ein ununterbrochenes Knurren und Grollen hören, machte aber selten von ihren Pranken Gebrauch. Der Sicherheit halber band ich sie nachts an. Spaßig war, wie sie die umherschleichenden Dorfköter in Schach hielt und dafür sorgte, daß diese umherlungernde Bande nicht zu aufdringlich wurde. Schlief sie mittags irgendwo an einem schattigen Platz, und es kamen einige Hunde ins Lager, um zu betteln und zu stehlen, so fuhr ihnen jedesmal panischer Schrecken in die Glieder, wenn plötzlich Simba auftauchte. Schon das bloße „Löwenparfüm“ ließ sie mit krummen Rücken und eingekniffenem Schwanz unter Angstgeheul eiligst flüchten. Oft habe ich hierüber herzlich gelacht. Leider wurde einer meiner beiden Hyänenhunde zusehens elender; ich mußte ihn erschießen, um wenigstens Schädel und Decke für unsere Sammlung zu retten. In der Umgegend von Mafate gab es sehr viele Warzenschweine, und da dies Wildbret äußerst wohlschmeckend war, stand es Tag für Tag auf dem Speisezettel.

Am 1. März brach ich um ½7 Uhr von Mafate auf, um über

Dego, das ich um 9 Uhr erreichte, nach dem am See gelegenen Dorf Sagumi zu marschieren. Der Marsch führte durch endloses Flachland; kein Baum, kein Strauch, nur dann und wann ein bebautes Feld war zu sehen, sonst nichts als niedriges grünes Gras, das sich in der Ferne verlor. Dort mußte er liegen, der riesengroße Tschad. Unter einem vereinzelt im Dorfe stehenden Dornbaum schlugen wir unser Lager auf. Sagumi ist ein ziemlich großes Dorf und gleicht Dego; es ist ausschließlich von Schoa-Arabern bewohnt. In früheren Jahren war es der Stammsitz der berufsmäßigen Elefantenjäger im deutschen Tschadseegebiet; seitdem aber Elefanten nur noch im angrenzenden englischen Gebiet vorkommen, haben die Sagumileute diesen Beruf aufgegeben, um dafür Ackerbau und vor allem Viehzucht zu treiben. Mit mächtigen Speeren jagten sie einst zu Pferd den Elefanten und durchstachen ihm vom Sattel herunter die Achillessehne. Aber diese Zeiten sind vorüber. Heinrich Barth spricht von Tausenden von Elefanten, hat aber tatsächlich selbst nur eine Herde von 96 Stück gesehen. Ich selbst kann nur sagen, daß der Elefant heute für Deutsch-Bornu eine seltene Erscheinung geworden ist. Wohl kommen am Schari und Logone hier und da Elefanten als Wechselwild vor; es hängt dies mit seinen Lebensbedingungen zusammen, denn der Elefant liebt größern Steppenwald mit geeigneten Trinkplätzen. Aber ihn für Bornu als Standwild anzugeben, halte ich nicht für berechtigt. Ich sah auf meiner ganzen Bornureise nicht eine Fährte.

Mit Sagumi hatte ich das dem Ufer des Sees am nächsten liegende Dorf erreicht. Ich freute mich, daß wir, Röder und ich, unter den Wenigen waren, die im Innern Afrikas bis hierher vorgedrungen waren.



Stationshaus in Dikoa.

Achtes Kapitel.

Durch Deutsch-Bornu.

Da die bei Sagumi dem offenen Wasser des Sees vorgelagerten Sümpfe ein weiteres Vordringen unmöglich machten, marschierten wir in südlicher Richtung nach Sehram weiter, um, über den Kalia setzend, das Sehram gegenüber liegende Wulgo zu erreichen.

Der Kalia ist ein kleiner Zufluß des Tschadsees und war jetzt zur Trockenzeit etwa 20 Meter breit und 4 Meter tief. Am Ufer staute sich die Karawane, um nach und nach zu fünf bis acht Mann mit einigen Lasten auf großen Ambatschflößen übergesetzt zu werden. Da der Fluß in der Mitte eine ziemlich starke Strömung hatte, war über ihn eine Liane gezogen, an der sich die Floßführer hielten, um sicherer staken zu können. Diese Flöße und Boote aus Ambatschzweigen waren mir neu. Die ganze Gegend ist baumarm, daher fehlt den Leuten Material zur Anfertigung der sonst üblichen Einbäume. Die Ambatschzweige, deren äußerst poröses Holz noch leichter als Kork ist, flechten sie kanuartig ineinander und gewinnen so ein sehr sicheres Verkehrsmittel für die vielen Wasserstraßen, die zur Regenzeit sich miteinander verbinden und alle dem Tschad zufließen. In diesen Rohrkanus führen die Leute sogar ihre Viehtransporte über den See; allerdings muß das Wetter ruhig sein, denn bei Wellengang würden die Kanus wohl im Augenblick vollgeschlagen sein und kentern.

In Wulgo, einem größern Dorf, schlugen wir das Lager auf und gedachten von hier aus unter Benutzung des Kalia den See zu

erreichen. Röder und ich bestellten zwei etwa einen Meter breite, fünf Meter lange gekuppelte Flöße aus Ambatsch; wir ließen den Boden noch etwas mit Schilf aufschichten und fuhren dann am nächsten Morgen los. Wir hatten je einen Soldaten und einige Schrotpatronen mitgenommen, nachmittags hofften wir zurück zu sein. Solange der Kalia breit war und Strömung hatte, schossen wir flott dahin. Vor uns schwammen fischend Schlangenhalsvögel, die bei unserm Näherkommen aufstanden oder tauchend unter Wasser vor uns her flüchteten. Es machte mir große Freude, dieses Auf- und Niedertauchen der Vögel zu beobachten. Kleine Fische sprangen beständig aus dem Wasser und fielen zu Dutzenden auf unser Floß. Bei einer Biegung des Flusses überraschten wir eine Flußpferdmutter mit ihrem Jungen. Eiligst suchte sie ihr Heil in der Flucht.

Allmählich verengte sich der Kalia; mehrere Wasserarme trennten sich, und die Papyrusstauden wurden dichter und dichter. Jetzt mochte seine Breite nur noch zwei Meter betragen, die Tiefe war die gleiche geblieben. Wurde auch das Schilfdickicht mächtiger, so dachten wir doch noch an die Möglichkeit, mit unserm schmalen Floß hindurchzukommen. Aber groß war unsere Enttäuschung, als nach und nach der Kalia sich derart verengte, daß nun auch unsere letzte Hoffnung schwand, die weite Seenfläche auch nur auf einen Augenblick zu sehen. Inmitten einer mächtigen Papyruswildnis verlief sich das Wasser und bildete einen unpassierbaren Sumpf. Wir machten einige Aufnahmen (Abb. 140) und traten dann unsere Rückfahrt an.

Es war Mittag geworden, als wir unsere Pferde erreichten, die uns drei viertel des Wegs entgegengebracht wurden, um nicht die Fahrt nochmals auf dem schmalen Floß zu machen. Bald waren wir wieder in Wulgo (Abb. 139), wo gerade großer Markt stattfand. Viele Hundert Menschen der verschiedensten Stämme boten ihre Waren und Erzeugnisse feil. Zwischen Kanuri- und Kotokoleuten sah man Haussa und Fullah, Schoa und Tripolitaner. Dieser Wirrwarr der vielen Menschen machte meinen Rappen scheu, und um ein Haar wäre ich mitten unter die lärmende Masse geritten, die schon Miene machte, ihre Habseligkeiten



136. Aus Gulfei. (S. 179.)

137. Kotokohaus in Gulfei, mit Waschraum und Küche. (S. 179.)

138. Borroro. (S. 199.)

139. Bornuhaus in Wulgo. (S. 192.)

aufzugreifen, um zu flüchten. Hier lohnte ich die Träger aus Gulfei ab, um mir für den Marsch nach Dikoa vom Häuptling neue zu erbitten. Es ging nun südlich nach Dikoa, der heutigen Hauptstadt Deutsch-Bornus.

Die Geschichte des ehemaligen Königreichs Bornu ist von Heinrich Barth und Gustav Nachtigal übermittelt worden; sie reicht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Damals war Bornu die südlichste Provinz des ungeheuren Kanemreichs, dessen Grenze im Norden Fezzan, im Osten der Nil und im Süden die Gegend des heutigen Dikoa war; die Hauptländer dieser Dynastien sollen nördlich des Tschad gelegen haben. Erst in den folgenden Jahrhunderten, in denen unglückliche Bürgerkriege stattfanden und ein augenscheinlicher Rückgang der Macht zu verzeichnen war, wurde die Dynastie aus Kanem verdrängt und gezwungen, ihre Hauptsitze nach dem West- und Südrand des Tschadsees in das Land zu verlegen, das dem Reich seinen endgültigen Namen gab. Wurde Bornu schon im Laufe der vielen Jahrhunderte von fortwährenden Kriegen und Unruhen heimgesucht, so sollte es mit dem Eindringen Rabehs den Todesstoß erhalten. Dieser überschritt, von Osten kommend, 1892 den Schari und verwüstete in kürzester Zeit die blühenden Städte und Landschaften auf beiden Seiten dieses Stromes.

Rabeh war es, der als erster wieder den alten Ort Dikoa zur Residenz ausbaute, in welcher der ganze Reichtum des zentralen Sudan zusammenströmte, zu einer Stadt, die bald angeblich mit weit über hunderttausend Einwohnern bevölkert war und somit alle anderen Städte vom Senegal bis zum Nil übertraf. Im Jahre 1893/1894 erfolgte die Aufteilung der Tschadseeländer zwischen den drei interessierten Kolonialmächten Deutschland, England und Frankreich, allerdings nur auf der Karte. Damals schon hatten die Franzosen ihre Vorposten bis zum Schari vorgeschoben und kamen sehr bald mit Rabeh in Konflikt. Am 3. März 1900 gelang es ihnen, Kusseri einzunehmen, und am 22. April kam es zur Entscheidungsschlacht, in der Rabeh fiel; sein Kopf wurde ins französische Lager gebracht. Mit

dem Erscheinen der deutschen Expedition des Leutnants Pavel im Jahre 1902 wurde das bisher nur auf der Karte deutsche Gebiet tatsächlich unter den Schutz des Reichs gestellt.

Die heutigen Grenzen Deutsch-Bornus bilden im Norden der Tschadsee, im Osten der Schari und im Süden das Mandaragebirge. Im Westen ist die ungefähre Grenze der Gongolafluß, dann geht sie weiter nördlich über Katagum bis Zinder. Der Tschadsee wurde in Europa zuerst von allen großen afrikanischen Binnenseen bekannt, und die Länder um ihn waren Jahrhunderte hindurch der Hauptstapelplatz zweier wichtiger Handelsartikel, des Elfenbeins und der lebenden Menschenware.

Nach vierstündigem Marsch durch Baumsteppe (Abb. 141) mit abwechselndem Lehm- und Sandboden, der wiederum von dem jungen Grün einzelner Zwiebelpflanzen unterbrochen wurde, erreichten wir den Ort Ngala. Der Häuptling, ein wahrer Riese, hieß uns willkommen und wies uns Quartier an. Es bestand aus einem weiten Hof, der von einer hohen Lehmmauer umgeben war. Einige sauber gehaltene Lehmhäuser dienten zur Unterkunft der Träger. Der Ort selbst war teilweise im Verfall, es waren die Spuren Rabehs!

Der Sage nach waren die Vorfahren der heutigen Einwohner von Ngala Riesen. Als Beweis wurden uns Wasserkrüge von ganz unglaublichen Dimensionen gezeigt, die einzeln oder zu mehreren nebeneinander sich auf den freien Plätzen der Stadt befanden. Diese Wasserurnen erregten meine Aufmerksamkeit. Halb in die Erde versenkt, ragten sie einen bis anderthalb Meter aus ihr hervor und hatten durchschnittlich einen Durchmesser von einem bis anderthalb Meter; ohne irgendwelchen Schmuck durch Ornamentik waren sie aus Lehm gebrannt, und zwar in einer Weise, wie sie die Leute heute nicht mehr herstellen können. Man sah den Riesentöpfen ihr Alter an. Wenn auch total verwittert und arg zerbrochen, hatten sie doch eine unglaubliche Festigkeit und dienten heute noch den Leuten als Wasserbehälter. Mein Vorschlag, sich doch ebenfalls solche sehr notwendige Behälter anzufertigen, wurde nur mit Kopfschütteln und Lachen beantwortet.

Die Sage erzählt, daß diese Vorfahren in jeder Hand einen solchen Topf voll Wasser getragen hätten; wo aber diese Riesen geblieben waren, vermochte das Märchen nicht zu sagen. Gern hätte ich einen solchen Wasserbehälter unserer Sammlung einverleibt, doch stieß ich damit auf zu große Transportschwierigkeiten. So begnügte ich mich mit dem Zeichnen und Ausmessen dieser Töpfe.

Ngala wird hauptsächlich von Schoa-Arabern bewohnt. Gegen Abend kamen Männer und Frauen zum Tanz herbei. Wieder fielen mir die Tänze der Schoa durch ihre starke Erotik auf. Da Röder hier noch Sprachaufnahmen zu machen gedachte und ich ethnographische Bilder zeichnen wollte, blieben wir zwei Tage in Ngala, um am 16. März nach Dikoa durchzumarschieren.

Früh um 6 Uhr wurde aufgebrochen, doch stieg die Hitze derart, daß wir schon um 9 Uhr in einem kleinen Dorf Lager bezogen, um am nächsten Morgen in zwei Stunden Dikoa zu erreichen. Es war noch nicht 9 Uhr, aber das Thermometer zeigte im Schatten schon 41 Grad Celsius. Die alles verdorrende Glut machte unsere Augen brennen, die Steppe tanzte und flimmerte vor uns. Einige Lehmhäuser wurden ausgeräumt, um uns für den Rest des Tages aufzunehmen. Diese Lehmhäuser haben den Vorzug, daß es am Tage in ihnen schön kühl ist, während die Hitze im Zelt tagsüber unerträglich wird. Nachts hingegen strahlen die dicken Lehmwände der Häuser die am Tage aufgesogene Hitze wieder aus, dagegen bietet nun das kühlere Zelt einen ruhigern und angenehmern Schlaf. Im Dorfe wurde mir ein Mann gezeigt, der durch seine Geschicklichkeit im Anfertigen von Flaschen, Krügen und Koffern aus Kuhhaut es zu einer Berühmtheit gebracht hat.

Mit großer Spannung ritten wir am nächsten Morgen Dikoa entgegen. Unterwegs stießen wir auf Oberleutnant von Duisburg, der uns entgegengeritten war, um uns auf seiner Station willkommen zu heißen. Bald sahen wir in der Ferne die hohen weißen Mauern der Stadt auftauchen. Während ich den Trägern Befehl gab, in geschlossener Linie einzurücken, ritten von Duisburg, Röder und ich

voraus und wir waren, nachdem wir den weiten Marktplatz und das Stadttor passiert hatten, bald in dem ehemaligen Palast des Rabeh, der jetzigen Station (Abb. 142). Wir waren froh, hier für einige Zeit unser Lager aufzuschlagen, denn die Hitze während der letzten Marschtage hatte Röder und mich stark mitgenommen. Nachdem auch die Träger mit unserm Gepäck eingetroffen waren, saßen wir bald zum gemeinsamen Mahl vereint im kühlen Zimmer Duisburgs. Am Nachmittag kam Sultan Chefu Sanda von Dikoa, um uns zu begrüßen und seine Geschenke zu überreichen, bestehend aus drei Schafen, zwanzig Hühnern, Eiern, Brot und Honig. Da gerade mein Geburtstag war, mußte ich über diese echt afrikanischen Geschenke herzlich lachen. Ich ließ meine Koffer mit Seidenstoffen auspacken, und befriedigt zog der Gewaltige von dannen. Noch lange saßen wir abends auf dem flachen Dach des Stationshauses und genossen den Zauber der herrlichen Tropennacht.

Meine Hoffnung, in Dikoa Heimatpost zu finden, wurde arg getäuscht, dafür trafen am andern Tage einige Verpflegungslasten ein, die mir der Herzog aus seinem Bestand nachgesandt hatte. Auch der Phonograph der Expedition befand sich unter den Lasten und wurde von uns mit Freuden begrüßt. Am nächsten Vormittag durchritt ich die Stadt. Ich erstaunte nicht wenig über die ganze Anlage, die mächtigen Stein- und Lehmbauten, über die zweistöckigen Häuser. So hatte ich mir Dikoa doch nicht vorgestellt. Karnak-Logone, Kusseri und Gulfei konnten sich nicht entfernt mit Dikoa vergleichen.

Was Dikoa geworden war, hatte es einzig und allein dem Despoten Rabeh zu verdanken. Ehemals war es eine kleine Kanurisiedlung, deren Einwohner nach Heinrich Barth nach Kuka wanderten, wenn sie höfischen Glanz schauen wollten. Da kam vom Osten der des Schlagens und Wanderns müde Rabeh und gründete sein Reich und machte Dikoa zur Hauptstadt. Hier baute er sich seinen Palast und auf dem weiten Platz vor ihm nahm er jeden Freitag die Parade über seine Truppen ab. Das war jetzt alles vorbei. Wohl stand noch der Riesenbau, noch lagen vor dem Eingangstor alte Geschütze, aber oben wehte am



Inneres der Moschee in Dikoa.
Aquarell von E. M. Heims.

hohen Mast die schwarz-weiß-rote Flagge und der Palast des Rabeh ward zur deutschen Station, in der Oberleutnant von Duisburg mit seiner Besatzung lag. In dem zweistöckigen Haus des Rabeh waren jetzt Bureaus, Munitionskammern und Wohnungen eingerichtet; nebenan waren die Unterkunftshäuser und Pferdeställe, und das Ganze war umgeben von einer hohen Mauer.

Der Station gegenüber lag, durch einen riesigen freien Platz getrennt, die Moschee, ein äußerst primitiver viereckiger Lehmbau. Die Moscheen des zentralen Sudan haben nichts gemein mit den so überaus feinen und kunstvollen Moscheen des Orients. So einfach und roh die Moschee von Dikoa von außen aussah, so dunkel und liederlich war sie auch im Innern. Ein viereckiger Lehmkasten, an jeder Seite mit einer offenen Eingangstür, hier und da ein kleines Loch als Fenster, durch welches die Sonne sich zwängte, das war alles. Der etwa 20 bis 25 Meter lange und breite Bau wird in seinem Innern von mächtigen viereckigen Lehmsäulen getragen, zwischen ihn hocken im Halbdunkel Männer, die ihre Gebetsformeln ableiern. So einfach das Ganze war, so überaus malerisch war die Farbenstimmung. Dieses Halbdunkel mit den kräftigen Sonnenreflexen gab ein gutes Motiv, und alsbald war ich an der Arbeit (s. bunte Tafel). Hier, wo ich es nicht mit fanatischen Mohammedanern zu tun hatte, konnte ich es wagen, diesen Raum als Nichtgläubiger zu betreten und in der Tat, ich und meine Arbeit wurden von den Leuten vollkommen ignoriert.

Links von der Moschee lag der Palast Chefu Sandas. Auch hier wieder, wie in Gulfei und Karnak, ein Labyrinth von Höfen, Hallen und Häusern. Sanda gefiel sich in der Rolle des Rabeh und behielt dessen Sitten und Gebräuche streng bei. War es doch auch so recht nach dem Sinn des festfreudigen Kanurivolks, das sich ergötzte an all der Pracht und dem Glanz, mit dem Sanda sich umgab, wenn er am Freitag, dem geheiligten Tag der Mohammedaner, inmitten seiner Großen sich im Glanz seiner Scheinmacht sonnte. Ist auch Chefu Sanda heute noch Sultan von Dikoa, so ist er, wie die Sultane von Karnak-Logone, Kusseri, Gulfei und Mandara, für uns nur

eine Art Puppe. Beständen aber unter diesen scheinbaren Herrschern nicht dauernd Eifersüchteleien, so könnte unter Umständen die dritte Kompagnie in Kusseri einen schweren Stand haben.

Die Einwohner von Dikoa setzen sich aus den verschiedensten Stämmen des ganzen Tschadseegebiets zusammen. Die große Menge des Volkes besteht aus Kanuri, Schoa-Arabern, Haussas und Fullahs, die alle nach ihrer Art die Stadt bewohnen und die sich auch teilweise stark vermischt haben. Mit Rabeh waren Menschen aus allen mohammedanischen Gebieten Afrikas hierher zusammengekommen und auch Vertreter von Heidenvölkern aus allen Teilen des Kontinents waren durch den jahrhundertelangen glänzend florierenden Sklavenhandel in das Tschadseegebiet verschleppt worden. Die rassereinsten Typen finden wir wohl unter den Fullahs und den von den Kanuri „Schoa" genannten Arabern.

Von den Bevölkerungselementen spielen in Deutsch-Bornu die Kanuri die Hauptrolle; sie sind das herrschende Element und bewohnen die größten Gebiete des Landes. Nach den Sprachforschungen Heinrich Barths und den Ausführungen Nachtigals sind die Kanuri ein Mischvolk von arabischen Stämmen mit den hamitischen Kanembu. Nach und nach verloren sie immer mehr die physischen und psychischen Eigenschaften der Wüstenbewohner und gingen in der Negerbevölkerung der eroberten Gebiete auf. Von den guten Eigenschaften der im Kampfe mit einer feindlichen Natur gestählten Wüstenstämme hat sich der Kanuri nur die geistige Regsamkeit und den Arbeitsfleiß erhalten, während die moralischen Werte, wie Energie und Ritterlichkeit, und die edleren körperlichen Merkmale von den entgegengesetzten Eigenschaften des minderwertigen Negertyps unterdrückt und immer mehr geschwunden sind. Aber nicht allein die Blutmischung, auch das verweichlichende Klima des neuen Landes hat seinen Einfluß betätigt. Der Kanuri zeichnet sich vor den anderen Stämmen durch einen plumpen Knochenbau aus, und bei ihm tritt die Negerphysiognomie stärker hervor als bei den anderen mohammedanischen Stämmen Bornus.

Die Fullah oder Fulbe sind nach Barths Untersuchungen ein



Fullah-Schöne in Dikoa.
Aquarell von E. M. Heims.

hamitisches Hirtenvolk, das in historischer Zeit vom Senegal her zum zentralen Sudan vorgedrungen war und die herrschende Rasse im Sokoto wurde. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kamen sie mit den in Bornu ansässigen Kanuri in Konflikt, doch vermochten sie sich trotz ihres geistigen Übergewichts in Bornu nicht dauernden Einfluß zu sichern. Barth nennt sie den intelligentesten, Rohlfs den schönsten Menschenschlag ganz Afrikas. In der Tat findet man unter den Fulbe sehr schöne Menschen, die alle Eigentümlichkeiten ihrer Rasse bewahrt haben. Dies gilt insbesondere von den Borroro, einem fast völlig abgeschlossen lebenden Fulbestamm, der nomadisierend mit seinen Rinderherden zwischen Schari und Logone in Deutsch-Bornu umherzieht (Abb. 138). Die überschlanke sehnige Gestalt verrät den Steppenbewohner, die Gesichtszüge sind ruhig und vornehm. Der schmale Kopf, die hohe Stirn und die fein geformte Nase geben der ganzen Erscheinung oftmals etwas Aristokratisches. Besonders die Fullahfrau hat etwas überaus Zartes, Mädchenhaftes in ihrer Gestalt (s. bunte Tafel). Die Hautfarbe wechselt vom lichten Gelb bis zum tiefen Schwarz, aber stets schauen unter langen Wimpern ein paar leidenschaftliche Augen hervor.

Die Schoa-Araber, ihrer Abstammung nach Semiten, sind zu verschiedenen Zeiten mit den Eroberern des Landes vom Norden und dann in einer viel spätern Epoche vom Osten her — nach Barth vor etwa dreihundert Jahren aus Nubien oder Kordofan — in Bornu eingewandert. Diese Schoa zerfallen in eine Anzahl Stämme, von denen sich die Beni-Hasen am reinsten erhalten haben. Wenn sie auch gleich anderen Völkern durch Vermischung einzelne körperliche und geistige Eigenschaften verloren haben, haben sie doch ihre Sprache rein erhalten. Der Schoa, in früheren Jahren Nomade, mußte, da das Kamel das Klima Bornus nicht ertrug, zur Rinderzucht greifen. Als dann später Viehseuchen seine Herden zum großen Teil vernichteten, waren die wandernden Rinderhirten gezwungen, seßhafte und tüchtige Ackerbauer zu werden. In ihren Lebensgewohnheiten fanden die Schoa ihr Vorbild hauptsächlich in den Kanuri. Ihre

Hütten ähneln den Kanurihütten sehr, nur sind sie bedeutend größer und haben flachere Dächer. Auch in der Kleidung haben sie viel von den Kanuri angenommen, doch weicht die Haartracht der Frauen wesentlich von der der anderen Volksstämme ab und erinnert in mancher Beziehung an den wandernden Borroro. Die Schoafrauen tragen das Haar in 5 bis 6 langen, dicht geflochtenen Zöpfen, an den Schläfen herunterhängend; die Backfische haben im Genick einen kleinen aufrecht stehenden Zopf, der besagt, ich bin noch zu haben. Kleine Mädchen tragen das Haar einfach zu einer Strähne geflochten im Nacken. Die meisten Schoa bewohnen heute das Südufer des Tschadsees.

Die Haussa, vermutlich ein hamitisches Mischvolk von Berbern und Negern, sind infolge ihrer Handelslust und ihres kaufmännischen Unternehmungsgeistes das rührigste Handelsvolk des zentralen Sudan. Man trifft den Haussahändler in Tripolis und auf den Märkten der Guineaküste, am Senegal und sogar in Mekka. Infolgedessen haben sie es vermocht, ihre Sprache zur Lingua Franca des mittlern Sudan zu machen, soweit nicht das Arabische vorherrscht. Fast in jedem größern Ort zwischen Tschadsee und Niger gibt es Haussasiedlungen, deren männliche Mitglieder die Rolle des Kaufmannes und Bankiers übernommen haben und zu Wohlstand und Reichtum gelangt sind.

Schließlich sind die Kotoko zu erwähnen, ein Stamm, der vor der Einwanderung der Kanuri in Bornu seßhaft war, aber im Laufe der Zeit im Volke der Eroberer aufging und so seine Merkmale eingebüßt hat. Sie bewohnen hauptsächlich das Überschwemmungsland zwischen Schari und Logone, sind an Körperbau noch plumper als die Kanuri und tragen nicht nur ein ernsteres Wesen als diese zur Schau, sondern besitzen auch mehr Energie und Zuverlässigkeit. Der Gediegenheit ihres Charakters entspricht auch ihre sonstige Lebensweise. Das zeigt sich schon im Bau der Ortschaften. Verschieden ist die Form der soliden Lehmbauten, die durch Wechsel im Aussehen der Haustüren und Fenster und der mit Türmchen verzierten Mauern ein gefälliges Äußere zeigen.

Die Industrie der Kotoko ist hervorragend entwickelt, gute Webereien und vor allen Dingen außergewöhnlich schöne Flechtarbeit trifft man im ganzen Gebiet. Ihre in drei Farben geflochtenen Körbe werden hauptsächlich in Karnak angefertigt und gehören wohl zu dem Schönsten, was der Sudan in dieser Art aufweist. Auch gute Ackerbauer und Fischer sind die Kotoko. Mit besonderer Sorgfalt bauen sie Mais, und der Fischfang ist ein besonderer Erwerbszweig der am Schari und Logone wohnenden Leute. Diese haben sich auch mit besonderem Interesse der Schiffahrt zugewandt. Ihre geräumigen Barken mit langer schnabelförmiger Spitze sind kunstvoll aus breiten Bohlen zusammengefügt und werden mittels langer Stangen vorwärts bewegt. In der Tracht unterscheiden sich die Kotoko von den Kanuri dadurch, daß die Tobe weniger oder gar nicht getragen wird, vielmehr die ostsudanische Tracht vorwiegt. Ihre Bewaffnung ist die der Kanuri.

Wir hatten jetzt unter der ständigen Hitze stark zu leiden, denn die Monate März und April sind für Bornu die heißesten, während November, Dezember und Januar als die kühlsten zu bezeichnen sind. Ende April setzen die ersten Regengüsse ein, die immer häufiger werden, während die nächtliche Abkühlung zunimmt. Erst Anfang Oktober hört der Regen auf und die bis dahin meist aus West wehenden Winde werden von solchen aus Ost abgelöst. Bornu ist mit seinen 29 bis 30 Grad Celsius mittlerer Jahrestemperatur eines der heißesten Länder der Erde. Die enorme Hitze wurde in den dicken Lehmmauern Dikoas erheblich gesteigert. Nicht der leiseste Luftzug drang in die Räume. Duisburg schlief auf dem flachen Dache seines Hauses, und Röder und ich ließen unsere Betten auf die Veranda oder gar in den Hof tragen. Ununterbrochen brütete die Sonne von früh bis spät über Dikoa. Der Erdboden flimmerte und warf die Strahlen zurück. Dies veranlaßte uns, unsere Arbeiten nach Möglichkeit ins Innere der Häuser zu verlegen. Ich malte und zeichnete viel, Röder machte Sprachaufnahmen und sammelte Ethnographika.

In Dikoa fand ich für Stift und Pinsel sehr viel Interessantes; alle die verschiedenen Stämme verhalfen mir immer wieder zu neuen

Studien (Abb. 143—147). Aber nicht nur Menschen, auch Tiere und Interieurs aus Häusern und Höfen gaben mir Motive. Alles ist in dieser ganzen Umgebung so interessant, so unglaublich abwechslungsreich, daß ein Maler hier wohl jahrelang studieren und arbeiten könnte. Ich betone ausdrücklich studieren, denn in der Tat gehört ein tiefes Studium dazu, bis man alle die feinen Farbentöne, die stets verschiedenen Profillinien und den wechselnden Ausdruck des Mohammedaners und Negers treffend erfaßt. Um dieses zu erreichen, gehört unbedingt auch die Kenntnis der Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker dazu; man muß sich in ihre Anschauungen hinein versetzen können.

Ging der Tag zur Neige, so ritten wir oftmals in der Umgegend von Dikoa spazieren. Während mein Rappe ausgezeichnet unter dem Sattel ging, war Röders Rotschimmel ein Pferd mit allen erdenklichen Untugenden. Im höchsten Grade hartmäulig, bockte er dauernd aus nicht ersichtlichen Gründen. Oft hatte Röder seine liebe Not mit diesem Pferd, das auf Hilfen überhaupt nicht reagierte, und ebenso oft wäre ich fast vor Lachen aus dem Sattel gefallen, wenn ich Röder im Kampf mit seinem Rotschimmel sah. Das alte Lied von dem, der den Schaden hat. Ich denke noch immer an den Anblick, den ich hatte, als bei einem Spazierritt plötzlich Röder von meiner Seite verschwunden war. Die Erde konnte ihn nicht aufgenommen haben, da der Boden ohne Löcher und Gruben war. Nachdem ich mich nach links und rechts gewandt hatte, sah ich auf einmal Röder mit seinem Rotschimmel auf — dem Dache einer Kanurihütte! Dieses unfreiwillige Reiterstückchen hatte er wieder seiner Rosinante zu verdanken, die nebenbei erwähnt ein schön gebauter Hengst war.

Wir waren nämlich aus Trab in leichten Galopp verfallen, und da der Rotschimmel ein Renner ersten Ranges war, stürmte er wie wahnsinnig in irgendeiner Richtung los, ganz gleich, ob da Bäume oder Hütten standen, Seen oder Felsen sich befanden. Diese Unbändigkeit des Tieres hat uns später noch manchen Ärger gekostet, da es aber ein Pferd von selten starkem Knochenbau und großer Ausdauer war, mochten wir es nicht fortgeben. Gerade in Bornu mit seinem

harten Firkiboden sind Pferde, die nicht gleich nach zwei bis drei Stunden lahmgehen, sehr viel wert.

Mein Rappe, tiefschwarz mit weißem Stern und weißen Fesseln, war ein edles Tier mit viel arabischem Blut. Seine Ausdauer gab der des Rotschimmels nichts nach, doch war er bedeutend schneller und ging einen wundervollen sichern Galopp. Daß er ungleich ruhiger war, lag wohl daran, daß er früher weit weniger zu den für die dortigen Pferde so qualvollen Reiterspielen verwendet worden war. Will man die Bewohner Bornus mit mehr oder weniger Recht als ein Reitervolk betrachten, so haben sie doch nach unseren Begriffen vom richtigen Reiten keine Ahnung. Gewiß, ein Fullah fällt so leicht nicht aus dem Sattel, was aber Hilfen sind, und wie man ein Pferd beim Reiten nach Möglichkeit schont, davon hat keiner der im Sudan Pferde züchtenden Stämme eine Ahnung. Für sie gibt es nur Schritt und Galopp; ob bergauf oder bergunter, ist ihnen gleich.

Dazu kommt ihre barbarische Art des Reitens und die entsetzlich rohe Zäumung. Am Mundstück der Kandare befindet sich ein Eisenring, der dem Tier über Zunge und Unterkiefer geschoben wird. Schon das leiseste Ziehen am Zügel empfindet das Pferd schmerzhaft, und wird der Druck vergrößert, so schneiden der Ring und die gezackte Kandare tief in die Zunge. Man muß die Reiterspiele gesehen haben, um die Qual der aus dem Maul blutenden Pferde ermessen zu können. Zu allem diesem kommt noch die unzweckmäßige Art, die Pferde mit einer Fußfessel anzupflöcken. Die Vorderhand wird mit der Hinterhand durch einen Strick verbunden, der dem Tiere beim Grasen oder beim Führen zur Tränke nur einen hinkenden Paßgang erlaubt. Daß durch diese von frühester Jugend auf erfolgende falsche Behandlung ein gut veranlagtes Tier verdorben wird, liegt auf der Hand und man braucht sich nicht zu wundern, wenn die Pferde, einmal freigelassen, sich wie wilde Bestien benehmen. Die Reiterspiele, so überaus malerisch sie sind, bedeuten nichts weiter als eine fürchterliche Tierquälerei. Mit Peitsche und Sporen jagt alles in wilder Karriere dahin, plötzlich ein Ruck im Maul, das Pferd setzt sich, in den Fesseln und Sprunggelenken

einknickend, auf die Hinterhand, um auf dieser noch weit über den Boden dahinzuschleifen.

Auf der Station lag ein alter zerbrochener Dogcart, an dem die farbigen Handwerker sich ehrlich mühten, das Vehikel wieder instandzusetzen. Als er endlich fertig war, machte ich eine kleine Probefahrt auf dem weiten, der Station vorgelagerten Platz. Das kleine Pferdchen ging im Sielgeschirr ganz gut, doch zog ich die allabendlichen Ritte diesem zweifelhaften Vergnügen entschieden vor. Das Wägelchen hatte nun einmal einen Knacks; daran war nichts mehr zu ändern.

Viel Freude machte uns allen unsere Löwin, die immer friedlich die volle Freiheit genoß. Wohl fühlte sie sich etwas verwaist, denn ihr treuester Spielgefährte, mein Bornu-Hund „Omar", war tot. Da dieser ein rasch um sich greifendes Rückenekzem bekam und ich fürchten mußte, daß dieses auf die anderen Tiere überging, und da außerdem eine Heilung ausgeschlossen erschien, entschloß ich mich, ihn durch eine Kugel von seinen Qualen zu erlösen. Dieser Hund war, wie ich schon erwähnte, mit drei Läufen geboren; der rechte Vorderlauf fehlte vollständig. Interessant war es zu sehen, daß das Schulterblatt des nicht vorhandenen Laufes wesentlich kleiner war als das normale.

Am 24. März mußte plötzlich von Duisburg mit seinen Soldaten nach Mora an den Rand des Mandaragebirges marschieren, ebenso war von Raben aus Kusseri auf dem Wege dorthin. Mai-Omar, der Sultan von Mandara, hatte sich wieder Übergriffe erlaubt und sollte abgesetzt werden. Wie die Mandaraleute sich dazu stellen würden, war abzuwarten. Statt Träger verwendete von Duisburg auf seinen Märschen nur Kamele; mit diesen war er ungebundener, er konnte auch größere Strecken am Tage zurücklegen. Röder und ich begleiteten Duisburg ein Stück des Weges, um dann in Dikoa unsere Arbeiten wieder aufzunehmen. Meine Mappen wurden voller und voller, Skizzen und Studien von Porträts, Kostümen und Waffen, Tieren und Landschaften häuften sich.

Am 28. März wehte den ganzen Tag der Harmattan. Dieser



140. Ambatschflöße im Sumpf. (S. 192.)



141. Auf dem Marsch durch die Baumsteppe. (S. 194.)



142. Stationshof in Dikoa. (S. 196.)

143. Tripolitaner in Dikoa. (S. 202.)

aus der Sahara kommende Sandwind verdunkelte zeitweise gänzlich die Sonne, die dann wieder zwischendurch als weiße Scheibe sichtbar wurde. Eine unbeschreibliche Stimmung lag in der Landschaft; aber meine Versuche, diese im Bilde festzuhalten, mußte ich bald aufgeben, da die Sandpartikelchen sich derart in die Augen und auf die Farben setzten, daß an ein Weitermalen nicht zu denken war. Immerhin hatte ich eine Skizze mehr. Röder saß von früh bis spät bei der Arbeit und stellte mit Hilfe einiger Dolmetscher interessante Tatsachen über den Islam in Bornu fest. Am 5. April befanden wir uns abends auf dem Hof und lauschten den Klängen des Grammophons, als ein Reiter kam und Kunde von der Absetzung Mai-Omars brachte. Sie war ohne ernstere Zwischenfälle vor sich gegangen, wir konnten daher in wenigen Tagen von Raben und von Duisburg in Dikoa zurückerwarten. Zwei Tage später erkrankten Röder und ich an einer Fleischvergiftung, und unser Zustand war recht übel. Aber bald machte sich eine kleine Besserung bemerkbar, und ich ritt wieder frohgemut Raben und seiner Kolonne entgegen. Unsere Freude wurde durch Heimatspost erhöht, die leider für Röder eine traurige Botschaft brachte. Seine Mutter war gestorben, und sechs Monate hatte diese Trauerkunde gebraucht, um den Sohn im innersten Afrika zu erreichen. Am andern Morgen 4 Uhr brach Raben zum Weitermarsch nach Kusseri auf, das in Zukunft Mai-Omar als Exil dienen sollte. Ich sah diesen Gewaltigen, von dem ich so viele grausame Taten gehört hatte, nur einen Augenblick; beim Eintreffen in Dikoa stieg ein von oben bis unten in einen Burnus eingehülltes Etwas vom Pferde.

Auch meine für Dikoa in Aussicht genommene Zeit war um und es hieß, weiter gen Süden. Duisburg sandte zum Sultan Sanda um Stellung von Trägern, die anderntages pünktlich zur Stelle waren. Fleißig wurde gepackt. Der Hitze wegen wollte ich, da Vollmond war, bis zum nächsten Lager einen Nachtmarsch machen. Endlich, um 5 Uhr nachmittags, war alles zum Abmarsch fertig. Die Träger setzten sich mit ihren Lasten in Bewegung und gingen voraus. Eine Stunde später ritten wir, von Duisburg ein Stück begleitet, ihnen

nach. Nochmals ein Händedruck, auf Wiedersehen in Deutschland, und die dämmernde Steppe nahm zwei der Karawane nachtrabende Reiter auf. Kaum waren wir eine Viertelstunde geritten, als fern am östlichen Horizont drohendes Gewölk heraufzog, das mehr und mehr sich zusammenballte, mit großer Schnelligkeit auf uns zueilte und den aufsteigenden Mond verschwinden ließ. Da fegte auch schon heulend der Wind über die Steppe, dichte Staubmassen aufwühlend und vor sich herjagend.

Der letzte Tagesschimmer war erloschen, und völlige Finsternis umgab uns, als wir die Karawane erreicht hatten. Jetzt fielen die ersten Tropfen, die plötzlich zum prasselnden Gewitterregen wurden. Der erste Tornado zu Anfang der Regenzeit hatte sich eingestellt und einen Strich durch unsern geplanten Nachtmarsch gemacht. In beschleunigtem Tempo suchte sich die Karawane durch die Finsternis den Weg. Der Wind war zum Sturm geworden, und die Träger konnten nur mit Mühe ihre Lasten halten. Grell zuckten Blitze auf und ließen für Sekunden das Ganze übersehen; sonst war es stockfinster, so daß man die Hand nicht vor Augen sah. Dazu konnte man vor dem Heulen des Sturmes und dem Rauschen der niederströmenden Regenmassen kein Wort verstehen. Längst waren wir von den Pferden gestiegen und ließen diese führen und, Mann hinter Mann, vollständig durchnäßt, tasteten wir uns vorwärts. Wir hatten die Richtung verloren und wußten für kurze Zeit nicht, wo wir uns befanden. Der Boden war uneben und war vielfach mit Löchern und Spalten durchsetzt, so daß alle Augenblicke ein Träger fiel. Ich hielt mich an der Schwanzrübe meines braven Rappen, der mich durch sein Auf- und Abwärtsklettern auf Unebenheiten aufmerksam machte und mich nicht aus der Richtung kommen ließ. Da hörten wir in der Ferne Hundegebell, das ein Dorf vermuten ließ. Also, drauf los! Ungemindert prasselte der Regen fort, und noch immer war es stockfinster, als sich plötzlich inmitten von Hütten und Zäunen die Karawane staute und dicht gedrängt beieinander stand. Auf unser Rufen erhielten wir keine Antwort, das Dorf war leer.

Während Röder und ich noch beieinander standen und beratschlagten, erfolgte unmittelbar neben uns ein laut und hart dröhnender Schlag, dem ein Aufschrei und ein dumpfer Fall folgten. Sofort sprangen wir zur Seite, wußten wir doch im Augenblick, was passiert war. Der Rotschimmel hatte ausgekeilt. Wen hatte der Schlag wohl getroffen? Während ich mich bemühte, meine beim Tragen in der Tasche naß gewordenen Streichhölzer anzuzünden, leuchtete auch schon eine Reisigfackel auf, und im Augenblick loderte trotz des strömenden Regens eine Dornbuschhecke durch die finstere Nacht. Der Soldat Etoa lag stöhnend auf der Erde. In der Dunkelheit war er wohl dem Rotschimmel zu nahe gekommen, dieser hatte ausgekeilt und den Soldaten niedergeschlagen. Meine Befürchtung, daß der Brustkorb verletzt sei, bestätigte sich glücklicherweise nicht, vielmehr war der Schlag durch den Gewehrkolben gemildert worden. Dieser prallte auf die Kniescheibe und hatte dadurch den Mann zu Fall gebracht. Auch die Kniescheibe war ganz geblieben, doch blutete eine Stirnwunde heftig. So war es besser abgegangen, als wir glaubten; doch hätte nicht auch uns dieser Schlag treffen können?

Im Moment war ich nahe daran, das Pferd zu erschießen, da tauchte plötzlich ein Kerl aus dem Dorfe auf, der uns, ohne daß wir ihn lange fragten, den Weg zum nächsten Dorf zeigen mußte, denn hier in dieser verlassenen Kanurisiedlung war für uns kein Bleiben. Weiter ging es durch die noch immer heulende Steppe. Der Mond wurde ab und zu auf Augenblicke sichtbar, um dann, als die letzten Wolkenfetzen vorübergezogen waren, wieder in seiner ganzen Schönheit zu scheinen. Noch brauste der Wind, aber der Regen ließ nach. Jetzt sahen wir doch, wo wir marschierten. Wenn wir auch fröstelnd neben unseren Pferden liefen und ab und zu die Arme ineinander schlugen, um das Blut zu stärkerer Zirkulation zu bringen, so kam doch jetzt trotz allen Ärgers die fröhliche Laune wieder auf.

Da sahen wir auch schon die ersten Häusermassen im Mondlicht glänzen. Wir hatten das Dorf Djimbaka erreicht. Aber auch dieses Dorf war leer, die Bewohner im Busch. Hier ließen wir Lager schlagen.

denn uns verlangte nach trockenem Zeug. Bald prasselte das Lagerfeuer hellauf, der Regen hatte ganz aufgehört, und die Mondscheibe stand wieder klar am Himmel. Da die Träger sich aus Dikoa Verpflegung für einige Tage mitgenommen hatten, waren wir von den Bewohnern des Dorfes unabhängig. Vor dem Schlafengehen hatten wir nochmals einen Zusammenstoß mit dem Rotschimmel, der an diesem Abend seine sämtlichen Hengstmanieren zum besten gab. Der nächste Tag war ein Ruhetag.

Während ich am frühen Morgen das Lager durchschritt, mochten wohl in der Heimat die Osterglocken läuten. Trotz des starken Regens in der Nacht vorher war der Tag wieder glühend heiß. Wir brachen von jetzt ab immer um 4 Uhr morgens auf, um beim schwindenden Lichte des Mondes die erste Wegstrecke zurückzulegen. Wenn dann im Osten die Strahlen der aufgehenden Sonne alles vergoldete, boten sich Bilder von wahrhaft überwältigender Schönheit. Heute, beim Schreiben dieses, erlebe ich im Geiste noch einmal all die herrlichen Morgenstunden, die ich damals, der Karawane vorausreitend, genoß. Am 19. April $^1/_2$7 Uhr morgens erreichten wir das Dorf Bama. Wir hatten gerade die Zelte aufgeschlagen, als wieder ein Tornado heranbrauste. Mit größter Schnelligkeit versuchten wir die Häute und Vogelbälge, die wir zum Trocknen in die Sonne gelegt hatten, unter Dach und Fach zu bekommen. Da fielen auch schon die schweren Tropfen, und im Augenblick rauschte es nieder, und das ganze Lager wurde unter Wasser gesetzt.

Unsere Löwin, die sich gerade im Lager erging und durch ihre Späße und spielenden Angriffe auf Mensch und Tier uns alle erfreute, war durch den ihr Fell abkühlenden Regen außer Rand und Band und tobte im Lager wie besessen umher. Bevor ich sie anleinen konnte, saß sie mit einem mächtigen Satz oben auf meinem Zelt und brach infolge ihrer Stärke und ihres Gewichtes mit lautem Krach die innen entlang laufende Zeltstange durch. Nach längerem Umherhetzen war es vorbei mit ihren Tollheiten. Ich bereicherte unsere Tiersammlung durch eine gefangene Schleiereule, die mir durch ihr herrlich geperltes Gefieder zu einer neuen Studie verhalf.



144. Marktverwalter in Dikoa. (S. 202.)



145. Bornujäger in Dikoa. (S. 202.)

Am 21. April kamen die im tiefen Blau vor uns liegenden Ausläufer des Mandaragebirges zu Gesicht. Die Luft war infolge der täglichen Tornados wunderbar klar und rein, und haarscharf hoben sich die Konturen des Gebirges ab. In den Dornbüschen schlug eine Drosselart, deren Gesang mit dem unserer Amsel viel Ähnlichkeit hatte. Nach längerer Ruhepause kam das Grammophon wieder zu Ehren, das von den Trägern mit Staunen und Ehrfurcht betrachtet wurde.

In Kolofata, einen Tagemarsch vor Mora, trafen uns vom Sultan von Mandara entgegengesandte Reiter, die Eier, Honig und Riesenkörbe mit Datteln als Geschenke überbrachten. Einige Heiden aus den Bergen kamen scheu und ängstlich zu uns und baten, nicht auf ihre Berge zu kommen, da sich ihre Weiber und Kinder sonst in den Abgrund stürzen würden. Ich klopfte diesen ehrlich tuenden Leuten scherzend auf die Schulter und dachte: Ihr Halunken, so schlimm ist die Sache doch nicht. Denn hätte unsere Zeit eine Besteigung der nächsten Berge erlaubt, so wären sie sicher davongelaufen oder hätten uns mit ihren Giftpfeilen empfangen.

Nach einem fünfstündigen Ritt erreichten wir anderentages Mora. Der junge Sultan kam uns nach dortiger Sitte mit mächtigem Pomp entgegengeritten, waren wir doch die ersten Weißen, die seine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen. Mora, ein ziemlich großer Ort, liegt hart am Fuße der Mandaraberge in einem Kessel, der nur im Nordwesten offen ist. Das ganze Gebirge ist von Heiden bewohnt, die auf einer äußerst niedrigen Kulturstufe stehen und weder Europäern noch den farbigen Mohammedanern Zutritt in ihre Berge gestatten. Mit dem Mandaragebirge hatten wir die Südgrenze Bornus erreicht, denn mit dem weitern Vordringen nach Süden betraten wir die Fullahgebiete von Nordadamaua. Mora ähnelt den anderen Ortschaften Bornus, ist aber bedeutend kleiner als Karnak, Gulfei, Kusseri oder gar Dikea.

Röder und ich besuchten am andern Tag den Sultan in seiner Zwingburg. Durch mehrere Höfe schreitend, in denen ganze Herden

zahmer Gazellen gehalten wurden, gelangten wir in die eigentlichen Gemächer des Sultans und wurden von diesem mit Freuden empfangen. Er zeigte uns Einzelheiten seines „Palastes“ und zuletzt den Harem, bei dessen Betreten alle Weiber eiligst ausrissen. Dann begleitete er uns hinaus zu unseren Pferden. Das den Palast umlagernde Volk brach in Begrüßungs- und Beifallsgemurmel aus. Da nahm er still lächelnd uns an die Hand, um der Menge zu zeigen: Seht, der Weiße und ich, wir sind Freunde. Nachmittags sandte er zwei ausgewachsene Streifenhyänen, einen Gepard, drei Schakale und einen Husarenaffen. Über den Gepard freute ich mich besonders.

Die Hyänen geberdeten sich wie rasend und wehe dem, der ihrem ungeheuren Gebiß zunahekam. Leider waren die Vorderläufe des einen Exemplares total schief; vielleicht waren sie in der Jugend gebrochen und dann schlecht verheilt. Ich entschloß mich, das Tier zu erschießen, um Decke und Schädel für die heimischen Museen mitzubringen. Die Schakale waren allerliebste, etwa zwei Monate alte Tiere; sie waren äußerst scheu und flink. Für die erwachsene Hyäne ließen wir sofort einen starken Käfig aus armdicken Knüppeln herstellen. Doch als dieser fertig war, stellte sich heraus, daß die Tür viel zu klein war. Schon drohte die Bestie wieder zu entweichen. Der Käfig war sonst gut, und zu langen Änderungen war keine Zeit. Also hinein mit ihr! Das war aber leichter gesagt als getan. Die Aufforderung, das Tier anzufassen, schienen die Leute für einen schlechten Scherz zu nehmen, bis ihnen einige Rippenstöße von seiten der Soldaten klarmachten, daß die Sache doch ernst gemeint war.

Zögernd wollten 4 oder 5 Mann zufassen, nahmen aber beim ersten Zähnezeigen reißaus. Diese Versuche wiederholten sich einige Male, bis mir die Zeit zu lang wurde und ich nachhelfend etwas eingriff. Ich ließ plötzlich von hinten dem um sich schnappenden Tier ein großes Tuch über den Kopf werfen und mit energischen Bewegungen meiner Flußpferdpeitsche forderte ich die Menge zum Zugreifen auf. Erst faßten einige Beherzte zu, dann folgten mehr und mehr und im Augenblick hatten wohl fünfzig Kerle das Tier

gepackt. Es war spaßig zu sehen, wie die Leute vor lauter Angst das Tier so festhielten, daß ich zu tun hatte, ein Erwürgen zu verhindern. Schließlich war auch das überstanden und die Hyäne im Käfig. So glaubten wir. Aber mitten in der Nacht kam Röders Boy in mein Zelt gelaufen und meldete, die Hyäne sei ausgebrochen und laufe im Lager frei umher. Da dieses von einer hohen Lehmmauer umgeben war und nur ein Zugangstor hatte, ließ ich dieses bewachen und Hyäne Hyäne sein. Röder hatte sich für alle Fälle am Kopfende seines Bettes sein geladenes Gewehr bereitgestellt. Der nächste Morgen brachte nochmals das Manöver des Einfangens, das sich auf dem weitern Marsch nach Garua noch oft wiederholte. Heute befindet sich die Löwin „Simba" mit einem Gänsegeier im Zoologischen Garten zu Berlin. Nach Frankfurt a. M. kamen zwei Hyänen, drei Schakale und verschiedene Affen, während der Zoologische Garten in Hamburg eine Hyäne, einen Gepard und verschiedene andere Tiere erhielt. Wenn ich vor dem Käfig meiner Freundin die Bemerkungen des Publikums höre, denke ich oft, ob wohl die Menschen eine Ahnung von all der Mühe haben, die es kostet, bis man die Tiere in der Heimat hat.

Von Mora aus wollten wir auf zwei Tage in die nächstliegenden Berge, um die Heidenbevölkerung kennen zu lernen. Wir baten den Sultan, uns Führer zu stellen; doch heftig wehrte er ab, er wollte es sich nicht nehmen lassen, uns selbst zu begleiten. Mit dem Nötigsten versehen, brachen wir morgens 6 Uhr auf, geführt vom Sultan und einem Teil seines Gefolges.

Wir durchschritten eine kleine Ebene und ließen bei Beginn des Anstiegs unsere Pferde zurückbringen. In erhabener Majestät lagen vor uns die steilen Granitmassen des Mandaragebirges, das seine nördlichen Ausläufer wie das 1300 Meter hohe Selebebagebirge als felsige Halbinsel in die Bornusteppe vorschiebt. Von unserem Lager in Mora aus sahen wir gerade vor uns eine höchst eigentümlich geformte Gipfelbildung, die dort oben lagernden bizarren Felsklötze hatten täuschend die Formen eines riesigen Schneemannes (Abb. 149). Diesen versuchten wir zuerst zu erreichen.

Mühsam kletterten wir die steilen Felswände empor und oft hatten wir unsere Not, über einzelne Felsblöcke, die den Weg sperrten, hinwegzukommen. Die Blöcke hatten die verschiedenste Größe und zeigten alle Stadien der Verwitterung (Abb. 148). Endlich, nach Verlauf von zweieinhalb Stunden, waren wir schweißtriefend oben angelangt, hatten aber, da es nebelig geworden war, keinen Ausblick. Weit um uns herum sah man wild durcheinander getürmte Bergformationen mit kegel-, halbkegel- und nadelförmigen Felsblöcken. Aber noch hatten wir den Schneemann nicht erreicht.

Der Marsch zu diesem war weniger anstrengend, waren wir doch schon oben, und nennenswerte Steigungen hatten aufgehört. Über Felsspalten und Steingeröll hinwegsetzend, waren wir bald am Ziel. Zwei riesige Felsblöcke lagen aufeinandergetürmt und bildeten Kopf und Leib. Auf kurze Zeit wurde es klar, und da sahen wir tief unten im Tale am Fuße des Berges das Dorf Mora liegen, gleich den Hütten und Häusern aus einer Spielzeugschachtel.

Ob auf diesem Gipfel schon vor uns Weiße waren, weiß ich nicht. Für alle Fälle verewigten wir uns auf einem dieser Felsriesen. Während dieser Zeit sahen wir in der Ferne hinter Steinen und Geröll einzelne Heiden auftauchen, die uns gleich Pavianen in abwartender Haltung beobachteten. Wir winkten ihnen näher zu kommen und riefen sie freundlich an. Die Begleitung des Sultans und der Leute aus Mora weckten wohl ihr Vertrauen, denn einige folgten unserer Aufforderung. Ich sagte den völlig nackt gehenden, mit Pfeil und Bogen bewaffneten Leuten, wir seien als Freunde gekommen und wollten ihren Häuptling besuchen, sie sollten uns in ihr Dorf führen. Damit erklärten sie sich einverstanden, und über Bergkämmen zogen wir dahin. Die aus Stein erbauten Dörfchen klebten förmlich an den unwirtlichen Hängen, und hier und da sah man die terrassenförmig angelegten Farmen dieser Bergbewohner.

Gegen Mittag erreichten wir das Dorf (Abb. 150), an dessen westlicher Seite ein kleiner Platz lag, der weniger mit Steinen bedeckt war. Hier schlugen wir unser Lager auf. Jetzt kamen in



146. Araber Kaschalla. (S. 202.)

147. Porträtstudien. (S. 202.)

ganzen Haufen die Männer herbeigeeilt, und betrachteten uns, auf ihre Speere gestützt, neugierig (Abb. 151). Von Frauen oder Kindern war nichts zu sehen. Da nahte sich auch schon ein alter ehrwürdiger Herr, ebenfalls nackt, und ich hatte die Ehre, dem Häuptling vorgestellt zu werden. Stets fand ich, daß man bei Naturvölkern, die wenig oder gar nicht mit Weißen in Berührung gekommen sind und die sich nicht von vornherein ablehnend und feindselig verhalten, mit einem Scherzwort ihr Vertrauen erwecken kann, das durch Geschenke wesentlich gesteigert wird.

Die Hütten dieser Heiden sind aus Steinen zusammengetragene hohe, runde, von einem Strohdach überdeckte Mauern; sie liegen teils über, teils unter der Erde. Sechs bis acht solcher runden Hütten, die miteinander verbunden sind, sind kreisförmig zu einem Gehöft vereinigt. Nur ab und zu zwängt sich ein Lichtstrahl durch eine kleine Öffnung in der Mauer ins Innere, in welchem sich 4 bis 5 Meter hohe Lehmurnen befinden, die teils als Kornspeicher, teils als Aufbewahrungsort für allerhand Inventar dienen.

Eigentümlich ist die Art, wie die Leute ihr Vieh unterbringen. Während man Schafe und Ziegen vereinzelt im Freien antrifft, werden die Rinder unterirdisch in einer runden, ebenfalls aus Steingeröll erbauten Hütte gehalten. Vollkommen von der Außenwelt abgeschlossen, dient den Tieren eine kleine Öffnung, die gerade einem Menschen Raum zum Durchzwängen läßt, als Futterloch, und so verbringt das Vieh im Dunkeln seine Tage, bis es im Innern seines Gefängnisses geschlachtet und stückweise herausgeschafft wird. Mir wollte ein stichhaltiger Grund für diese barbarische Tierquälerei nicht einleuchten. Wahrscheinlich befürchten die Leute mit Recht, daß ihnen von feindlichen Nachbarstämmen das Vieh abgetrieben würde. Um dieses zu verhindern, brachten sie es gleich unter die Erde.

Es ist ein armseliges Volk, diese Mandaraheiden, das seine Nahrung mühsam dem Boden abringen muß. Inmitten dieser öden Felsenwildnis suchen sie den Boden nach einem freien Platz ab, tragen Steine und Steinchen fort, um etwas Erde für das Samenkorn zu

finden. Oft waren solche „bebauten Felder“ nur einen bis anderthalb Meter lang und einen halben Meter breit, dann folgte nacktes Felsgestein, bis nach etwa hundert Metern abermals ein vielleicht etwas größerer Fleck Gelegenheit zum Anbau bot.

Nachdem ich viele Grundrisse skizziert hatte, kauften wir von den zu uns gekommenen Männern ethnographische Gegenstände, als Mützen, Kriegsschmuck, Waffen, Fetische und Töpfe, aber die Leute zeigten wenig Lust, sich von ihren Sachen zu trennen. Da uns in Kusseri wie in Dikoa von seiten des Postenchefs öfters von einem weitern Vordringen in die Mandaraberge abgeraten war, traten wir den Rückmarsch nach Mora an.

Bis vor kurzem überfielen noch räuberische Banden der Felsbewohner die am Rande des Gebirges entlang marschierenden Karawanen, und während Oberleutnant von Raben an der Spitze ritt, wurden hinter ihm die Ochsen der Karawane fortgetrieben. Ein schnelles Folgen in das wild zerklüftete Gebirge ist ausgeschlossen, und die hinter den Felsen versteckten Leute bieten auf die weite Entfernung für Schüsse ein schlechtes Ziel. Es werden noch viele Jahre vergehen, bis es dem Europäer gelingen wird, durch diese erhabenen Steinöden friedlich seines Wegs zu ziehen.

In Mora wieder angelangt, veranstaltete der junge Sultan uns zu Ehren eine Fantasia, die zwar wiederum höchst malerisch war, aber nichts Neues bot. Ich erlegte noch einige Gaukler (Helotarsus ecaudatus), eine Adlerart, die für gebirgige Gegenden Afrikas charakteristisch ist und durch ihre herrlichen Flugbilder den Beobachter erfreut. Vor unserm Abmarsch übergaben wir dem Sultan unsere Geschenke; sie bestanden aus einem braunen Hengst mit Halfter und Packsattel, verschiedenen Ballen guter Seide, Seife, Parfum und anderen Sachen mehr.

Da ich die Träger bis Marua verpflichtet hatte und diese während der Zeit in Mora ein faules Leben führten, ging jetzt alles ausgeruht wieder an die Arbeit. Am 6. Mai brachen wir von Mora auf und hatten nach Verlauf von drei Stunden das Dorf Meme erreicht.

Noch einmal lagerten wir, bevor wir Marua, verschiedene Fullahsiedlungen passierend, am 8. Mai erreichten. Der Häuptling, bei den Fullahs Lamido genannt, kam uns mit einer Eskorte von 300 Reitern zum Empfang entgegengeritten. Es war ein prächtiges Bild, als Röder und ich an der Spitze dieser Kavalkade in Maruas Mauern einzogen. Ein gut gehaltener Platz mit Schattenbaum, Unterkunftshaus für Boys und Träger diente als Lager; zwei Tage vor unserer Ankunft hatte Oberleutnant Weyse den Platz auf dem Marsch nach Deutsch-Binder verlassen.

Marua ist eine breit angelegte Stadt, bei weitem die größte in ganz Adamaua. Auf meinem Ritt durch die Stadt war ich erstaunt zu sehen, wie die Dörfer, die alle zu Marua gehören, sich weit in die Ebene vorschoben. Hier bei Marua hatte Major, damals Oberleutnant Dominik, der so tragisch endete, 1902 die Fullah aufs Haupt geschlagen und durch dieses größte siegreiche Gefecht in Kamerun Adamaua erobert.

Unser Lagerplatz lag etwas außerhalb der eigentlichen Stadt. Unter einem mächtigen Schattenbaum, wie er in Adamaua so häufig vorkommt, hatten wir unsere Zelte aufgeschlagen. Nicht weit davon lag unter einem andern Riesenbaum ein einsamer Grabhügel mit der Aufschrift „Graf Fugger". In Marua lagernd, war er durch die Meuchlerhand eines Fanatikers gefallen. Auch heute noch ist Marua ein politischer Wetterwinkel für die Residentur Garua, der es unterstellt ist. Auch heute noch predigen heimlich fanatische Priester den Kampf gegen die Ungläubigen. Gelingt es, einen solchen Aufwiegler auf frischer Tat zu überführen, so wird mit ihm kurzer Prozeß gemacht und er wird in Garua abgeurteilt.

Marua ist eine Hochburg des Islam; häufig hörte man den Muezzin, der die Gläubigen zum Gebet rief. Auch nachts wurde zweimal die Aufforderung zum Gebet gerufen und lang getragen klang sie in die Nacht hinaus. Man sah hier die prächtigsten Fullahtypen, Menschen mit edel geformten Gesichtszügen, hellem Teint und fast europäischem Ausdruck. Die Frauen trugen wunderschönen Kopfschmuck,

bestehend aus roten und weißen Perlen, die als halbkreisförmige Platten über den Ohren getragen wurden und äußerst kleidsam und kokett wirkten. Ich malte verschiedene Fullahdamen und den Lamido, um dann den riesigen Marktplatz mit seinem lebhaften Treiben zu skizzieren.

Die Stadt, deren jedes Gehöft mit einer Mauer umgeben ist, auf der zahllose Eidechsen von riesiger Größe ihr Wesen treiben, hat wohl über zehntausend Einwohner. Von weit her kamen Haussa, Kanuri und sonstige Händler zum Markt nach Marua.

Von Weyse bekam ich aus Binder eine Einladung, dorthin zu kommen, welchem Rufe ich um so lieber Folge leistete, als ich den Doppelkegel des Mendif, den ich schon tagelang vor Marua aus der Ebene aufstreben sah und der auf der Route nach Binder lag, besuchen wollte.

Am 16. Mai ½7 Uhr morgens brachen wir auf; um 11 Uhr hatten wir Mendif erreicht. Auch hier holte uns der Lamido mit großer Eskorte ein; die letzte Strecke Weges wurde in scharfer Attacke zurückgelegt. Das hier hoch aufragende Granitgebirge ist mit den Wasafelsen die einzige Unterbrechung der südlichen Bornusteppen. Während des Lagerns in Mendif wurde einer meiner Leute von Einwohnern des Ortes geschlagen. Er blutete aus einer Kopfwunde, als er klagend zu mir kam. Ich untersuchte genau den Fall und da der Mann im Recht war, übergab ich die Schuldigen dem Lamido zur Bestrafung.

Weiter ging mein Marsch über Lara nach Binder. Oberleutnant Weyse litt unter Fieber, von dem er sich aber binnen wenigen Tagen erholte. Wir freuten uns des Wiedersehens, waren wir doch gemeinsam nach Afrika ausgereist.

Nach der Arbeit des Tages saßen wir abends bei den Klängen des Grammophons, und Weyse war von den so lange entbehrten Tönen derart hingerissen, daß Platte nach Platte aufgelegt wurde, bis sie alle durchgespielt waren. Ich mußte weiter nach Garua, und Weyse marschierte an die französische Grenze, um den Herzog, der auf der Rückkehr von seiner Bagirmireise jetzt deutsches Gebiet betrat, zu empfangen.

148. Felsblöcke im Mandaragebirge. (S. 212.)



149. Dorf Mora im Mandaragebirge. (S. 211.)
× Schneemann.



150. Dorf der Mandaraheiden. (S. 212.)

Über Golombe marschierend, sah ich eine Tagereise vor Garua die tafelförmige Kontur des Tengelingebirges vor mir, an dessen Fuße Garua liegt. Am 31. Mai erreichte ich mit Röder und der ganzen Expedition die Stadt.

Hier wollten der Herzog, Haberer und Schmidt sich in den ersten Tagen des Juni mit uns treffen. Der Resident von Adamaua, Hauptmann Schwartz, war auf Expedition; es empfing uns dafür sein Vertreter Oberarzt Dr. Range, der die Mitteilung machte, daß nach einem Brief an die Residentur der Herzog erst in der zweiten Hälfte des Monats in Garua zu erwarten sei. Nachdem ich meiner vielen Tiere wegen außerhalb der Station (Abb. 152) in einem schönen Lehmbau mit Strohdach Lager bezogen und die Menagerie Herrn Zahlmeister Dombrowski übergeben hatte, der liebenswürdigerweise die Aufsicht übernahm, zog ich nochmals mit Röder auf vierzehn Tage in den Busch. In mehreren Kanus verpackten wir die nötigsten Lasten und fuhren den Benue aufwärts, um den Mao-Kebbi (Abb. 153, 154) zu erreichen, der eine Verbindung des Benue mit dem Tuburi darstellt. Wenn auch jetzt, zu Beginn der Regenzeit, das Wasser des Benue im Steigen begriffen war, hatte der Mao-Kebbi stellenweise noch wenig Wasser und die Kanus mußten des öftern über Sandbänke geschoben werden. In der Nähe eines Dorfes schlugen wir am steilen Ufer unser Lager auf; ich malte und jagte, und auch Röder war oft von morgens bis abends unterwegs.

Mitte Juni befanden wir uns wieder in Garua, auch Hauptmann Schwartz traf auf der Station ein. Am 20. Juni kamen morgens 8 Uhr der Herzog, Haberer, Weyse und Schmidt ebenfalls in Garua an. Nach einer sechsmonatigen Trennung war die Hauptexpedition wieder beisammen.



Lokoja.

Neuntes Kapitel.

Auf Benue und Niger heimwärts.

In Garua hatten wir arbeitsreiche Tage, denn die noch nicht vorausgesandte Ausbeute der Expedition mußte für den Heimtransport verpackt werden. Große Mühe machte es, die vielen Käfige und Verschläge für die lebenden Tiere anzufertigen, da unsere für die zoologischen Gärten bestimmte Tiersammlung sehr zahlreich geworden war. Sie bestand aus einem Löwen, drei Hyänen, einem Gepard, drei Schakalen, dreizehn verschiedenen Affen, drei Marabus, diversem Kleinraubzeug und vielem anderm Getier. So große Mühe und Sorgfalt der Transport des wilden Getiers auch erforderte, so dankbar wurden die einzelnen Tiere von den zoologischen Gärten aufgenommen, waren doch manche zoologische Neuheiten darunter. Die Soldaten der Expedition wurden in die Kompagnie in Garua eingereiht, viele Boys fanden in Garua andern Dienst. Nur wenige wurden bis zur Küste oder nach Togo mitgenommen. Unter unseren Soldaten und Boys war manch braver Bursche, dem man mit gutem Gewissen ein gutes Zeugnis ausstellen konnte. Mein bester Soldat, der mich auf allen Fahrten und Jagden begleitete und der während all der Monate sich nicht ein einziges Mal etwas zu Schulden kommen ließ, starb leider in Garua an Dysenterie.

Endlich war alles in Kanus verpackt, und in zwei Stahlbooten, deren eines der Station, das andere der Firma Pagenstecher gehörte, ging es abwärts den Benue nach Yola. Von allen Europäern wurden

wir zum Ufer begleitet, wo wir uns für die genossene Gastfreundschaft und die viele Mitarbeit nochmals bedankten. Auf dem linken Flügel der Kompagnie, die am Ufer Aufstellung genommen hatte, standen unsere entlassenen Expeditionssoldaten, die der Herzog schon vorher empfangen hatte, um ihnen Adieu zu sagen. Ganz Garua hatte sich eingefunden, denn wo es etwas zu sehen gibt, ist der Schwarze dabei. Viele Tausend Menschen standen gedrängt am Ufer und sahen zu, wie unsere Boote sich langsam in Bewegung setzten. Die zurückgelassenen Boys folgten uns am Ufer entlang und riefen uns immer wieder ihr „adieu Massa“ zu. Wir winkten ihnen, dann nahm die Strömung uns auf, und die Parole hieß: Heimat! Um 6 Uhr abends landeten wir an einer Sandbank, unsere Zelte wurden aufgeschlagen, und bald bot sich uns das alte Lagerbild, wie es so oft geschildert worden ist. Morgens ½6 Uhr ging es weiter. Am 5. Juli kam Yola in Sicht und um 10 Uhr morgens legten wir an. Hier empfing uns der Agent der Niger-Kompagnie Herr Holst und stellte den der Kompagnie gehörenden kleinen Dampfer „Yola“ freundlichst zur Weiterfahrt zur Verfügung. Mit Holst ritten wir zur Station, um beim Residenten das Frühstück, zu dem noch mehrere englische Offiziere erschienen, einzunehmen. Nach einem Besuch beim Truppenkommandanten Hauptmann Robertson begaben wir uns zum Dampfer und gingen sofort ankerauf, wobei wir die beiden Stahlboote längsseits nahmen. Abends wurde wieder an einer Sandbank gelagert. In der Nacht vom 6. zum 7. Juli brauste ein heftiger Tornado heran und brachte im Augenblick das friedliche Lagerbild zum Verschwinden. Wir hatten, als wir vor dem Schlafengehen in der Ferne das Blitzen sahen, alles Unnötige an Bord gebracht und die Boys instruiert, beim ersten Windstoß uns zu wecken. Der Herzog und ich waren noch mit knapper Not trocken an Bord gekommen, als ein erneuter Windstoß die Zelte umlegte. Leider brachte uns diese Nacht einen Unglücksfall; Haberers Boy Issonno fiel in der Dunkelheit unbemerkt über Bord und ertrank.

Am 9. Juli erreichten wir Ibi, wo uns die anwesenden englischen Herren und Herr Frobenius empfingen. Wir wurden vom Residenten

Herrn Ruxton und dessen Gattin zum Frühstück eingeladen. Mit großem Bedauern konnten Haberer und ich dieser Einladung nicht Folge leisten, so sehr wir uns nach so langer Zeit im Busch nach europäisch servierten Speisen sehnten. Haberer litt seit längerer Zeit an Magenverstimmung, ich hatte Fieber. Nachmittags liefen wir Abinsi an, wo die Hauptleute Fox und Gordon auf eine halbe Stunde an Bord kamen. Hier nahm der Benue an Breite und Tiefe zu; die Ufer wurden bewaldeter, aber das Tierleben blieb nach wie vor arm. Nicht einmal das Löwengebrüll, das andere Reisende Nacht für Nacht gehört haben wollen, vernahmen wir. In Loko hatte der Resident eine hübsche Ehrenpforte erbaut; da Haberer und ich noch immer unpäßlich waren, ging der Herzog allein an Land. In seinem Tagebuch heißt es an jener Stelle:

„Als ich an Land stieg, warf sich die Volksmenge zu beiden Seiten des Lagers nieder und murmelte Laute, die ‚der Löwe, er ist ein großer Löwe' bedeuten sollten. Sie meinten wahrscheinlich einen mähnenlosen! In Bagana, wo wir die Nacht blieben und wo sich eine Faktorei der Niger-Kompagnie befindet, hörten wir die zoologisch interessante Tatsache, daß sich im Flusse öfters Seekühe zeigten, die durch eingeborene Jäger wiederholt zur Strecke gebracht worden sind. In Umaischa blieb mir die Besichtigung der neu angelegten Mission, an der außer dem guten Willen nicht viel zu sehen war, nicht erspart. Endlich, 1/2 3 Uhr nachmittags, kam Lokoja in Sicht, so früh, daß niemand auf unser Eintreffen vorbereitet war. Der Resident, Herr Maxwell-Lys, in dessen gastlichem Hause ich einquartiert war, begegnete uns auf halbem Wege.

„Lokoja liegt am Zusammenfluß von Niger und Benue, und sein Aussehen hat sich ständig zu seinem Vorteil entwickelt. Saubere, breite Straßen von rotem Laterit verbinden Häuser und Anlagen, die je nach ihrer Bestimmung getrennt liegen, so das Hospital, Offiziersmesse, Zivilverwaltung, Kasernements und nach Nordwesten die Eingeborenenstadt. Die Europäerhäuser liegen auf verschiedenen Hügelrücken. Poloplatz und Golf fehlen natürlich nicht; auf ersterem traf ich nach-



151. Mandaraheiden. (S. 213.)



152. Station Garua. (S. 217.)

mittags eine ganze Anzahl englischer Offiziere. Ein Ritt durch die Eingeborenenstadt zeigte zunächst, daß man sich bemüht, dem üblichen Schmutz durch sanitäre Maßnahme abzuhelfen. Das gesamte Viertel wird durch rechtwinklig sich schneidende Straßen quadratisch eingeteilt, so daß die Übersicht befördert und die Gefahr bei einem Brande gemildert wird. Zu meiner innern Freude konnte ich feststellen, daß der Verwaltung von Nord-Nigerien die Nachteile der Eingeborenenpolitik Süd-Nigeriens heilsam in die Glieder gefahren sein muß, denn dort tanzt bekanntlich der Neger dem Weißen mehr und mehr auf der Nase herum. Unseren Pferden gingen stets zwei Leute mit Knuten voraus, zwei andere folgten, und wer bei unserem Nahen nicht sofort auf den Knien lag und den Kopf beugte, machte eine wenig erbauliche Bekanntschaft mit dem Kiboko, und was die beiden Leute vor uns begannen, vollendeten die Nachfolgenden. Trotzdem sah ich nur wenig betrübte Gesichter; die meisten Gestraften ertrugen den Jagdhieb mit fröhlicher Miene, sie hielten die Prügel für vollkommen in der Ordnung.

„Zum Lunch hatte mich die Offiziersmesse eingeladen. Haberer hatte aus Gesundheitsgründen abgesagt und Heims litt noch immer an Fieber. Am Nachmittag wurde ich bei Regen in die Geheimnisse des Golf durch Hauptmann Archer eingeweiht, und am Abend vereinigte Maxwells Haus Offiziere und offizielle Persönlichkeiten zu einem Diner. Am 14. früh 7 Uhr Besichtigung des hübsch angelegten Hospitals, worauf wir bei Herrn Lackmann, dem Generalvertreter der Firma Pagenstecher, frühstückten. Hier versammelten sich unsere englischen Freunde zum Abschied, und um 11 Uhr dampften wir auf dem Raddampfer ‚Nigeria‘ stromabwärts. Auf der Brücke stand die Musik und sandte uns die letzten Grüße.

„Nachts lagerten wir in Etohe. Die Ufer deckt dichter Urwald. Wir sind in der Zone des Regenwaldes. So geht es den Tag über bei leichtem Regen dahin. Wir begegneten mehreren Dampfern und wunderten uns über den lebhaften Schiffsverkehr. Von Lokoja bis Forcados ist der Fluß das ganze Jahr schiffbar, und dieser Umstand sichert Lokoja den Rang des bedeutendsten Platzes am Fluß. Von

Sapame ab sahen wir Ölpalmen, die in den Warri-Creeks sich zum Walde verdichteten. Warri selbst, das wir 8 Uhr früh erreichten, macht in seiner versteckten Lage einen sehr hübschen, lieblichen Eindruck. Es gibt Partien an der Havel und Spree, die viel Ähnlichkeit mit dieser Flußlandschaft haben. Einige größere Seedampfer lagen hier, sowie eine kleine Flottille von Dampfpinassen. Der Commissioner kam zur Begrüßung an Bord, gerade im Moment, als wir uns nach kurzer Landung wieder in Bewegung setzten. Nach zwei Stunden machten wir in Forcados fest, unweit des Elder-Dempster Dampfers ‚Elmina‘, der sich auf telegraphische Anfrage bereit erklärt hatte, uns in Lome abzusetzen. Wir gingen mit einigen Engländern sofort an Bord und begaben uns, während unser Gepäck übernommen wurde, bei leichtem Regen an Land. Forcados ist unstreitig der scheußlichste Platz an der Westküste. Auf Sumpf aufgebaut, in häßlicher Gegend, wird er zur Regenzeit heute noch zum größten Teile überflutet. Im letzten Jahre kollidierte dort unsanft eine Dampfpinasse mit einer Lokomotive, eine Tatsache, die deutlicher spricht als längere Beschreibung. Außer Wellblechschuppen und einigen häßlichen ‚Tropenhäusern‘ erblickt das Schönheit suchende Auge nichts. Trotzdem ist Forcados der kommende Platz und von ständig wachsender Bedeutung infolge seiner Lage als Schlüssel zum Niger. Alle Firmen suchen hier Niederlassungen einzurichten; die Dampferfahrt auf den Flüssen ist erst vier Jahre alt, und schon mangelt es an Platz zur Neuanlage von Schuppen. Ständig wird mit der Zuschüttung des Sumpfes fortgefahren; der ganze Bau steht auf Pfählen. Der Hafen ist wundervoll, ohne Klippen und sonstige Tücken, und die größten Seeschiffe können hier mühelos vor Anker gehen.

„Der Acting-Commissioner hatte uns zum Abend in die Messe eingeladen, die nett und behaglich ist. Haberer und Heims fühlten sich so weit wieder wohl, daß sie ebenfalls der Einladung folgen konnten. Wir waren lustig und gemütlich beisammen, und ich gewann sogar ein Billardmatch. Als Ehrenpreis erhielt ich die Kugel, mit der ich das Spiel gewonnen hatte, und alle Teilnehmer ritzten ihre Namen auf

ihr ein. Am 18. setzte strömender Regen ein, der auch noch bei Besichtigung der Werften und Werkstätten anhielt. Auch die Polizeitruppe sollte ich besichtigen; sie bestand aus etwa fünfzehn Mann, deren Leistungen mit denen deutscher Rekruten nicht verglichen werden können. Am Abend hatte ich einige Herren an Bord der ‚Elmina‘ zum Abschied gebeten, denn am 19. früh sollten wir Anker aufgehen. Es regnete in Strömen, als wir langsam aus dem Hafen dampften, dem, wie so häufig an der afrikanischen Westküste, eine Barre vorgelagert ist. Als das Schiff sich durch den Schlick arbeitete, fühlte man mehrmals einen langsamen Ruck, der das Gleichgewicht störte. Dann waren wir im offenen Wasser.

„Damit hatte die Zentralafrika-Expedition für Haberer, Heims und mich ihren Abschluß gefunden. Ich blicke mit voller Befriedigung auf sie zurück, soweit es die Leistungen betrifft; ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich der Ansicht bin, daß sie diejenigen der Expedition 1907/1908 übertreffen. Nach den letzten Berichten Wieses vom 2. März aus Mobaye und Schubotz’ vom 6. März aus Crampel sind Wiese, Schubotz und auch die Südkameruner Schultze und Mildbraed recht zufrieden. Ich selbst habe die Genugtuung, der erste Deutsche zu sein, der in neuerer Zeit über den Tschadsee gefahren ist und der erste Deutsche überhaupt, der in das Innere Bagirmis eingedrungen ist. Und wenn ich auf der Expedition 1907/1908, von Wiese fast allzusehr unterstützt, mehr die Rolle eines Leiters spielte, so kann ich mir jetzt mit gutem Gewissen einen Teil der Arbeiten in zoologischer und ethnographischer Beziehung selber zuschreiben. Dies hat mich mit den Schwierigkeiten, mit denen die der Expedition 1907/1908 gar nicht zu vergleichen sind, ganz ausgesöhnt, ebenso mit dem Mißgeschick, das uns den Weg durch Dar-Kuti und den Bahr-el-Ghazal sperrte. Auch daß die Expedition als erste die noch recht unbekannten Gebiete Nordkameruns (Musgum, Tuburi) zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen konnte, betrachte ich als besonderes Glück. Schmerzlich empfinden muß ich aber meine Rückkehr vor der der anderen Mitglieder der Expedition. Ich war gemeinsam mit ihnen hinausgezogen, hatte

draußen gemeinsam mit ihnen gearbeitet und hatte gehofft, wenigstens mit einem Teil der Mitglieder heimkehren zu können. Ich habe ernstlich erwogen, ob ich nicht nach Kamerun zurückkehren und die Reise von Schultze und Mildbraed nach Fernando Poo und Annobon bis zum Ende begleiten sollte. Die Erwägung aber, dem Expeditionsfonds nicht unnütze Kosten aufzuerlegen, hat mich schließlich doch davon abgehalten, denn helfen hätte ich den beiden kaum können. Da aber meine Heimfahrt auf dem Dampfer ‚König' vorgesehen war und die Flußfahrt auf dem Benue sich überraschend schnell abgewickelt hatte, blieb mir genügend Zeit, mit Heims der Kolonie Togo einen dreiwöchigen Besuch abzustatten und auch ein Stück ihres Hinterlandes kennen zu lernen. Die ‚Elmina' hatte sich bereit erklärt, uns in Lome abzusetzen."

Professor Haberer fuhr aus Gesundheitsrücksichten mit der „Elmina" über England direkt nach Hause.

Im Tagebuch des Herzogs heißt es weiter:

„Am Abend des 19. Juli lagen wir auf der Reede vor Lagos. Früh erschien Hauptmann Man, der Adjutant des Acting Governors, mit einer Einladung zum Breakfast und Lunch. Im Life-Boot fuhren wir durch die hohen Brecher der Barre, wurden aber nur wenig naß. Außer dem Acting Governor James und seinem Stabe war auch der deutsche Konsul zum Empfang erschienen. Der Aufenthalt war sehr nett und gemütlich. Im Automobil ging es zum Eisenbahnviertel hinaus. Wiederum mußte man über den Unternehmungsgeist der Engländer staunen. Ein ganz neues Viertel war entstanden. Werkstatt reihte sich an Werkstatt. Alles zum Eisenbahnbetrieb Nötige wird hier selber gegossen, geschmiedet und gezimmert. Die neuen Schlafwagen der Linien Baro und Zungeru sind bewundernswert praktisch und die Aufmachung vorzüglich; in allen Wagen brennt elektrisches Licht. Nicht minder erstaunlich ist der Bau der neuen Mole, nach deren Fertigstellung es den größten Seedampfern möglich sein wird, auf gebaggerter Rinne, die sich durch den starken Ebbestrom von selber reinigt, in dem Innenhafen zu löschen. Die Mole wird doppelarmig und



153 u. 154. Der Mao-Kebbi bei Garua. (S. 217.)



155. Rasthaus in Togo. (S. 229.)



156. Der Herzog (1) mit Trierenberg (2) und Heims (3) auf der Radtour nach Atakpame. (S. 229.)

kostet 2 Millionen Pfund. Die Steine und Felsblöcke kommen mit der Bahn vierzig Meilen weit aus dem Innern; sechzig Tonnen gehören dazu, die Mole um einen Fuß zu verlängern.

„Lagos hat sich in den drei letzten Jahren wiederum stark vergrößert. Die gebaggerte Erde wird dazu benutzt, Strecken sumpfigen Terrains zuzuschütten, so daß Baustellen für neue Stadtteile geschaffen werden. Die Ausschüttung des Sandes geschieht mit Hilfe des Luftdrucks vom Bagger aus durch sehr lange Röhren. Die beiden schiffartig gebauten Bagger fassen je tausend Tonnen Sand. Um 3 Uhr kehrte ich mit dem Life-Boot an Bord zurück, und um 5 Uhr setzten wir die Reise fort mit Kurs auf Lome, wo wir am 27. Juli früh ½6 Uhr auf der Reede Anker warfen. Mit sichtlichem Wohlgefallen betrachteten die an Bord befindlichen Engländer das saubere schmucke Stadtbild am Strande, das mit Recht seinen Namen als Schönstes der gesamten Westküste verdient. Bekanntlich ist die große Landungsbrücke am 17. Mai durch eine enorme Dünung von unten aus ihren Stützpunkten gehoben und zwei bis drei Meter tief ins Meer versenkt worden. Elf beladene Eisenbahnwagen waren mit hinabgerollt. So muß jetzt alles durch die Brandung, auch wir mit allem Gepäck und mit unserer Menagerie von 31 Tieren. Es ging aber alles glatt. Da ich mir einen offiziellen Empfang verbeten hatte, waren nur der Gouverneur Brückner, der erste Referent Hermans, Dr. Asmis, Oberleutnant v. Hirschfeld und Oberleutnant Trierenberg am Strande anwesend; letzterer war mir während des Aufenthalts in Togo zugeteilt.

„Auch das Vermessungsschiff S. M. S. ‚Möwe‘ lag hier vor Anker. Bald waren wir im Gouverneurshause, wo Frau Brückner die Honneurs machte. Der Tag verging mit Besuchen, Gegenbesuchen und endete mit einem kleinen Herrendiner. In Lome ist durch den Gouverneur viel zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse getan. Der dichte Busch, der früher ganz Lome durchwucherte, ist zum Teil ganz frei geschlagen, zum Teil sehr gelichtet, und infolgedessen hat die Moskitoplage stark nachgelassen. Das Klima ist kühl; es sind nur 18 bis 22 Grad, die wir Hitzegewöhnten fast als kalt empfanden. Die kommerziellen

Verhältnisse sind dank der neuen Bahn nach Atakpame, die am 1. April 1911 dem Betriebe übergeben worden ist, ständig im Steigen. Die momentan schlechten Landungsverhältnisse tun diesem keinen wesentlichen Abbruch; nur der Hotelbetrieb leidet durch den ausfallenden Besuch, da viele Passagiere fremder Dampfer sich scheuen, durch die Brandung zu gehen, und lieber an Bord bleiben. Ein Schmerzenskind für Lome ist die große Lagune, die sich im Rücken der Stadt meilenweit hinzieht und eine Brutstätte für Moskitos bildet. Ein Teil dieser Lagune soll jetzt zugeschüttet werden. Die Überschüsse der Kolonie betrugen im Jahre 1910 800000 Mark, die jetzt leider auf den Neubau der Brücke verwendet werden müssen.

„Ein Ritt am Nachmittag mit dem Gouverneur, Trierenberg und Heims führte durch die tiefe Lagune in die nähere Umgebung Lomes. Das Wasser reichte uns bis an die Waden. Vor etwa anderthalb Jahren ritt man dort auf völlig trockenem Boden Jagden. Am folgenden Tage wurden Vorbereitungen zu einer zehntägigen Tour gemacht, die Heims und ich in Begleitung des Oberleutnants Trierenberg ins Hinterland machen wollten. Der ursprüngliche Plan, bis Sokode zu fahren, mußte wegen Zeitmangels wieder fallen gelassen werden. Das Programm lautete: mit der Bahn nach Palime, zu Fuß oder Laufkarren nach Misahöhe, dort ein Ruhetag, dann mit der Bahn in drei Tagen nach Atakpame, dort wieder ein Ruhetag, und weiter mit der Bahn nach Nuatjä, ein Ruhetag, und dann mit der Bahn nach Lome zurück. An den Ruhetagen sollen Exkursionen in die Umgegend gemacht werden.

Am 24. um 7 Uhr morgens wurde abgefahren und nach drei Stunden Palime erreicht, wo Professor Mischlich, der derzeitige Bezirksleiter von Misahöhe, mit allen anwesenden Europäern uns auf dem Bahnhof erwarteten. Palime hatte geflaggt, und ein großer Menschenzug begleitete die beiden mit Palmen und kleinen Flaggen geschmückten Laufkarren, die in Ermangelung von Pferden von Leuten gezogen und geschoben wurden. Nach anderthalb Stunden kamen wir an den Fuß des Berges, auf dem Misahöhe liegt, stiegen aus und gingen, da die Strecke zum Ziel zu steil und anstrengend war.

„Misahöhe macht den Eindruck eines kleinen thüringischen Forsthauses mit Wirtschaftsbetrieb. Das Haus ist weiß und mit Schindeln gedeckt und liegt am Bergesrand. Leichte und dicke Nebel umhüllen die Station oft tagelang; wenn aber der Nebel schwindet und die Wolken sich teilen, so geben sie ein Bild von packender Wirkung frei. Aus vorgeschobener Bergeskulisse sieht man weit über die Ebene, aus der sich ganz unvermittelt der Agu erhebt, ein Berg von etwas über tausend Meter Höhe. An seinem Westhange leuchtet, ohne Glas erkennbar, das weiße Haus der evangelischen Mission.

„Ein Nachmittagsspaziergang brachte uns an einen der hier zahlreichen Wasserfälle. Am 25. radelten wir nach einer Tasse Kaffee zur zwölf Kilometer entfernten Zechbrücke. Da die mit Freilauf versehenen Räder bergab liefen, waren wir trotz der vielen Windungen schon nach zwanzig Minuten dort. Während Heims skizzierte, machten Trierenberg und ich einige Aufnahmen, dann folgte ein kleiner Imbiß in einer Schlucht und die Rückfahrt im Laufkarren bis zum Lager der Schlafkranken, das mein früherer Reisebegleiter Dr. v. Raven seit zwei Jahren mit mehr oder minder großem Erfolge leitet.

„Einige gute Resultate sind wohl erzielt, auch ist, wenn ich nicht irre, in einem Fall drei bis vier Jahre nach der letzten Atoxyleinspritzung kein neues Anzeichen von Trypanosoma zu verzeichnen gewesen; aber im allgemeinen muß auch hier der leitende Arzt mit Beschämung feststellen, daß von endgültiger Heilung keine Rede sein kann. Das Schlafkrankheitslager ist eine sehr interessante wissenschaftliche Untersuchungsstelle. Wirtschaftlich hat es gar keinen Wert, und politisch wirkt es geradezu schädigend, da die Leute behaupten, man hole ihnen die ‚Gesunden' fort und mache sie im Lager krank. Die Grenzbevölkerung fängt daher schon an auszuwandern. Um dies zu vermeiden, war seinerzeit mit der englischen Goldküste vereinbart worden, auf jeden Fall Parallelstationen zu bauen.

„Raven hat jetzt 177 Leute im Lager; aber was ist das unter so vielen? Die Hälfte stirbt, und die anderen werden als geheilt entlassen, d. h. die meisten werden später wieder krank, kommen nicht

wieder und sterben im Busch. Hat es für das Gouvernement irgendeinen Zweck, hierfür Geld zu opfern? Gelder, die wirtschaftlich angewendet, einen viel größern Nutzen und Segen schaffen könnten? Die medizinische Wissenschaft darf nicht ruhen, weiter zu forschen, um dem Wesen der unendlich vielen verschiedenen Trypanosomen auf den Grund zu gehen, den Etat der Kolonie sollte man aber nicht belasten.

„Am Nachmittag machten wir noch eine kleine Exkursion nach einem Wasserfall in der Nähe, der fast ganz unbekannt geblieben ist. Am Abend waren v. Raven und der Doktor aus Palime zu Tisch. Es war bitter kalt geworden, und die Nebelschwaden zogen über die Veranda, auf der wir saßen. Am nächsten Morgen erfolgte die Abfahrt zu der Douglas-Pflanzung am Fuße des Aguberges. Wir fuhren bei starkem Nebel und leichtem Regen zu Rad nach Palime, nahmen bei dem Doktor eine Erfrischung, und dann ging es in einem leichten, von Menschen gezogenen Gartenwägelchen drei Stunden bergauf bergab zur Pflanzung. Es folgte die Besichtigung der Ölmaschinen, eines Teils der Pflanzung usw.; nach zwei Stunden Umhergehens langten wir im reizend am Bergrand gelegenen Häuschen des Plantagenleiters an. Es werden angebaut: Ölpalme, Manihot glaziovii (Kickxia gedeiht hier nicht) und Kakao. Da, wo der Plantagenleiter selber die Pflanzung angelegt und unter seinen Händen gehabt hat, steht sie gleichmäßig und gut; in manchen Teilen kann sie nicht befriedigen. Der Palmenbestand befindet sich noch im Versuchsstadium. Die letzte Ernte von 57 Tonnen muß man daher schon als ganz zufriedenstellend bezeichnen.

„Am 27. brachen wir um sieben Uhr früh zu Rad auf, besichtigten eine Nebenplantage und fuhren dann über Palime zu dem Crednerfalle bei Pime. Der Fall stürzt 80 Meter hoch hinab über kahle Wände, sich nach unten ausbreitend; er ist wohl der schönste Fall Togos. Wie die meisten anderen, ist er seinerzeit von Gruner zuerst besucht und von ihm benannt worden. Um $^3/_4$1 Uhr ging es weiter und um 5 Uhr erreichten wir das reizend mit kleinen Fähnchen geschmückte Rasthaus bei Krate. Es gab

lange Steigungen zu überwinden, wo wir als noch nicht wieder Trainierte, öfter gezwungen waren, die Räder zu schieben. Am 28. hatten wir nur 35 Kilometer zu radeln, d. h. wir schoben die großen Steigungen mehr als wir fuhren. Außerdem gab es viele Rinnsale, die durchwatet werden mußten. Lange Strecken fuhr man durch und über Steingeröll. Um ½11 Uhr waren wir in Ele, unserem heutigen Ziel, wo uns wiederum ein kleines Rasthaus aufnahm (Abb. 155).

„Die Landschaft ist waldig und reizend. Überaus anstrengend war für uns der letzte Tag, der uns zu Rad 60 Kilometer über Schluchten, Wasserläufe und Steingeröll nach Atakpame brachte (Abb. 156). Als ich einmal durch einen Wasserlauf radeln wollte, sauste das Vorderrad bis zur Lenkstange hinein, und im nächsten Augenblick lag ich bis zur Brust im Bach. Später hörte ich von Heims, der mir folgte, daß es ihm genau so ergangen war. Ein anderes Mal mußten wir durch einen Flußlauf, der über Felsen rauschte und so reißend war, daß er einem fast die Füße fortriß. An einer quergeschwemmten Liane uns festhaltend, bugsierten wir die Räder einzeln an das andere Ufer. Kaum saßen wir wieder auf dem Rade, so hieß es absteigen, wenn man nicht kopfüber in einen tiefen Graben sausen oder in einer Schlucht oder in einem Sumpfe stecken bleiben wollte. Wir taxierten, mindestens siebzig Mal auf- und abgestiegen zu sein.

„Glücklicherweise waren über die ziemlich breiten Flüsse Amu und Amutscher Brücken in Gestalt von Baumstämmen gelegt. Kurz vor Atakpame warfen wir noch einen Blick auf den Kerstingfall, dann ging es die steile, aber schön gehaltene Straße nach Atakpame selbst hinauf, wo Oberleutnant Stockhausen und die übrigen Europäer uns erwarteten und begrüßten. Der Ort verdankt sein Aufblühen dem Major v. Doering und macht fast den Eindruck eines kleinen Gebirgsbadeortes. Die Mission und das Schwesternhaus, ebenso das Bezirksamt liegen auf den Anhöhen und Hügeln verteilt, das Eingeborenendorf im Tal. Man sieht viele Negerhäuser vollkommen europäischen Stils, Villen mit Veranden und Glasfenstern; eine Versuchspflanzung füllt den Hang bis zum Orte. Wir hatten eigentlich die

Absicht gehabt, den Lokoto, den höchsten Berg zu besteigen, mußten die Partie aber wegen starken Nebels als zwecklos aufgeben.

„Am 31. führte uns ein Extrazug nach Nuatjä, der landwirtschaftlichen Schule. Hier lernen die wißbegierigen Neger nach europäischem Muster unter Leitung des Herrn Dr. Sengmüller pflügen und säen, sowie alle Zweige der Landwirtschaft. Trierenberg hatte Geburtstag, und da wir die Nacht über hier bleiben wollten, sah uns der Abend in fröhlicher Runde beisammen. Morgens machten wir eine Radfahrt zu einer 15 Kilometer entfernten, im Busch liegenden Aufforstung einheimischer Holzarten nach europäischem Muster. Wie überall, so mangelt es auch hier an Arbeitern. Man sieht der Pflanzung die verschiedensten Versuche an, die sich durch unregelmäßiges Wachstum bemerkbar machen. Wieder in Nuatjä angelangt, fanden wir den österreichischen Oberleutnant Kaiser, der den Baron Godelli in der Anlage der neuen Funkenstation Atakpame unterstützt.

„Godelli hat den Triumph gefeiert, von Atakpame direkt mit Nauen, 6000 Kilometer, gesprochen und damit einen neuen Rekord aufgestellt zu haben. Leider waren die Masten kürzlich durch einen heftigen Tornado umgeworfen worden, aber neue sind unterwegs. Man will auch die Fernsprechleitung in Atakpame zu unserer afrikanischen Zentralfunkenstation machen mit Anschlüssen nach Ostafrika, Kamerun und Südwestafrika. Godelli steht in Verbindung mit Arco-Slaby. Die neue Station wird 800 Meter lang und 700 Meter breit und liegt in geschlagenem Urwalde.

„Godelli hatte zuerst ein mit Nauen verabredetes Wort in der Nacht aufgefangen und dorthin zurückgegeben. Nauen war aber ungläubig und gab in der nächsten Nacht zwei andere Wörter, die in Atakpame richtig verstanden und telegraphisch zurückgegeben wurden. Da erst überzeugte sich Nauen, daß das schier Unmögliche Tatsache geworden war, und bewilligte sofort 100000 Mark zum Ausbau der Station. Der Hauptvorteil besteht darin, ganz abgesehen von allem andern, daß man mit unglaublich billiger Taxe wird sprechen können. Eine Erhöhung, aber immer noch unter dem Kabelpreis, wird aber wohl stattfinden, um die Sprechlust etwas einzudämmen.

„Am Nachmittag machte ich mit Trierenberg und Dr. Sengmüller einen Ritt durch die Baumwollfelder und besichtigte die Arbeiter der Ackerbauschule. Am 2. August nachmittags trafen wir wieder in Lome ein, vom Gouverneur, Regierungsrat Hermans und Baron Godelli empfangen, der abends beim Diner im Gouvernement noch eingehend über seine Versuche berichtete.

„Die Tage in Lome vergingen mit allerhand Ritten, Besorgungen, Besuchen und Diners in verschiedenen Häusern, sowie allerart Vorbereitungen für die Abreise am 13. August. Diese Ruhetage wurden nur unterbrochen durch eine Fahrt am 6. August auf S.M.S. ‚Möwe‘, die einen halben Tag dauerte und bei welcher der Kommandant Korvettenkapitän Wodarz und Kapitänleutnant Schlenska uns in die Geheimnisse des Vermessungsdienstes einführten. Vorgeführt wurde ein Drachenaufstieg, Lotungen, Schlamm- und Wasserproben und vieles anderes. Die ‚Möwe‘ schlingerte heftig und manch einem wurde es ‚schwummerig‘. Auf dem Rückweg umkreisten einige Walfische das Schiff, und fast hätte ich mit der Büchse auf einen geschossen. Um 3 Uhr nachmittags landeten wir, ziemlich trocken durch die Brandung sausend, wieder am Strande.

„Am 8. August fuhr ich mit dem Gouverneur, Trierenberg und Heims nach Anecho. In Portoseguro war das Bahnhofsgebäude beflaggt, und die Missionare waren anwesend. In Anecho hatte sich eine große Menschenmenge, an der Spitze die Europäer und die Häuptlingsfamilien, eingefunden. Nach Begrüßung der ersteren erfolgte die Vorstellung der Häuptlinge, die sich alle glücklich schätzten und Gott dankten, diesen Tag noch erlebt zu haben, usw. Der Gouverneur, der ebenfalls zum erstenmal in Anecho war, bekam auch seinen Teil. Schließlich ging es nach einem Besuch in der Mission zum Krankenhause, wo Herr und Frau Dr. Rodenwaldt mit zwei Schwestern einen Imbiß verabreichten. Endlich mußte man an den Weg nach Hause denken; wir bestiegen ein Boot, das uns in dreiviertelstündiger Fahrt über die Lagune zum prächtig gelegenen Bezirksamt brachte. Dieses ist seinerzeit von Puttkamer und daher

großzügig angelegt. Aus allem, was dieser Mann eingerichtet und gebaut hat, sieht man den Gentleman und Lebenskünstler herausschauen. Der Garten gleicht dem einer römischen Villa, natürlich cum grano salis. Das stattliche Gebäude mit dem weiten Platz davor ist in jener längst entschwundenen schönen Zeit entstanden, als noch Pauschalsummen den Kolonien zur beliebigen Verfügung standen.

„Am 9. machten wir eine Rundfahrt von etwa dreißig Kilometern zu Rad um die Märkte an der Lagune. Ich war erstaunt über die Menschenmenge und die Verschiedenartigkeit der feilgebotenen Waren. Palmkerne spielten auch hier eine bedeutende Rolle. Dann setzten wir über die Lagune und frühstückten angesichts einer etwa dreihundertköpfigen Menge, die mit ihren Häuptlingen lautlos zusahen, bis man anfing, Tänze aufzuführen, die mit keinem der früher gesehenen Ähnlichkeit zeigten. Die Fortsetzung konnten wir abends im Mondlicht von einer Terrasse des Rodenwaldtschen Hauses aus beobachten; ich habe selten etwas Stimmungsvolleres gesehen. Man vermißte nur das Nationalkostüm in irgendeiner Form, denn die bekleideten Hosennigger verdarben das Bild. Am 10. August ½7 Uhr morgens erfolgte die Rückfahrt nach Lome, nachdem wir auf ganz vorzüglichen Wegen, die in ganz Togo unübertroffen sind, zum Bahnhof geradelt waren. Am 12. stand ich früh am Strand und sah den Booten zu, die Ladung durch die Brandung löschten. Drei kenterten, andere schlugen voll, die meisten kamen trotz der hohen Brecher glücklich durch.

„Am Nachmittag hatte ich alle Bekannten zu einem Preisschießen auf dem Schießstand im Botanischen Garten eingeladen. Heims hatte eine prachtvolle Ehrenscheibe gemalt, einen Pferdeantilopenkopf in fast natürlicher Größe, den ich gewann. Ich schoß hierbei außer Konkurrenz. Im Hotel Kaiserhof, dessen Leiter Paetow ein Schweriner ist, waren Getränke und ein kaltes Büfett aufgestellt. Trierenberg hatte den Platz sehr hübsch mit Flaggen dekoriert, und alles verlief sehr nett und harmonisch. Leider hatten die Herren von der ‚Möwe' wegen schlechter Brandung nicht landen können. Es war der letzte Abend in Lome.



157. „Simba“ auf der Fahrt nach Europa. (S. 234.)



158. Hyänen an Bord. (S. 234.)



159. Tierleben am Bahr-Keta. (S. 242.)

„Die Zeit in Togo war nicht umsonst gewesen und war gut ausgenutzt worden. Mein Besuch in dieser Kolonie hat mir gezeigt, daß Togos Hinterland wissenschaftlich weniger erschlossen ist, als man im allgemeinen annimmt, und hat in mir den Plan reifen lassen, falls mich ein gütiges Geschick noch einmal hinausführt, Togos Hinterland besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden“.

Zum 13. August hatte sich fahrplanmäßig der Dampfer „König“ angesagt, der uns vom schönen Afrika entführen und nach Hamburg bringen sollte. Schon früh um 6 Uhr gingen wir zum Strand, um voller Sorge nach der Brandung auszuschauen. Draußen auf der Reede lag die kleine „Möwe“, die uns vor Ankunft des „Königs“ aufnehmen sollte. Da die Brandung stärker wurde, entschlossen wir uns zur Überfahrt. Am Strande hatte die Ehrenkompagnie unter Oberleutnant von Hirschfeld Aufstellung genommen. Noch einmal verabschiedeten wir uns von allen Herren, dann ging es, begleitet von Gouverneur Brückner und Oberleutnant Tierenberg hinaus zur „Möwe“. Knirschend rutschte das schwere Boot vom Strande ins Wasser, und kräftige Paddelschläge trieben es vorwärts. Jetzt kam es in den ersten Brecher, der, das Boot hoch aufwerfend, unter uns fortrollte. Mit ganzer Kraft trieben die Leute das Boot vorwärts, um beim Nahen des zweiten Brechers mit Paddeln aufzuhören. Lautlose Stille! Nur ein Gedanke aller: wird das Boot glatt durchkommen oder kentern? Da steht es auch schon oben auf dem Wellenkamm, tief senkt es sich nach vorn über, auch der zweite Brecher rollt hinter uns fort. Wieder ein hastiges Vorwärtsdrängen, und schon läßt die weiße Schaumkrone den dritten Brecher erkennen, der näher und näher rollt. Wieder sind wir oben, wieder schlägt das Boot klatschend in die Tiefe, hochauf spritzt das Wasser, wir sind total durchnäßt. Endlich ist auch die letzte Brandungswoge hinter uns, und das ruhigere offene Wasser ermöglicht ein schnelleres Vorwärtskommen.

Kaum waren wir an Bord der „Möwe“, so hieß es, Schiff in Sicht, es ist der „König“! Auch wir schauten nach der schwachen Rauchsäule am Horizont, die immer näher kam. Langsam tauchte aus

der dunstigen Ferne der Leib des Schiffes auf. Jetzt näherte er sich so, daß wir den Aufbau erkennen konnten. Dicht neben uns machte der „König" fest, und laut ratterten die Ankerketten in die Tiefe. Da lag das stolze Schiff, das uns der Heimat zuführen sollte.

Mit banger Sorge dachte ich an das Verladen unserer Tiere (Abb. 157, 158), aber dieses, wie auch unser Übersetzen, ging glatt vonstatten. Nochmals ein Händedruck, Gouverneur Brückner und Oberleutnant Trierenberg verließen das Schiff, der „König" ging ankerauf.

Langsam entschwand das schöne Lome, mit ihm die afrikanische Küste. Am 23. August liefen wir Teneriffa an, wo zur Zeit der Kreuzer „Berlin" lag, um, von Agadir kommend, hier Kohlen zu nehmen. Der Kommandant machte dem Herzog einen kurzen Besuch, den Se. Hoheit und ich auf der „Berlin" erwiderten. Unter Führung der einzelnen Offiziere besichtigten wir das Schiff und fuhren dann wieder zurück an Bord des „Königs", der Kurs auf Madeira nahm. Ein kleiner Ausflug dortselbst in die Berge bot Abwechslung in der auf die Dauer eintönigen Seefahrt. Am 29. August liefen wir Boulogne an, wo die Herren F. F. Eiffe und Sanne an Bord kamen, um den Herzog willkommen zu heißen.

Abends feierten wir im Musiksalon gesundes Wiedersehen und waren fröhlich beisammen. Als ich dann heimlich hinausging und meine Löwin „Simba" holte, um mit ihr aus dem Dunkel der Nacht im strahlenden Licht des Salons zu erscheinen, da fand das Lachen kein Ende. Am 31. ging der „König" Elbe aufwärts, als die kleine „Lome" herangedampft kam, um Ihre Königliche Hoheit Großherzogin Marie, Seine Königliche Hoheit Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, Seine Hoheit Herzog Paul Friedrich zu Mecklenburg und Ihre Hoheit Prinzessin Marie Antoinette zu Mecklenburg an Bord des „König" zu bringen. Dann ging es durch den Hamburger Hafen, dessen Schiffe Flaggengala angelegt hatten, und bald machte unser Dampfer am Petersen-Kai fest. Wir waren in der Heimat!

Zehntes bis dreizehntes Kapitel.

Zum Nil hinaus.

Von Hauptmann von Wiese und Kaiserswaldau.



Elefanten in der Steppe.

Zehntes Kapitel.

Weiter nach Osten.

Am 1. Januar 1911 verließ ich mit Feldwebel Röder, begleitet von Herrn Ruet, der inzwischen zum Commandant de l'Intendance befördert worden war und nun nach Bangi zurückreiste, auf dem letzten in dieser Saison verkehrenden Scharidampfer Fort Lamy. Ich sollte meinem Auftrag gemäß möglichst schnell über Archambault, Crampel, Sibut nach Possel zurückkehren und von dort aus die Reise den Ubangi entlang nach dem Nil beginnen. Mit dem Zoologen Dr. Schubotz sollte ich mich in Crampel zum Weitermarsch vereinigen. Über diese Rückreise zum Ubangi brauche ich hier nicht besonders zu berichten, da ich wenige Monate vorher die gleiche Route in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatte, worüber ich im zweiten Kapitel berichtet habe.

Die Fahrt begann sofort mit verschiedenen Hindernissen. Am dritten Tage nach der Abfahrt von Lamy erkrankte Feldwebel Röder an Schwarzwasserfieber so heftig, daß ich ihn leider nicht weiter mit mir nehmen konnte. In Mandjafa überließ ich ihn dem von dem gegenüberliegenden deutschen Posten Maniling herbeigerufenen

Sanitätsfeldwebel und sandte Eilboten an unsern am Logone befindlichen Expeditionsarzt Dr. Haberer ab, um diesen möglichst schnell heranholen zu lassen. Röders Erkrankung war für mich besonders bedauerlich, denn ich hatte gerade in ihm eine gute Stütze für den Weitermarsch nach Osten zu finden gehofft. Nun mußte ich leider allein weiterreisen, während Röder zur Hauptexpedition des Herzogs zurücktrat.

Auf der Weiterfahrt hatte ich das zweifelhafte Vergnügen verschiedener unfreiwilliger Aufenthalte durch Maschinendefekte. Wundern konnte ich mich weniger über diese als darüber, daß diese alten Dampfer, der „Léon Blott" und der „Jaques d'Uzès", die seit 15 Jahren ohne Vornahme größerer Reparaturen und unter der unsachkundigen Führung schwarzer Steuerleute immer im Betrieb standen, überhaupt noch aktionsfähig waren. Durch ständiges Aufsetzen auf Sandbänke infolge niedrigen Wasserstandes wurden wir so stark aufgehalten, daß wir erst am 15. Januar in Archambault eintrafen. Wir konnten allerdings immer noch zufrieden sein, daß wir überhaupt mit dem Dampfer bis dorthin gelangten. Der schwarze Kapitän hatte unterwegs öfter bedenklich das Haupt geschüttelt und stark daran gezweifelt, diesen Platz mit seinem Dampfer zu erreichen. In diesem Jahr war der Wasserstand allerdings bedeutend günstiger als sonst. Gewöhnlich kann man vom Januar ab für die Bootreise Fort Lamy bis Archambault zwei bis drei Monate rechnen. Diese Reise ist dann so beschwerlich, daß schon mancher Franzose lieber auf die Urlaubsreise nach Frankreich verzichtet hat, als diese Fahrt zu unternehmen. War doch oft so wenig Wasser im Schari, daß die Boote streckenweise im Sande vorwärtsgezogen werden mußten. Daraus ersieht man wieder, daß der Schari nur in gewissen Monaten des Jahres benutzbar ist und daß daher eine Schienenverbindung von der Westküste Afrikas in das Tschadseegebiet von größter Wichtigkeit sein würde.

Von Archambault aus trat ich den Marsch zu Fuß über Irena und Kabo nach Crampel durch eine wildreiche, aber sonst öde Gegend an, wiederum geplagt von übelstechenden Fliegen. Diese waren besonders bei Irena so zahlreich, daß wir beschlossen, bei Nacht

zu marschieren, am Tage aber unter unseren Moskitonetzen Schutz zu suchen. Verschiedene Wildarten, wie Wasserböcke, Ried-, Sumpf- und Leierantilopen, sowie Hundsaffen konnte ich zur Strecke bringen. Der Untergrund war hier sehr steinig und der Graswuchs daher so niedrig, daß man endlich einmal Wild zu sehen bekam. In Crampel traf ich zu meinem Bedauern Dr. Schubotz nicht an, da er die Briefe des Herzogs und die meinigen unerklärlicherweise nicht erhalten hatte. In Unkenntnis unseres veränderten Programms war er daher nach Norden an mir vorbei nach Archambault marschiert, um mich dort zu treffen. Um nicht zuviel Zeit zu verlieren, und da ich einsah, daß der bestehende Trägermangel, auch wenn wir uns getroffen hätten, kaum ein Zusammenmarschieren gestattet haben würde, beschloß ich, allein an den Ubangi vorauszugehen.

Meine letzte Hoffnung, daß Teile unserer Expedition den Weg nach Dar-Kuti und von da nach Süden über Bria und Muka zum Ubangi nehmen könnten, wurde mir gerade noch kurz vor meinem Abmarsch von Crampel genommen. Eilboten aus Ndele trafen mit der Nachricht ein, daß Sultan Mohammed Senussi von den Franzosen getötet und seine Residenz gestürmt worden sei. Wenn auch der Kampf für die Franzosen glücklich verlaufen war, schien sich die Lage nach dem Kampf doch nicht so günstig zu entwickeln, daß man für unsere Sicherheit Verantwortung übernehmen zu können glaubte. Ferner lag es wohl auch im Interesse der Franzosen, uns als Fremde von diesem Gebiet fernzuhalten, damit wir nicht Augenzeugen der weiteren Ereignisse werden könnten.

Der amtliche Bericht, der von einem „heldenmütigen Kampf" der Franzosen in Ndele sprach, enthielt nach Mitteilungen, die Schubotz in Archambault von Hauptmann C r o s gemacht worden sind, ungefähr folgendes:

„Hauptmann Modat hatte mit seiner nur 225 Mann starken Senegalesenkompagnie die Tollkühnheit besessen, Senussi in seiner Residenz anzugreifen, allerdings in einem sehr geschickt gewählten Augenblick, als nämlich mehr als die Hälfte der Krieger Senussis, 3000 Mann,

unter der Führung des Kriegsministers Allah Djabu zur Bestrafung unbotmäßiger Vasallen Ndele verlassen hatte. Immerhin verfügte Senussi in Ndele noch über 2000 mit Gewehren bewaffnete Krieger, darunter mehrere hundert Kerntruppen, Basinger, die moderne Mehrladegewehre führten.

„Modat, der seit längerer Zeit mit Senussi auf gespanntem Fuß lebte und eine blutige Abrechnung mit ihm schon längst vorbereitet hatte, war durch die Übermacht des Sultans gezwungen, einen unerhört kühnen Handstreich auszuführen. Er verließ eines schönen Morgens mit 185 Senegalesen sein der Residenz Senussis gegenüberliegendes befestigtes Lager in Ndele. Den Rest von 40 Tirailleuren, Kranke und Rekruten, ließ er für alle Fälle zur Verteidigung des Lagers zurück. Seine 185 Mann, wohlausgebildete, mit Hinterladegewehren ausgerüstete Senegalesen, teilte er in drei Abteilungen. Die stärkste, die 80 Mann zählte, marschierte, geführt von Leutnant Grünfelder, einem Elsässer, geradeswegs vor die Residenz, die ‚Tata' des Sultans. Die beiden andern standen gestaffelt auf den Flügeln. Grünfelder schickte einen Boten an Senussi mit der Aufforderung, er möchte zu einer Besprechung herauskommen. Der Sultan, der den Franzosen gegenüber stets ein schlechtes Gewissen hatte, kam; er ahnte vermutlich Schlimmes, erkannte aber sicher den ganzen Ernst der Sachlage nicht. Wie gewöhnlich war er begleitet von seinen erwachsenen Söhnen, darunter Abdum, der als der gefährlichste Feind der Franzosen galt, von seinen Würdenträgern und mehreren hundert bewaffneten Basingern. Grünfelder erwartete ihn vor der Front seiner in Linie aufgestellten 80 Tirailleure. Begleitet von einem weißen Unteroffizier, ging er auf ihn zu und sagte ihm, er habe Befehl, ihn zu verhaften und auf das Fort zu bringen. Gleichzeitig faßte er nach Senussis Handgelenk. Als dieser sich ihm zu entreißen suchte und sich sehr energisch zur Wehr setzte, wurde die Situation kritisch. Die Begleiter Senussis drangen auf Grünfelder ein, worauf dieser seinen Revolver zog und den Sultan durch den Kopf schoß. Gleichzeitig erschoß der Unteroffizier den Thronfolger Abdum. Darauf begannen die



160. Von Wieses ständige Begleiter auf der Reise den Ubangi entlang zum Nil. (S. 244.)



161. Ufer des Ubangi östlich von Possel. (S. 246.)

Tirailleure ein mörderisches Feuer, die Basinger erwiderten es, die Tata war im Nu alarmiert, und man beschoß sich von morgens 8 bis nachmittags 4 Uhr. Zu den ersten Verwundeten zählte Leutnant Grünfelder. Nachmittags 4 Uhr räumten die Basinger nach einem Verlust von 300 Mann endlich die Tata. Die Franzosen drangen ein, verjagten alles, was noch lebte, Pferde, Sklaven und 635 Frauen, den Harem Senussis und seiner Söhne, und sprengten das Pulvermagazin in die Luft. Damit war die Herrlichkeit Senussis zu Ende. Er selber, seine Söhne, sein ältester Enkel und fast alle seine Würdenträger waren gefallen."

Leicht hätte dieser Handstreich mißglücken können, und unabsehbar schlimme Folgen wären dann für die Franzosen eingetreten. Das ganze Land auf dem rechten Ufer des mittlern Schari wäre ihnen verloren gegangen, und der wichtigste Verkehrsweg des Landes, der Schari-Gribingi, wäre unterbunden worden. Der Erfolg sprach jedoch für Kapitän Modat und seine Truppen.

Endlich war nun auch die 1898 erfolgte Ermordung des Forschungsreisenden Crampel gesühnt, denn Senussi war es gewesen, der diese veranlaßt und sich die zahlreichen Gewehre und die Munition des Forschers angeeignet hatte. Bisher waren die Franzosen zu schwach gewesen, um diese Schandtat zu rächen und hatten stets so gehandelt, als wenn sie Senussi keine Schuld zuschöben. Sie mußten sich aber sagen, daß der stets unsichere Mohammed Senussi gerade jetzt sehr gefährlich werden könnte, falls er ihre bedrängte Lage in Wadai ausnützte. Sie mußten ihm daher zuvorkommen.

Auf der Route Crampel-Sibut, wohin ich nun marschierte, herrschte reges Leben. Ein Offizier arbeitete dort mit 600 Leuten an der Automobilstraße, über deren Bedeutung ich im zweiten Kapitel berichtet habe. Ferner traf ich etwa 2000 Eingeborene mit Lasten für den Bau der Telegraphenlinie von Bangi nach dem Tschad, eine aus dem Senegal für Wadai gesandte Ersatzkompagnie, größere Lebensmittel- und Munitionstransporte und schließlich 59 europäische Offiziere, Ärzte und Unteroffiziere, die direkt aus Frankreich als Verstärkung

für Wadai eingetroffen waren. Darunter befand sich auch Oberst Largeau, der Nachfolger des bei Abescher getöteten Oberst Moll. Dieser sollte den großen Schlag gegen die Wadai und Massalit führen, wozu ihm 4 Bataillone Senegalschützen mit Kavallerie und Artillerie zur Verfügung standen.

Die Transporte nahmen natürlich das kärglich vorhandene Trägermaterial und alle Boote vollkommen in Anspruch. Würde sich jetzt unsere gesamte Expedition auch noch auf dieser Route befunden haben, so wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, uns irgendwelche Transportmittel und Träger zur Verfügung zu stellen. Wir hätten uns wahrscheinlich monatelang damit beschäftigen müssen, auf der öden Verkehrsstraße abwartend herumzuliegen. Auch aus diesen und nicht nur aus politischen Gründen stellte sich also die Teilung der Expedition als unbedingt erforderlich heraus.

Während ich den Marsch nach Possel fortsetzte, unternahm Dr. Schubotz von Archambault aus in das Gebiet östlich des Schari eine Tour an den Bahr-Salamat und Bahr-Keta (Abb. 159) in ein wildreiches Gebiet, wo sich ihm als Zoologen endlich ein reiches Arbeitsfeld bot. Weiter nach Osten, auf Ndele zu, vorzudringen, wurde ihm leider nicht gestattet, da die politische Lage in Dar-Kuti sich inzwischen nicht verbessert hatte. Über Archambault trat er einige Wochen später auf dem westlichen Ufer des Gribingi den Rückmarsch nach Crampel an und folgte meiner Route.

Ich selbst war inzwischen in Fort Sibut eingetroffen und fand die Aussicht, für mich Träger zu erhalten, so schlecht, daß ich beschloß, mit Booten den Tomi- und Kemofluß abwärts nach Possel zu fahren. Diese Bootfahrt auf dem 6 Meter breiten Fluß, der sich, von etwa 5 Meter hohen, steilen Uferwänden eingerahmt, in unzähligen Windungen dahinschlängelte, dauerte dank der Faulheit der Ruderer fünf Tage, während man sonst diese Strecke zu Fuß bequem in drei Tagen zurücklegen kann. Zu beiden Seiten des Flusses begannen die Eingeborenen gerade das Gras zu brennen und in Verbindung damit ihre geräuschvollen Treibjagden auf das durch das Feuer aufgescheuchte

Wild zu veranstalten. Blutrot färbte sich allabendlich der Himmel vom Feuerschein der glühenden Steppe, und weithin hörte man das Prasseln und Knacken der brennenden Bäume und Schilfgräser. Durch den Wind getrieben, wirbelten in der Luft unzählige Ascheteilchen umher, so daß man im Gesicht beständig wie ein Neger aussah und üble Augenentzündungen die Folge waren.

In Possel fand ich wiederum keine Nachricht von Schubotz vor. Ich wußte damals noch nicht, daß er sich vom Herzog die Genehmigung erbeten hatte, nicht mit mir dem Ubangi entlang zum Nil zu gehen, sondern von Yakoma aus, dem Lauf des Uelle folgend, nach Lado zu marschieren. Der große Kongourwald mit seinen Geheimnissen und die Aussicht, einige der wertvollen Okapis zu erlegen, reizten ihn mehr als der Marsch durch die Sultanate und den Bahr-el-Ghazal. Wie Schubotz schrieb, hieße für ihn meine Route zu wählen nichts anderes, „als den täglichen Kampf gegen den passiven Widerstand einer an Autorität armen Regierung, einer indolenten Bevölkerung und eines durch Überschwemmungen schwer passierbaren Landes fortzusetzen". Ich war mir dieser Schwierigkeiten wohl bewußt. Da es aber im Programm unserer Expedition lag, gerade die drei großen Sultanate des Mbomudistrikts zu besuchen und dort ethnographisch zu arbeiten, so ließ ich mich trotz allem von meinem Entschluß nicht abbringen. Ich bedauerte allerdings lebhaft, den Marsch mit Schubotz nicht gemeinsam fortsetzen zu können, zumal ich schon auf die Begleitung des Feldwebels Röder hatte verzichten müssen. —

Außer der berühmten, für die Franzosen so unglücklich verlaufenen militärischen Expedition des Kommandanten Marchand nach Faschoda hatte keine Expedition und vor allem keine mit wissenschaftlichen Zwecken die Gegenden, die mein Arbeitsfeld bildeten, bereist. Erst im Gebiet der Asande oder Niam-Niam traf meine Route mit der Junkers und im Gebiete des Sueh-Flusses im südlichen Bahr-el-Ghazal mit der Schweinfurths zusammen. Sammlungen vom Mbomulande gab es in deutschen Museen überhaupt noch nicht, und die Kenntnis der Geschichte der Sultanate und ihrer Bewohner war noch sehr gering.

Diese dankbare Aufgabe mußte mich reizen! Denn es gibt nichts Schöneres, als in Gebiete einzudringen, die weitab von der üblichen Straße liegen und deren Kenntnis mit dazu beitragen kann, die dunkelsten Stellen des schwarzen Erdteils zu erhellen. Ich trat daher freudigen Herzens meinen Marsch nach Osten an, immer mit dem Bestreben, den Nil zu erreichen.

Da ich die Überzeugung gewann, daß viel Gepäck und Personal mir auf meinem Weitermarsch bei den schwierigen Transportverhältnissen nur hinderlich sein würden, so ließ ich alles, was mir irgendwie entbehrlich schien, in Possel zurück. Meine Kolonne bestand weiterhin außer mir nur aus einem Bornumann als Koch, zwei Suaheliboys, die mich schon auf den früheren Expeditionen in Afrika begleitet hatten, zwei Jaundeleuten, ehemaligen Soldaten der Schutztruppe in Kamerun, und vierzig Lasten (Abb. 160). Die übrigen Leute, die ich als Ruderer und Träger zu meiner Fortbewegung brauchte, mußte ich mir fast täglich von Dorf zu Dorf anwerben. Selten gelang es, Eingeborene zu finden, die sich bereit erklärten, auf einige Tage mitzugehen. Dieser fortwährende Wechsel des Personals brachte natürlich die größten Unzuträglichkeiten mit sich, da die Leute entweder sich überhaupt weigerten, für mich zu arbeiten, oder kaum glaubliche Lohnforderungen stellten. Der übliche Lohnsatz für die Ruderer am Ubangi betrug zwei Franken täglich und freie Verpflegung. Auf europäische Verhältnisse übertragen, würde dies ungefähr so viel wie zwanzig Mark sein. Oft traten die Ruderer wohl ihren Dienst an, weigerten sich aber unterwegs, weiterzufahren, falls ich ihnen nicht außer ihrem Lohn ein hohes Geschenk in Aussicht stellte. Da halfen nur die energischsten Maßnahmen, oder wenn diese fehlschlugen, klein beizugeben. Sehr oft suchten die Leute einfach das Weite, und dann saß man weit von dem nächsten Dorfe entfernt ohne Leute. Die Regierungsposten gewährten keine Hilfe, denn einmal waren die Entfernungen zwischen den einzelnen Stationen viel zu groß, um im rechten Moment Klagen anbringen zu können, und wenn man es tat, war meist ein bedauerndes Achselzucken des betreffenden Beamten die Antwort. Die Auto-



162. Galeriewald am Ubangi. (S. 246.)



163. Bandafrauen vom Stamme der Togbo. (S. 247.)

164. Banzirifrau beim Frisieren. (S. 248.)

rität der Verwaltungen und ihre Machtmittel waren eben zu gering, um durchgreifende Reformen einführen und die Widerwilligen bestrafen zu können. An der Straße Possel-Crampel zwang die rauhe Notwendigkeit das Gouvernement zu amtlicher Trägerrequisition, nicht aber am Ubangi und Mbomu, wo keine großen Transporte passieren. Die wenigen Handelsgesellschaften hatten ihr eigenes, fest engagiertes Personal, und die Regierungsangestellten kamen fast niemals aus ihren Stationen heraus. War aber wirklich einmal ein Regierungstransport nötig, so borgte sich die Verwaltung von den Faktoreien Boote, Ruderer oder Träger.

Mit den in anderen Kolonien üblichen Tauschmitteln, wie Stoffen, Perlen, Tabak und ähnlichem fand ich nicht allzu große Gegenliebe. Andere kostbare Geschenke mit mir zu führen, mit denen man sich das Herz der Neger hätte erobern können, erlaubten aber die schwierigen Transportverhältnisse nicht. Der Transport meiner vierzig Lasten bereitete schon Schwierigkeiten genug. In dieser Lastenzahl waren enthalten: Zelt, Bett, Tisch, Koffer mit Bekleidung, Medizin, Munition, Gewehre, photographische Apparate und Platten, Kochgeräte, Tauschwaren, Salz, Verpflegungs- und Getränkkisten usw. Keine Last durfte mehr als 25 Kilogramm wiegen, da die des Tragens ungewohnten Leute sie sonst nicht hätten fortschaffen können.

Von Fort de Possel nach Mobaye rechnet man zehn Tage Bootfahrt. Während der Regenmonate wird die Strecke in vier Tagen von zwei kleinen, der Gesellschaft „Transports généraux du Haut Oubangui" gehörigen Dampfern befahren. In der Trockenzeit, in der wir uns damals scheinbar befanden, ist die Schiffahrt infolge der vielen Sandbänke unterbrochen, und man ist auf kleine Stahlboote oder Einbäume der Eingeborenen angewiesen. Ich hatte vorsichtigerweise bereits durch Eilboten von Crampel aus fünf solcher Eingeborenenboote bestellt und hatte diese auch bei meinem Eintreffen in Possel vorgefunden. Auf die Benutzung der viel bequemeren Stahlboote, die etwa zwei Tonnen Ladung nehmen und natürlich viel geräumiger sind, hatte ich nicht zu hoffen gewagt. Am Abend des 18. Februar machte

ich mit den Besitzern der Boote einen Vertrag, nach welchem diese sich verpflichten mußten, mich nach Mobaye zu rudern. Als ich jedoch am 19. Februar früh meine Lasten am Ufer des Flusses bereitgestellt hatte und sie verladen wollte, waren Boote und Ruderer nicht zur Stelle. Statt dessen erschien ein französischer Kaufmann von zweifelhaftem Aussehen und bedeutete mir, daß er inzwischen meine Ruderer für sich verpflichtet habe und ich mir andere suchen müßte. Da ich nicht willens war, mich in weitere Erörterungen einzulassen, begab ich mich klageführend zur Station. Dank dem energischen Eingreifen des Bezirkschefs wurden denn auch die Leute aus ihren entfernt liegenden Hütten herbeigeholt, um ihren Dienst bei mir anzutreten. Wie sich herausstellte, hatte der französische Kaufmann meine Leute bestochen, mich im Stich zu lassen und ihn selbst nach Bangi zu rudern. Nach diesem Zwischenfall war ich gegen Mittag endlich so weit, um mit meiner Flottille von fünf Einbäumen die Fahrt antreten zu können.

Besondere Reize bot die Flußfahrt nicht. Die ersten Tage hinter Possel war der Fluß noch von hohem Galeriewald (Abb. 161, 162) eingerahmt. Später hörte dieser jedoch vollkommen auf, und kahle Höhenzüge begleiteten den Fluß. Die Breite des Ubangi schwankte zwischen einem und anderthalb Kilometer. Da wir stromaufwärts fuhren, ging die Fahrt sehr langsam vonstatten; durchschnittlich legten wir in der Stunde nicht mehr als zwei Kilometer zurück. Anfangs war es ganz angenehm, im langen Stuhle ausgestreckt, ohne jede körperliche Anstrengung auf dem Fluß dahinzugleiten. Hatte man aber zwölf Stunden bei sengender Hitze in dem engen Boote ausgehalten, das bei jeder schärfern Bewegung umzuschlagen drohte, so war man am ganzen Körper wie zerschlagen und froh, am späten Nachmittag zum Lagern an Land steigen zu können. Auch gehörte es nicht zu den Annehmlichkeiten, mit den eng verstauten Lasten und einem Dutzend Banziriruderern den Tag über auf so engem Boote zusammengepfercht zu sein. Diese Kerls schwatzten und sangen unaufhörlich und verbreiteten nicht gerade die Wohlgerüche Arabiens um sich. Ihre

geräucherten Fische und der geröstete Maniok konnten selbst die abgehärtesten Nasen zur Verzweiflung bringen. Aus diesem Grunde waren auch die Düfte im Lager nicht besser. Ich habe daher stets vorgezogen, mein Zelt möglichst abseits von den Leuten aufzuschlagen.

Erst am Abend, bei Einsetzen eines frischen, kühlen Windes, der über den Fluß strich, und nach Erledigung der üblichen Besuche der Dorfchefs und ihrer Klienten trat Ruhe ein. Dann fand man Muße, bei Untergang der nunmehr lieben Sonne, die am Tage ein rechter Plagegeist war, auszuruhen und sich dem Genusse der schön beleuchteten Flußlandschaft hinzugeben. Das versöhnte wieder mit den Unbilden und Beschwerden des Tages. Lange dauerte allerdings die Ruhe nicht, denn bald nach Sonnenuntergang kamen unzählige Moskitos angeschwirrt, um ihr blutdürstiges Handwerk auszuüben. Nur bei Vollmond waren die Tierchen etwas zurückhaltender.

Ich hatte geglaubt, wir befänden uns in der Trockenzeit und daher in einer ganz regenlosen Periode, wurde aber schon am ersten Tage eines bessern belehrt. Wenige Stunden hinter Possel erhob sich ein gewaltiger Tornado mit Strömen von Regen, so daß meine Boote hin und her geworfen wurden und ganz voll Wasser schlugen. In einer Bucht mußten wir Zuflucht suchen. Ein Boot schlug leider um, und ich verlor eine Anzahl schwer entbehrlicher Lasten. Auch die Nacht über tobte ein Tornado, durch den eines meiner Boote vom Ufer losgerissen und führerlos stromabwärts getrieben wurde. Glücklicherweise blieb es an den Uferbäumen nach etwa fünf Kilometern hängen, so daß ich es am nächsten Mittag wieder erhielt.

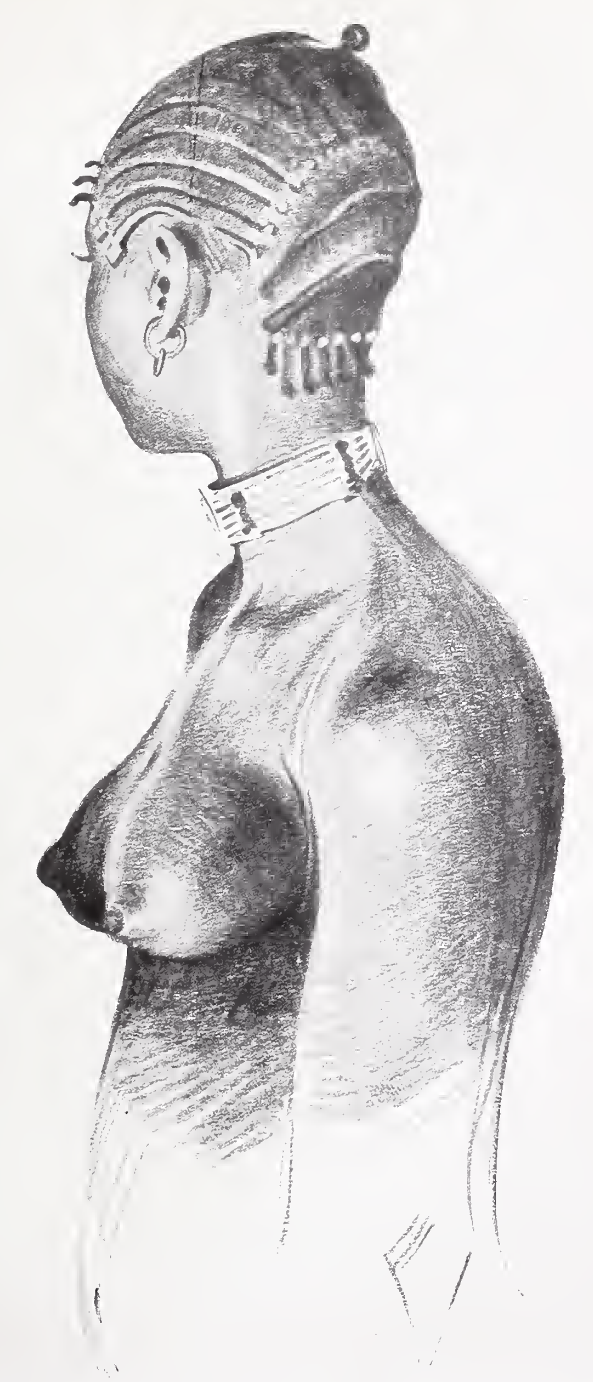
Den ersten Halt machte ich in Bessu auf der katholischen Missionsstation Sainte Famille, wo ich bereits im September des vorhergehenden Jahres geweilt hatte; ich hatte damals bei dem zur Bandagruppe gehörenden Stamm der Togbo (Abb. 163) Studien gemacht und Sammlungen angelegt. Der Superior Pater Cotelle nahm mich sehr liebenswürdig auf und zeigte mir voll Stolz seine Station. Er führte mir die aus Missionsknaben gebildete Musikkapelle vor und kredenzte mir auch von seinem selbst gebrauten Bier und Schnaps.

Die Mission machte einen saubern Eindruck. Das zweistöckige, aus gebrannten Ziegeln gebaute Wohnhaus war das schönste, das ich im ganzen französischen Kongogebiet je gesehen hatte. Der Hof mit den Wirtschaftsgebäuden und Werkstätten, die Pflanzungen, die Pferde-, Rinder-, Schweine- und Ziegenherden erinnerten an eine deutsche Musterwirtschaft. Die ganze Anlage bestand bereits seit etwa 15 Jahren. Weiter nach Osten gibt es keine Missionsstation mehr, ebenso wenig nördlich des Ubangi und im Tschadgebiet.

Am nächsten Morgen verhinderte wiederum ein Tornado die rechtzeitige Abfahrt. Erst gegen Mittag fuhr ich nach Zanga, das an den gleichnamigen Stromschnellen gelegen ist; hier befindet sich ein Posten, der gewöhnlich mit drei Milizsoldaten besetzt ist. Wenige Tage vor meinem Eintreffen war einer dieser Soldaten den Kannibalen zum Opfer gefallen. Am Flusse selbst war man zwar sicher, aber schon wenige Kilometer im Innern lief man stete Gefahr vor diesen Menschenfressern. Die Banda sind mit der Ankunft der Europäer noch recht wenig einverstanden.

Von Possel aus sitzen unmittelbar am Flusse die Banziri bis östlich Kuango und weiterhin die Buraka bis zwei Tage westlich Mobaye. Diese beiden Stämme sind scheinbar die ältesten Bewohner des Flußgebiets. Sie treiben keinen Ackerbau, sondern leben nur von Fischerei. Sie sind Besitzer sämtlicher Boote auf dem Flusse und fahren mit diesen handeltreibend auch bis weit in die Nebenflüsse hinauf. Dabei tauschen sie ihre Fische gegen Feldfrüchte ein und betreiben einen lebhaften Sklavenhandel. Man mietet sie als Ruderer, da die Banda keinerlei Boote besitzen und daher auch des Ruderns unkundig sind.

Banziri und Buraka haben die gleiche Sprache. Sie sind gut gewachsen und sehr gewandt, aber nicht gerade bescheiden und sehr diebisch. Die Frauen, die als die schönsten der Gegend gelten, tragen kunstvolle Haarfrisuren, deren Herstellung und Instandhaltung einen großen Teil ihrer Tagesarbeit ausmacht (Abb. 164) Diese Haartollen, die meist mit kleinen weißen oder roten Perlen durchflochten sind (Abb. 165),



165. Banzirimädchen mit perlendurchflochtener Frisur. (S. 248.)



166. Fischreuse der Banziri. (S. 249.)



167. Sangokinder mit Perlenkopfschmuck. (S. 249.)

wiegen oft mehrere Kilogramm. Die Perlen kursieren als beliebtes Zahlungsmittel. Für einen Teelöffel voll Perlen erhält man zwei Eier, für drei Löffel ein Huhn. Bei Mbrunga, einem der größten Chefs der Banziri, lagerte ich einige Tage, um Sitten und Gebräuche dieses Stammes kennen zu lernen. Große Dörfer fand ich bei den Banziri und Buraka nicht, meist nicht mehr als 50 Hütten zusammen. Besondere Beachtung schenkte ich den gut geflochtenen Fischnetzen, Körben und sonstigen Fischereigeräten (Abb. 166), die überall am Fluß die Bedeutung der beiden Stämme als Fischervolk verrieten.

Da mich ein Malariafieber mit nachfolgendem Schwarzwasserfieberanfall packte, machte ich einige Ruhetage in Kuango, das nach dem Nebenfluß des Ubangi, dem Kuango, genannt ist. Unweit von meinem Lager befand sich eine Faktorei der Kuango-Konzessions-Gesellschaft, einer der vielen Gesellschaften, die in ihrem Gebiet das alleinige Recht haben, Kautschuk und Elfenbein aufzukaufen. Der Hauptplatz dieser Gesellschaft ist Bambari am obern Kuango, wo auch demnächst eine Tirailleurkompagnie in Garnison gelegt werden soll, da die Bewohner des Kuango, die Longuassi, ständig im Aufruhr begriffen sind. In dem Gebiet westlich von Bambari hatte vor kurzem erst ein Kriegszug des Bezirksleiters aus Possel gegen die Longuassi stattgefunden, weil diese verschiedene Milizsoldaten getötet und natürlich aufgegessen hatten. Es wird leider gegen diese Stämme nicht energisch genug vorgegangen, da das französische Gouvernement die Kosten für die dazu nötigen Truppen scheut. Die wenigen vorhandenen Truppen waren nun obendrein nach dem Tschadseegebiet gesandt worden.

Von Kuango weiterfahrend, traf ich unterwegs den aus Mobaye abgelösten und heimwärts fahrenden Hauptmann Devaux, der mir Aufschluß über die Verhältnisse seines Bezirks gab. Am 1. März lagerte ich zum ersten Male in einem Dorf der Sango, beim Chef Mambetto.

Die Sango (Abb. 167, 168) sind von Beruf ebenfalls Fischer (Abb. 169) und Ruderer. Ihre Dörfer sind größer und ihre Hütten

viel höher und spitzer als die der Banziri und Buraka und verraten daher schon von weitem den Eintritt in das Gebiet eines neuen Volksstamms. Sie liegen auch stets unmittelbar am Fluß. Direkt hinter ihnen beginnt das Land der ackerbautreibenden Bubu, die das gesamte Gebiet nördlich von Mobaye bewohnen. Nördlich der Bubu wohnen die Yagba, Sabanga, Linda und Moruba, von denen die drei letzteren Bandastämme sind. Die Sprache der Sango ist als Handels- und Verkehrssprache am Ubangi südlich bis Libenge und im Osten bis zu den Asandesprachen hin im Gebrauch. Allerdings wird sie meist nicht rein, sondern mit vielen anderen fremdsprachigen Wörtern durchsetzt gesprochen. Ihre Kenntnis ist für den Europäer im französischen Gebiet ebenso erforderlich wie die des Kisuaheli in Ostafrika.

Am 2. März traf ich in Mobaye (Abb. 170) ein, dem Sitz der Bezirksverwaltung und Garnison einer Tirailleurkompagnie, von dem stellvertretenden Kommandanten Leutnant Rouget aufs freundlichste begrüßt und aufgenommen. Mobaye ist in den Regenmonaten der Endpunkt der Schiffbarkeit für Dampfer. Über die dicht bei der Station gelegenen Stromschnellen können größere Fahrzeuge nicht hinwegfahren, so daß Umladungen notwendig werden. Auf der Station, einer Schöpfung des sehr verdienstvollen Hauptmanns Jaquiers, fand ich gut gebaute Häuser, einen Park mit Bambus-, Mango- und Palmenalleen und verschiedene Kaufläden. Frisches Gemüse, Milch, Butter für die Europäer und Nahrung für die Eingeborenen war reichlich vorhanden, für uns nach der kärglichen Verpflegung im Gribingigebiet eine wahre Wohltat. Alle fünf Tage fand auf der Station ein Lebensmittelmarkt für die umwohnenden Eingeborenen statt, den einzurichten der Verwaltung große Mühe gekostet hatte (Abb. 171). Leider griff auch im Bezirk Mobaye die Schlafkrankheit bedeutend um sich, so daß man große Entvölkerung befürchtete. Dicht bei der Station besuchte ich große Sangodörfer, die mir reichliche Gelegenheit zu ethnographischer Tätigkeit boten. Nach Norden war ein Eindringen weiter als einen Tagesmarsch in das Bubugebiet nicht möglich, ohne von den Eingeborenen angegriffen zu werden. Jedoch waren militärische Operationen, die

der Unbotmäßigkeit der Bubu sicherlich Einhalt geboten hätten, vom Gouvernement verboten, und grollend mußten die Soldaten das Treiben mit ansehen, ohne eingreifen zu können.

Hier gibt es noch viel Arbeit für die Truppen, denn diese Gebiete kann man noch nicht als unterworfen bezeichnen. Ein Besuch beim Bubuhäuptling Otto, der auf einem Höhenzug dicht bei Mobaye residierte, machte mich mit seinem Stamm näher bekannt.

Gegenüber Mobaye liegt auf belgischer Seite die Station Banzyville, wo ich den belgischen Leutnant Scharf als Kommandant traf. Belgier und Franzosen unterhielten hier die besten Beziehungen zueinander. Im belgischen Gebiet schienen mir die Eingeborenen disziplinierter und mehr in der Furcht des Herrn erzogen, da dort ein strenges Regiment herrscht, das nicht zögert, gegen widerspenstige Häuptlinge mit Waffengewalt einzuschreiten. Daher waren Ruderer und Träger bei den Belgiern leicht zu haben, bei den Franzosen Ruderer selten, Träger überhaupt nicht.

Große Freude machte mir in Mobaye ein zahmes Elefantenweibchen, Mademoiselle Mobaye genannt, das höchst gemütlich in treuer Freundschaft mit Mensch und Tier, namentlich mit einer zahmen Schweineherde, auf der Station herumlief. Täglich nahm es ein Bad in den kühlen Fluten des Ubangi und bevorzugte stets den Badeplatz der Schwarzen, die diese Aufmerksamkeit durch allerlei Scherze erwiderten. Sie wälzten sich mit Mademoiselle Mobaye im Wasser herum, zogen sie am Schwanz und Rüssel und ritten auf ihr spazieren (Abb. 172). Auch auf belgischer Seite, in Banzyville, befand sich ein sechsjähriger zahmer Elefant; doch war dieser nicht so zugänglich; er machte sich oft durch intensive Revision der Lebensmittelkörbe und Kochtöpfe der Schwarzen unbeliebt und konnte sogar recht bösartig werden. Daher ging man mit dem Gedanken um, das Tier abzuschießen. Zur Arbeit waren beide Elefanten noch nicht abgerichtet.

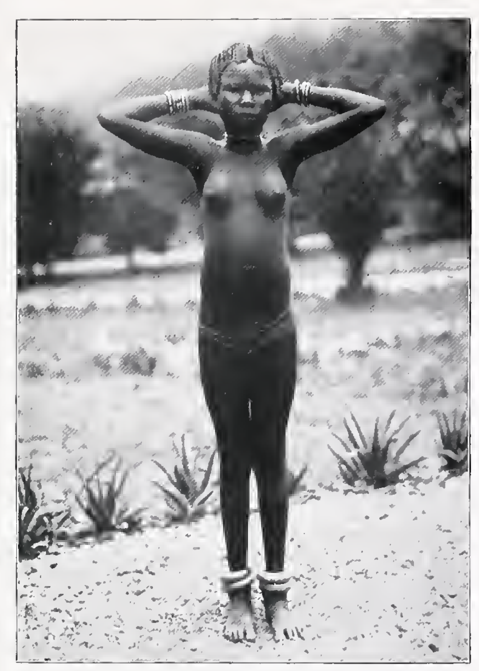
Da es mir aus politischen und technischen Gründen von der französischen Verwaltung nicht empfohlen wurde, von Mobaye aus nach Osten auf dem rechten Ufer, also nördlich des Flusses weiterzugehen,

mir aber die Fahrt auf dem Fluß selbst nicht abwechslungsreich genug erschien, beschloß ich, auf dem linken Ufer, auf belgischer Seite, den Weitermarsch anzutreten. Ich siedelte daher von Mobaye mit meinen Leuten und Lasten nach Banzyville über, fand dort bei Leutnant Scharf liebenswürdigste Aufnahme und traf zu meiner großen Freude auch den Chef des belgischen Ubangidistrikts, Kommandant van der Cruyssen aus Libenge.

Banzyville ist ein sehr gut gebauter und sauber gehaltener Offiziersposten. Es ist eine wahre Freude, all die schönen Gartenanlagen, Palmenalleen, geräumigen Steinhäuser, tadellos sauberen Soldatenhütten usw. zu sehen. Auf viele Kilometer weit schließen sich Kautschukplantagen an die Station an, die in einigen Jahren vielleicht einen Ertrag erhoffen lassen. Allerdings soll der Boden dafür wenig geeignet sein.

Ich sandte einen Teil meiner Lasten mit meinem fußkranken Boy Masudi im Boot nach Yakoma und trat selbst am 15. März mit einer Eskorte von 13 belgischen Soldaten des Leutnants Scharf den Marsch nach Osten an. Ich durchzog ein Gebiet südlich des Ubangi, das von kleinen, zur Sangogruppe gehörenden Volksstämmen bewohnt ist. Diese sind im Gegensatz zu den flußbewohnenden Sangos Ackerbauer, haben aber sonst die gleiche Sprache und Sitten wie die Sango selbst. Zu diesen gehören die Gunda, Buado, Buao, Dondu, Bassa, Basseri, Bongo.

Bei allen diesen Sango fand ich eine mir bis dahin unbekannte Sitte. Die Mädchen, die zur Heirat reif sind, lassen sich das Haar lang wachsen und verflechten es mit langen Schnüren von der Farbe ihres Haares, so daß dies auf den ersten Anblick den Anschein erweckt, als ob sie wie die Europäerinnen langes Haar trügen (Abb. 174). Bekanntlich schneiden sonst die Neger ihr Haar kurz ab. Beim Tanz tragen diese Mädchen eine Art Trommel auf dem Rücken, über welche das Haar oder der Ersatz dafür ausgebreitet herunterfällt, so daß es voll zur Geltung kommt. Auf diese Weise suchen sich die heiratsfähigen Töchter des Landes in den Augen der Freier begehrenswerter zu machen. Oft findet man, daß sie das Haar für gewöhnlich nicht



168. Junges Sangomädchen. (S. 249.)



169. Sangomädchen mit Handfischkorb. (S. 249.)



170. Blick auf die Station Mobaye. (S. 250.)

lang herunterfallend tragen, sondern es kunstvoll in einer Turbanfrisur um den Kopf legen (Abb. 175). Nur die Jungfrauen tragen diese Frisuren. Am Tage der Hochzeit schneiden sie das Haar oder den Ersatz dafür ab und werfen es in die Fluten des Ubangi.

In den ersten Tagen meines Marsches fand ich bewohnte Dörfer vor, am vierten Tag jedoch nur verlassene Ortschaften. Die Schlafkrankheit hatte hier, nachdem sie viele Opfer gefordert hatte, die Bevölkerung vertrieben. In Wote machte ich halt, um auf Kommandant van der Cruyssen und Leutnant Scharf zu warten, die Yakoma ebenfalls besuchen wollten. Der gemeinsame Weitermarsch führte durch eine Gegend, in der tropischer Wald mit Grasparzellen abwechselte. Diese Waldstücke sind wohl nördliche Ausläufer des großen Kongowaldes, dessen Nordgrenze sich etwa zwei Tagereisen südlich des Ubangi hinzieht. Wir hatten auf diesem Marsch reichliche Jagd erhofft, sahen aber fast gar keine Antilopen, jedoch sehr viele Büffel- und Elefantenfährten. Eines Morgens bemerkten wir im niedrigen Grase eine etwa 20 Köpfe starke Rotbüffelherde; wir ließen die Karawane halten und pirschten uns, den Tieren den Weg abschneidend, heran. Wir hatten das Glück, zur rechten Zeit zur Stelle zu sein, um aus nächster Entfernung zu Schuß zu kommen, und erlegten drei kapitale Bullen und einen jungen Büffel. Kommandant van der Cruyssen brachte in den nächsten Tagen noch drei Stück zur Strecke.

Da ich bis Dido, zwei Tage vor Yakoma, auf Elefanten noch nicht zu Schuß gekommen war, beschloß ich, nicht weiter mit den beiden anderen Herren zu marschieren, sondern ein Jagdlager bei Dido zu beziehen. Es begannen nun für mich zwar sehr anstrengende, aber auch sehr genußreiche Tage. Täglich vor Sonnenaufgang brach ich vom Lager auf und folgte, von ortskundigen Eingeborenen geführt, manchmal bis zum späten Abend den Fährten frisch gespürter Elefanten; meist mußte ich in gebückter Stellung durch den Urwald kriechen und ständig wurde ich durch Lianen und Dornenranken behindert. Oft war ich im dichten Busch den Elefanten auf wenige Meter nahe, da verriet mich das Knacken eines Astes oder das Rascheln des Laubes, und weg war

die schon so nahe Beute! Setzte sich aber in dieser Gegend ein Elefant, der Witterung von seinen Verfolgern hatte, erst einmal in Bewegung, so konnte man kaum darauf rechnen, ihn am gleichen Tag noch einzuholen. Einmal kam ich auf etwa 6 Meter Entfernung im dichtesten Wald auf einen scheinbar starken Elefanten zu Schuß, konnte aber natürlich durch das Laub des Unterholzes nicht sicher zielen. Der Elefant brach aus und ward, obgleich ich ihm sechs Stunden lang folgte, nicht mehr gesehen. Wenig angenehm war es, diese sechs Stunden auch wieder zurück und noch weiter bis zum Lager marschieren zu müssen. Eines andern Tags traf ich in übermannshohem Grase auf Elefanten und konnte von einem Termitenhügel aus eine etwa 12 Stück zählende Herde bequem beobachten, bis ich mir den stärksten Bullen herausgesucht und erfolgreich aufs Korn genommen hatte. Selten hat man das Glück, auf einer der im Wald eingestreuten Grasparzellen am frühen Morgen die Tiere bei der Äsung zu finden. Dann kann man sich bei gutem Wind geräuschlos bis auf wenige Meter heranpirschen und einen guten, sichern Schuß anbringen. Auf diese Weise gelang es mir, einen für diese Gegend immerhin starken Elefantenbullen aus einer Entfernung von 15 Metern mit einem wohlgezielten Kopfschuß zu erlegen. Die äußere Krümmung der Zähne maß 2,16 Meter, der linke Zahn wog 38, der rechte 38,5 Kilogramm. Natürlich ist die Jagd im dichten Busch nicht ungefährlich, denn nur zu oft greift der angeschossene Elefant den Menschen an.

Ich konnte aber auch hier wieder die Erfahrung machen, daß die Jagd auf Büffel gefährlicher ist als die auf Elefanten. Falls man es nicht mit einem Trupp zu tun hat, der auf den ersten Schuß meist das Weite sucht, nimmt der Büffel fast regelmäßig an. Ich traf bei Dido einen einzelnen starken Büffelbullen, der sich, als er von mir Witterung bekam, auf mich zu in Bewegung setzte. Meine erste, ihm spitz von vorn auf die Brust gesetzte Kugel störte ihn wenig. Ungefähr fünf Schritt von mir traf ihn meine zweite Kugel in den Kopf, worauf er zusammenbrach. Er stand aber sofort wieder auf, überrannte mich, so daß ich zu Boden geschleudert wurde, und nahm den neben

mir stehenden belgischen Soldaten auf die Hörner. Dies alles ereignete sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Wieder aufspringend, gab ich ihm einen dritten Schuß durchs Kreuz, so daß er von dem Soldaten abließ, wankte und zusammenbrach. Leider hatte der Soldat eine nicht unerhebliche Verletzung am Unterleib davongetragen; ich mußte seinen Transport nach Yakoma auf einer Bahre anordnen, wo sich ein Arzt befand.

Diese Tage im Jagdlager von Dido werden zu meinen schönsten Erinnerungen zählen; ich konnte endlich einmal als freier Mann einige Tage den Busch durchstreifen, ohne Sorge um Träger, Ruderer, Boote und Verpflegung und ohne Ärger über widerspenstige Eingeborene. Zwei Elefanten und drei Büffel waren meine Strecke. Ich wäre sehr gern noch geblieben, wenn mich nicht meine ethnographische Arbeit nach Yakoma gerufen und wenn mir das belgische Jagdgesetz das Erlegen von mehr als zwei Elefanten gestattet hätte.

Am 1. April passierte ich auf dem belgischen Posten Yakoma ein. Dieser liegt dort, wo sich Uelle und Mbomu zum Ubangi vereinigen. In seinem Gebiet wohnt das Volk der Yakoma (Abb. 173), die in viele kleinere Stämme zerfallen, wie in die der Bira, Gembele, Zamba, Katschi, Dendi, Law, Gini, Nzaki, Gugo usw. Sie sind die nächsten Verwandten der Sango und sprechen deren Sprache. Sango, Yakoma und die weiter südlicher sitzenden Stämme der Bongo faßt man unter dem Sammelnamen Mogwandi zusammen.

Auf dem Posten befanden sich außer dem Postenchef noch ein Arzt und ein Beamter für die dort betriebene Pferdezucht des Gouvernements. Ich fand 40 recht gute Tiere, die aus dem Tschadseegebiet stammten, und eine große Herde gut aussehenden, gesunden Rindviehs, ein Beweis für die Tsetsefreiheit des Landes. Wohl gedeiht hier das Vieh, nicht aber der Mensch. Die Schlafkrankheit wütet im Bezirk Yakoma in furchtbarer Weise. Schon auf dem Marsch von Banzyville nach Yakoma hatte ich in den letzten Tagen oftmals verlassene Dörfer passiert, und die vielen Grabstätten hatten mir gezeigt, daß der Tod eine reiche Ernte gehalten hatte.

Auf dem Posten konnte ich mich über den Umfang der Krankheit

näher orientieren. Der dort stationierte Arzt, ein Italiener, zeigte mir das von ihm eingerichtete Institut für Schlafkranke und führte mir seine Kranken vor. Wahre Bilder des Jammers traten mir vor Augen. Natürlich ist es nicht möglich, mehr als einen kleinen Prozentsatz der Kranken zu internieren. Die meisten Neger sind so indolent, daß sie lieber den Tod vorziehen, als sich freiwillig in einem Hospital in die Behandlung des Europäers zu begeben, was in ihren Augen Gefangenschaft bedeutet. Aber immerhin hatte der Arzt ständig gegen 150 Kranke in Behandlung. Die Krankheit dieser Internierten war bereits im letzten Stadium und die tägliche Sterblichkeit eine sehr bedeutende. Der beim Hospital angelegte Begräbnisplatz redete eine deutliche Sprache des Elends. Trotzdem das Hospital erst wenige Monate bestand, zählte ich ungefähr 140 frische Grabhügel; wie viele Kranke mögen aber außerdem in ihren Dörfern dahingesiecht sein! Es ist sicherlich sehr schwierig, darüber statistisches Material beizubringen. Denn eine Unmenge der Kranken werden, sobald sie in das Stadium der mit der Schlafkrankheit verbundenen Tobsucht geraten, gefesselt im Busch ausgesetzt und kommen dort elend um, den Schrecken des Hungers und Durstes preisgegeben, eine Beute der wilden Tiere.

Unter den Kranken waren viele, die buchstäblich nur noch aus mit Haut überzogenen Knochen bestanden und sich vor Schwäche nicht mehr bewegen konnten. Die Behandlung geschah mit Einspritzungen von Atoxyl. Der Arzt gab verschiedene Fälle an, in denen anscheinend völlige Heilung binnen sechs Monaten erzielt worden war, trotzdem die Leute zum Skelett abgemagert gekommen waren. Das sind jedoch Einzelfälle, die nur dann möglich sind, wenn der Neger sich wirklich ganz in ärztliche Behandlung begibt und nicht, wie es öfter vorkommt, wochenlang fernbleibt. Leider bringt der Dorfchef die Leute meistens erst dann zum Arzt, wenn es bereits zu spät ist. Kommt ein von der Schlafkrankheitsfliege (Glossina palpalis) Infizierter, sobald sich die ersten Anzeichen der Krankheit, Kopfschmerzen, Mattigkeit, Anschwellen und Vermehren der Halsdrüsen einstellen, zum Arzt und erhält Atoxylbehandlung, so ist Aussicht auf Heilung vorhanden.



Yakomakinder mit Perlenkopfputz.
Aquarell von E. M. Heims.

Für den Arzt gibt es in diesem Lande noch viele Arbeit. Durch ihn muß das Land für die Schwarzen erst wieder erobert werden, ehe für den Kaufmann und Pflanzer ertragreiche Gebiete entstehen können. Früher war die Krankheit auf kleine Gebiete beschränkt und wurde nicht weiter verbreitet, da die Neger aus Furcht vor den feindlichen Nachbarstämmen ihr Land nicht verließen. Jetzt aber, wo durch die Europäer Frieden für die Stämme untereinander und Sicherheit für Handel und Verkehr im Lande garantiert ist, ist die Freizügigkeit ungleich größer geworden. Trägerkarawanen durchziehen das Land, Boote befahren die Flüsse, und so wird die Krankheit umso weiter getragen, als der Verkehr wächst. Mit Genugtuung konnte ich auf meinen Reisen in Afrika beobachten, daß die ärztliche Fürsorge für die Eingeborenen und die Zahl der Ärzte in den deutschen Kolonien verhältnismäßig am größten ist und daß man fast überall in fremden Ländern auf den Erfolgen der deutschen medizinischen Forschungen fußt. Der Name des Professor Koch steht mit goldenen Buchstaben im Herzen aller Kolonialvölker geschrieben.

Zu meinem Erstaunen fand ich in Yakoma zwei indische Händler mit einem Trupp von Wagandaträgern, die im Auftrag des in Deutsch- und Britisch-Ostafrika so bekannten Großhändlers Alidina Wisram die weite Reise von Ugandas Hauptstadt Entebbe am Viktoria-Njansa nach Westen, den Uellefluß entlang, angetreten hatten, um Elfenbein aufzukaufen. Es ist dies wieder ein Beweis für die weit ausgedehnte Geschäftstätigkeit der indischen Großhändler.

Bei den Yakoma begann von neuem meine ethnographische Arbeit (s. bunte Tafel). Besonders bemerkenswert erschien mir ihre Eisenindustrie. Nirgends fand ich so schön geschmiedete Messer und Speere, wie bei diesem Stamme (Abb. 176). Doch nicht nur Eisen, sondern auch Kupfer verstehen sie kunstvoll zu bearbeiten. Ferner fand ich große Kunstfertigkeit in der Bearbeitung von Elfenbein. Ich sah aus diesem Material schöne Signalhörner, Messergriffe, Armbänder, Kämme Stockgriffe, Dosen usw. unter Benutzung einer sehr primitiven Drehbank entstehen. Dies zeigt, daß im Bezirk Yakoma noch große Mengen

Elfenbein, also auch lebende Elefanten vorhanden sein müssen. Kautschuk und Elfenbein sind auch in diesem Gebiet, wie überall im Kongo, die Hauptwerte des Landes. Man findet unter den eingeborenen Chefs nach unseren Begriffen recht reiche Leute, natürlich nicht nur an Bargeld, sondern an der Zahl der Frauen, der Menge des Kautschuks und Elfenbeins und neuerdings an Stoffen gemessen. Die meist verborgen gehaltenen zahlreichen Gewehre, die aus den Faktoreien gewissenloser Konzessionsgesellschaften stammen, bilden ebenfalls einen Maßstab für den Reichtum.

Am 5. April brach ich von Yakoma auf, um bei einem der größten Häuptlinge des Gebietes, bei Galagwa, einen Besuch abzustatten. Die Residenz dieses Häuptlings liegt am rechten Uelle-Ufer, etwa sechs Bootstunden von dem Zusammenfluß des Uelle und Mbomu entfernt. Galagwa ist der Häuptling der Bira, eines Unterstammes der Yakoma, und beherrscht ein reichbevölkertes Land. Seine Residenz zeigt, daß er von den Europäern nicht unbeträchtlich gelernt hat. Sein Wohnhaus ist ganz nach europäischem Muster gebaut, ebenso die meisten umliegenden, viereckigen Gebäude. Nur im Dorfe Prekisa findet man die ursprünglichen Rundhütten der Yakoma. Die Behausung des Sultans war nicht der Platz zu erfolgreichen ethnographischen Studien, denn dort fand ich beispielsweise die Ruhebank der Eingeborenen bereits durch ein Bett mit Moskitonetz, die Rindenschachteln und geflochtenen Körbe durch Eisenkoffer, den kleinen Hockerstuhl durch einen langen europäischen Liegestuhl und das Balafon-Xylophon durch ein übel verdorbenes Grammophon verdrängt, die Schundwaren, welche die elfenbeingierigen Händler dem Sultan ins Land gebracht hatten. Eine Leibwache, die in einem auf dem großen Platz vor dem Wohnhaus des Sultans befindlichen Wachlokal untergebracht war und regelrechte Wachposten ausstellte, sorgte für die Sicherheit des Herrschers und bewachte die Strafgefangenen. Der Sultan hat nämlich zur Stärkung seiner Autorität vom Gouvernement das Recht erhalten, Kettenhaft zu verhängen. Der Einfluß der Häuptlinge auf die Bevölkerung erschien mir bei den Yakoma viel größer als bei den Sango, Bubu, Banziri usw.

Dies traf jedoch nur für die südlich des Ubangi wohnenden Yakoma zu, also auf das belgische Gebiet, wo die Regierung die Autorität der Häuptlinge absichtlich gestärkt hatte. Die Yakoma am Nordufer des Flusses auf französischem Gebiet fand ich ebenso widerspenstig und indisziplinierт, wie die übrigen unter französischer Verwaltung stehenden Stämme. Anscheinend liegt dieser Unterschied also an der Erziehung.

Durch den etwa vierzigjährigen Sultan Galagwa, einen nicht unsympathischen Mann von mittlerer Größe, mit großem, schwarzem Vollbart, erhielt ich eine große Anzahl von ethnographischen Gegenständen für die Sammlungen. Auf Ausflügen in die Umgegend lernte ich das Leben und Treiben der Yakoma kennen. Galagwa selbst führte mich zu den Gruben, aus denen der Roheisenstein gewonnen wird, zu den offenen Schmelzöfen und Schmiedewerkstätten. Ein zentralafrikanisches Solingen tat sich vor meinen Augen auf, aus welchem Messer und Speere als Handelsartikel am ganzen Ubangi und Mbomu versandt werden.

Ebenfalls auf dem rechten Ufer des Uelle, südlich, beziehungsweise südöstlich der Bira, sitzen die Gembele mit dem Häuptling Kassambua, und gegenüber, auf dem linken Ufer, die Zamba, unter dem reichen Häuptling Kadjema, der kurze Zeit nach meinem Besuch von seinem Sohne ermordet wurde. In seinem Gebiet gibt es neben sehr zahlreichen Elefantenherden viele Schimpansen. Einige dieser Menschenaffen liefen zahm in Yakoma umher. Die anderen Yakomachefs der Katchi, Gini, Gugo usw. sind kleinere ohne größern Einfluß.

Nach Yakoma zurückgekehrt, fand ich Leutnant Scharf wieder vor. Er hatte inzwischen eine Exkursion nach Banzyville gemacht, da es hieß, daß die Ngobu, ein zur Bandagruppe gehöriger Stamm, westlich von Banzyville, nicht unbedenklich revoltierten. Als sich aber die Angelegenheit als harmlos erwiesen hatte, war er bald zurückgekehrt, um mit mir weiter nach dem Posten Monga zu gehen. Kommandant van der Cruyssen, der Monga, den östlichsten Posten seines Ubangidistrikts, inspizieren wollte, hatte allerdings davon Abstand genommen und war gegen die Ngobu zu Felde gezogen.

Den Weg nach Monga nahmen wir teils im Boot, sechs Stunden den Mbomu aufwärts (Abb. 177), teils zu Lande, mit Trägern. Zweimal mußten wir den Bilifluß überschreiten, bis wir nach siebenstündigem Marsch auf dem für innerafrikanische Verhältnisse sehr geräumigen Posten Monga eintrafen. Unterwegs fanden wir den Erdboden von Millionen von Tausendfüßern belebt, so daß die Leute ihre Dörfer verließen, da sie sich dieser Tiere nicht mehr erwehren konnten. Als Postenführer fanden wir in Monga einen ältern Unteroffizier vor, einen Kavalleristen, der sich eine 3000 Meter lange Hindernisbahn angelegt hatte, die er täglich mit seinem Pony nahm. Wie in Banzyville und Yakoma erstrecken sich auch um den Posten Monga herum ausgedehnte Kautschukpflanzungen. Die Zahl der Bäume wurde mir auf 50000 angegeben. Die Häuser für die Europäer und Soldaten liegen dicht am Bilifluß, etwa 100 Meter von den Stromschnellen entfernt. Diese Schnellen machen in einer Breite von ungefähr 200 Metern einen imposanten Eindruck; mit Donnergetöse stürzt das Wasser über die Felsen herunter.

Ich glaubte, hier in Monga schon Asande zu finden, doch beginnt deren Gebiet erst weiter östlich. Man hat den Postenbezirk Monga gerade deshalb noch dem Distrikt von Ubangi-Yakoma unterstellt, weil seine Bewohner Dendi, ein Unterstamm der Yakoma, sind.

Leutnant Scharf kehrte am 15. April nach Yakoma zurück. Ich selbst marschierte in zwei starken Tagemärschen durch wildes, unbewohntes Gebiet nach Norden an den Mbomu, traf am Abend des 16. April gegenüber Bangassu, dem Sitz der französischen Verwaltung ein, setzte in Booten über den etwa 200 Meter breiten Fluß und wurde vom Bezirkschef, Hauptmann Saludo, auf das allerliebenswürdigste empfangen. Zu meiner großen Betrübnis starb dieser brave Offizier wenige Monate später an den Folgen eines Schwarzwasserfiebers. Ich werde ihm stets ein dankbares, treues Andenken bewahren.



Opferständer.

Elftes Kapitel.

Die Sultanate Bangassu und Rafai.

Das Sultanat Bangassu, in welchem ich Mitte April eintraf, hatte für mich eine besondere Anziehungskraft, da es noch recht wenig bekannt war.

Es war mir nicht möglich gewesen, außer einigen kurzen Mitteilungen in den amtlichen Jahresberichten des französischen Gouvernements und einer kleinen Veröffentlichung über das Volk der Nsakkara, herausgegeben von einem Mitglied der französischen Expedition an den Ober-Ubangi 1893/1895, irgendwelches Material über dieses Gebiet zu erlangen. Auch der Forschungsreisende Junker, der ebenso wie Professor Schweinfurth, über die Gebiete der Niam-Niam oder Asande auf das anschaulichste berichtet hat, war von Osten her nicht bis in dieses Land vorgedrungen. Daher eröffnete sich für mich hier in jeder Beziehung ein reiches Feld der Tätigkeit, und ich bedauerte nur, daß es mir nicht vergönnt war, in diesen interessanten Gebieten länger zu verweilen.

In Bangassu, dem Hauptort des gesamten französischen Mbomudistrikts, also des Gebietes bis zur Bahr-el-Ghazal-Grenze, bezog

ich ein dreiwöchiges Standlager. In der Regierungsstation, bestehend aus den Häusern des Kommandanten, des Arztes, der Offiziere und Unteroffiziere, einigen Magazinen und den Soldatenhütten, fand ich gastliche Aufnahme und verständnisvolle Unterstützung. Meine stark zusammengeschmolzenen Vorräte an Proviant, Tauschwaren, Munition usw. konnte ich in der direkt am Fluß gelegenen Faktorei der Gesellschaft der Sultanate ergänzen, wohin ich einen Haupttransport unserer Expeditionslasten gesandt hatte. Leider waren auf dem Marsche sehr viele Lasten durch Feuchtigkeit verdorben und so manche von Eingeborenen gestohlen worden. Ich mußte daher einen sehr großen Teil der Kisten, obwohl wir die hohen Transportkosten dafür bezahlt hatten, unbenutzt als unbrauchbar ausrangieren. An Dr. Schubotz, der von Yakoma aus den Uelle entlang nach dem Nil gehen wollte, sandte ich einen Posten Verpflegungslasten, den Rest teilte ich für meine Weiterreise nach Osten ein.

Die Gesellschaft der Sultanate des Ober-Ubangi, deren Wirkungskreis bis zur Grenze des anglo-ägyptischen Sudan reicht, ist diejenige Konzessionsgesellschaft, welche scheinbar das alleinige Recht hat, in diesen Gebieten Kautschuk und Elfenbein aufzukaufen. Jedoch machte eine Klausel in dem früher mit der Regierung abgeschlossenen Vertrage der Leitung dieser Gesellschaft schweres Kopfzerbrechen. Diese Klausel besagte, daß das Gebiet 25 Meter zu beiden Seiten fließender Gewässer nicht als Konzessionsgebiet zu betrachten sei. Die verschiedensten Freihändler machten sich dies zu Nutzen und trieben ungestört innerhalb des Konzessionsgebietes Handel. Sie behaupteten einfach, aller Kautschuk, den sie von den Eingeborenen aufkauften, stamme von direkt am Fluß stehenden Lianen, alles Elfenbein, das sie von den Eingeborenen erwarben, rühre von Elefanten her, die direkt im Flusse oder in einer Zone bis 25 Meter zu beiden Seiten des Wassers getötet worden seien. Das Gegenteil nachzuweisen, war für die Gesellschaft der Sultanate nicht so einfach. Infolge der daraus entstehenden Streitfragen stand ein Prozeß zwischen der Gesellschaft und den Freihändlern des Mbomudistrikts

in Aussicht, der bei der großen Entfernung des Gerichtshofes in Brazzaville nicht so bald entschieden werden dürfte. Die Gesellschaft der Sultanate empfand jedenfalls gegen frühere Jahre die unangenehme Einwirkung dieser plötzlich entstandenen Konkurrenz auf ihre Einnahmen schon recht bedeutend, konnte aber rechtlich wenig dagegen machen. Da die Freihändler teilweise viel besser als die Agenten der Gesellschaft bezahlten, war es den Eingeborenen nicht zu verdenken, daß sie die Produkte des Landes lieber zu den ersteren trugen.

Sultan Bangassu, dessen Residenz etwa 20 Minuten von der Faktorei entfernt liegt, hatte für die Klagen der Agenten der Konzessionsgesellschaft wenig Gegenliebe. Er schien im Gegenteil mehr Interesse für die ihm sympathischeren Freihändler zu haben. Im allgemeinen verhielten er und seine Großen sich allerdings sehr ablehnend gegen die Europäer, mochten es nun Kaufleute oder Regierungsangestellte sein. Meine Informationen über das Land und seine Bewohner verdanke ich weniger dem Sultan und seinen Angehörigen als verschiedenen Unterhäuptlingen, von denen mir namentlich Sain sehr gute Dienste leistete. Sain, ein Halbaraber aus Witu von der ostafrikanischen Küste, war zur Zeit der großen Sklavenjagden in den Kongostaat gekommen und hatte sich schließlich im Lande Bangassus niedergelassen, der ihn zu seinem Vertrauten machte. Daher wußte er recht gut über die Sitten und Gebräuche der Nsakkara und die Entstehung des Sultanats Bescheid.

Die politischen Grenzen des Sultanats Bangassu decken sich im wesentlichen mit der geographischen Ausdehnung der Nsakkara (Abb. 178—180, 202). Der Stamm sitzt, mit Ausnahme einiger weniger Dörfer auf belgischer Seite nördlich des Mbomu, zu beiden Seiten des Mbari, etwa in Westen durch den Kotto, im Osten durch den Chinkofluß, im Norden durch den 6. Breitengrad begrenzt. Dies ist jedoch nicht die ursprüngliche Heimat der Nsakkara. Erst etwa vor 100 Jahren sind sie unter Sultan Beringa weit von Süden her über den Uelle vorgedrungen und haben nach Überschreiten des Mbomu die Patri und die

verschiedenen Bandastämme (Vidri, Wana, Wundu, Yungura) nach Norden gedrängt. Noch früher sollen sie vom Bahr-el-Ghazal her, also von Nordosten, nach dem Uelle zu gekommen sein. Die erwähnten verdrängten Stämme waren stets die Opfer der von den nördlichen Araberstämmen veranstalteten Sklavenjagden gewesen; sie wurden nun von den Nsakkara ebenfalls als willkommene Beute betrachtet.

Zur Zeit beherrscht Sultan Labassu (d. h. Mann des Krieges), der Sohn Sultan Bangassus, das Land der Nsakkara. Die französische Verwaltung übt nur eine Oberaufsicht über das Sultanat aus und überläßt dem Sultan die Regierung seines Reiches, die sich natürlich in gänzlich absolutistischen Formen vollzieht. Selbst das Recht, gegen Nachbargebiete und widerspenstige unterworfene Häuptlinge Krieg zu führen, ist dem Sultan vom französischen Gouvernement belassen worden. So befand sich Labassu zu der Zeit, als ich sein Land besuchte, gerade in einem Kriege mit seinem Oheim Wando, der sich seiner Autorität nicht fügen wollte. Traditionell findet jedes Jahr ein Kriegszug gegen das Volk der Bubu statt, die westlich des Kotto sitzen, aus Rache, weil einst die Bubu den Großvater Labassus namens Mbari gefangen und getötet haben. Dieser Zug dient dazu, sich mit neuen Sklaven und namentlich mit Menschenfleisch zu versorgen.

Die Residenz Labassus, die ich täglich besuchte, setzt sich aus etwa 500 Rundhütten zusammen und ist von einer ständigen Leibgarde bewacht. Der größte Prozentsatz der Einwohnerschaft besteht aus dem Harem des Sultans. Labassu hat ungefähr 1200 Weiber geheiratet, und zwar aus den verschiedensten Volksstämmen. Ackerbau und Jagd liefern die Hauptnahrung für die Nsakkara. Großvieh findet man, außer auf der Station, trotz der gesunden Gegend gar nicht, Kleinvieh nur in beschränktem Maße. Die Gegend ist fast tsetsefrei. Fälle von Schlafkrankheit sind noch nicht bekannt, dagegen sind Aussatz (Lepra) und Elefantiasis bei beiden Geschlechtern stark verbreitet. Wenn auch diese beiden Krankheiten der Fortpflanzung recht hindernd in den Weg treten, so sind doch die Hauptursachen der geringen



171. Sango auf dem Marktplatz von Mobaye. (S. 250.)



172. Mademoiselle Mobaye im Bade. (S. 251.)

173. Yakomamänner. (S. 255.)

Vermehrung der Bevölkerung auf andere Weise und zwar folgendermaßen zu erklären: Die Menschenfresserei fordert jährlich unzählige Opfer, da die meisten Vergehen, selbst sehr geringfügige, mit dem Tode, d. h. mit Geschlachtet- und Aufgefressenwerden, bestraft werden. Da für vermögende Leute der Ausweg besteht, sich vom Tod freizukaufen, so fallen dieser barbarischen Sitte meist Vermögenslose, Sklaven und Weiber zum Opfer. Stirbt ein freier Mann des Landes, so werden, je nach der Stellung des Verstorbenen, eine große Anzahl Sklaven geschlachtet.

Da der Sultan und seine Untersultane die meisten Weiber für sich selbst nehmen, besteht für die anderen Männer nicht besonders viel Gelegenheit zum Heiraten. Natürlich nehmen es die vielen Frauen eines Mannes mit der ehelichen Treue nicht sehr genau, obgleich außerehelicher Verkehr streng bestraft wird. Bei anderen Stämmen freut sich der Ehemann aus pekuniären Rücksichten über jeden Familienzuwachs, ohne viel darnach zu fragen, woher er stammt. Bei den Nsakkara jedoch werden uneheliche Kinder samt der Mutter und dem etwa ermittelten Vater getötet, allerdings nur wenn der Ehemann es wünscht. Bei besonders beliebten Frauen nimmt man von der Todesstrafe Abstand. Aus Furcht vor der Strafe wird von vielen Frauen zum Schaden der weitern Fortpflanzungsmöglichkeit künstlicher Abortus eingeleitet.

Stirbt ein freier Mann, so werden stets seine Lieblingsfrauen erdrosselt und mitbegraben. Viele Frauen und Sklaven begehen aus Angst vor solchem Tode Selbstmord, sobald sie das Ende ihres Herrn und Gebieters herannahen sehen. Stirbt eine freie Frau, so werden ihr, entsprechend der Stellung des Ehemanns, mehrere Sklavenmädchen ins Grab mitgegeben. Nur unfreie Leute und Gefangene werden allein begraben. Oft habe ich die Leute gefragt, was geschehen wird, wenn Sultan Labassu selbst einmal stirbt. Würden dann alle seine 1200 Frauen erdrosselt und mit ihm begraben und ebenso viele Sklaven geopfert werden? Das würde ja ein geradezu haarsträubendes Blutbad werden! Würde sich dies angesichts der französischen Station

ereignen? Darauf erhielt ich die Antwort, daß sie wohl den Tod des Sultans zunächst verheimlichen und dann die Leiche weit abseits ins Innere des Landes schaffen würden, um dort, von der Regierung ungehindert, dem toten König gegenüber ihre Pflichten erfüllen zu können. Alle Weiber des Sultans würde man zwar nicht töten, wohl aber seine Lieblingsfrauen.

Daß die Nsakkara unter diesen haarsträubenden Umständen sich so wenig vermehren, ist ganz natürlich. Verwunderlich ist nur, daß ein solches Naturvolk mehr gegen, als für die Erhaltung seiner Art tut. Nur durch fortwährende Kriegs- und Sklavenzüge war es bisher möglich, das erforderliche Menschenmaterial, namentlich Frauen, herbeizuschaffen. Selbstverständlich sucht die französische Verwaltung diese furchtbaren Sitten zu bekämpfen. Das ist aber nur direkt am Flusse von Erfolg begleitet, wo europäischer Einfluß sich bereits geltend zu machen beginnt, nicht aber im weiten Innern des Landes. Der Sultan selbst leistet den französischen Bestrebungen den größten Widerstand, denn er ist recht wenig interessiert, Wandel zu schaffen, da sich seine Macht zum großen Teil mit auf diese schrecklichen Gebräuche stützt.

Auch die Religion der heidnischen Nsakkara gebietet diesen Menschenopfern keinen Einhalt, sondern verlangt sie sogar. Mohammedanischer Einfluß ist nirgends zu bemerken, denn die Eroberungszüge der Araber, des Mahdi und des Chalifen, hatten sich bis in diese Gebiete nicht erstreckt. Nur einmal wagte sich eine von Ziber-Pascha aus dem Bahr-el-Ghazal gesandte Kolonne von Sklavenjägern unter Führung des später so bekannt gewordenen Rabeh in das Land der Nsakkara, wurde jedoch von dem damaligen Sultan Mbari mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Christliche Missionen würden vor der Hand noch gar keinen Erfolg haben. Um sie zu schützen und zu unterstützen, müßte die Regierung ganz andere Machtmittel entfalten, als dies bisher der Fall gewesen ist. Daher bleiben die Nsakkara vorläufig bei ihrer althergebrachten einfachen Religion, über die ich folgendes erfuhr:

Wohl glauben sie, daß ein höheres, rätselhaftes Wesen, Zegi,

besteht, welches Donner und Blitz verursacht; sie verehren es aber nicht. Für sie gibt es weder eine Vergeltung im Jenseits, noch ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Sie fürchten und verehren nur ihren Sultan und treiben einen speziellen Ahnenkult, der Bassina genannt wird. Da nach ihrer Ansicht die Ahnen von dem Großvater aufwärts den Menschen Böses zufügen, Krankheiten und Tod verursachen können, bringt man ihnen, um sie günstig zu stimmen, regelmäßige Opfer in Form von Speisen und Getränken, Hörner erlegter Antilopen, Herz und Kopf erschlagener Feinde. Meist hat jede Familiensippe ihr eigenes Bassinahaus, wo die Opfergaben niedergelegt werden. Jeder Ahne hat darin seinen bestimmten Opferplatz. Einzelstehende Familienmitglieder bringen ihre Bassinaopfer in eigens dazu vor ihren Hütten aufgestellten Opferständern dar. Das Hauptbassinaopfer findet jedes Jahr nach der Ernte statt. Es ist mit einer allgemeinen Körperwaschung verbunden; auch entledigt man sich der bisher getragenen Kleidungsstücke durch Vernichtung und legt neue an. Absolute Enthaltsamkeit in vino et venere ist während der Opfertage geboten. Umso größer sind aber die Orgien, die mit Erscheinen des Neumondes nach vollbrachten Zeremonien einsetzen. Auch nach Beendigung eines Hausbaues ist es üblich, größere Opfer für die Ahnen zu bringen.

Einen ungeheuren Einfluß am Hofe und im Reiche des Sultans haben die Bengi-Männer, denen gewissermaßen die Funktionen der Untersuchungsrichter zufallen. Ist jemand eines Vergehens angeklagt, so wird ihm, um zu entscheiden, ob er schuldig oder unschuldig ist, von einem Bengimann der giftige Bengitrank gereicht. Fällt der Betreffende darauf bewußtlos zu Boden, so gilt er als schuldig und wird geschlachtet, falls nicht seine Verwandten ein beträchtliches Lösegeld zahlen. Es steht natürlich in der Willkür des Bengimannes, den Trank mehr oder weniger stark zu mischen und damit die Wirkung zu bemessen. Diesem Verfahren fallen jährlich Hunderte zum Opfer. Für kleinere Vergehen besteht meist Einziehung eines Teiles oder des ganzen Vermögens des Schuldigen zugunsten des Sultans,

oder im Falle der Zahlungsunfähigkeit eine Art Schuldsklaverei. Diebstahl wird stets mit Abschneiden der Ohren bestraft.

Vergebens bemühte ich mich, herauszubekommen, ob bei den Nsakkara irgendeine Art von Totemismus besteht. Auch Beschneidung und irgendwelche Mannbarkeitszeremonien fand ich nicht.

Sehr liberal sind die Nsakkara in der Wahl ihrer Frauen. Während bei den meisten Stämmen Zentralafrikas Angehörige gleicher Familien und Dörfer einander nicht heiraten dürfen, gilt bei ihnen nur der erste Grad der Verwandtschaft als Ehehindernis. Sehr oft kommt es vor, daß ein Mann seine direkte Nichte heiratet. Es werden auch ohne weiteres Sklavenmädchen, im Kriege gefangene oder durch Tauschhandel erworbene Frauen geheiratet. Die Heirat ist lediglich ein Kaufgeschäft. Wer viel Geld hat, kann sich viele Frauen halten. Der Kaufpreis richtet sich nicht nur nach dem Reichtum und der Stellung des Freiers, sondern auch nach der Würde des Schwiegervaters. Sind die Frauen verheiratet, so werden sie sehr streng gehalten; solange sie aber unverheiratet sind, wird keineswegs auf Keuschheit gesehen. Für junge Mädchen ist Prostitution gar nichts Unehrenhaftes.

Die Frauen (s. bunte Tafel) beschäftigen sich neben der üblichen Hausarbeit und der Kinderpflege hauptsächlich mit der Töpferei. Bei der Feldarbeit, die meist von Sklaven ausgeführt wird, sieht man sie selten. Die Männer betreiben Korb- und Mattenflechterei, Seil- und Netzknüpferei, Schmiedekunst und Elfenbeinschnitzerei (Abb. 181—201). In der Trockenzeit gehen sie auf die Jagd. Die Großen des Landes arbeiten natürlich überhaupt nicht.

Die Sprache der Nsakkara gehört vermutlich zu den Sudansprachen. Sie hat jedoch keine Ähnlichkeit mit der Sprache der Nachbarstämme, der Yakoma, Banda usw., ähnelt aber in vielen Wörtern der Asandesprache.

Mancher Leser wird sich, wenn er von den kannibalistischen Sitten und Gebräuchen der Nsakkara hört, wundern, daß es mir möglich war, dieses Land unbehelligt zu durchziehen. Warum fiel nicht



Nsakkarafrau vom Hofe des Sultans Bangassu.
Aquarell von E. M. Heims.

auch ich der Menschenfresserei zum Opfer? Darauf kann ich getrost antworten, daß mir gerade in diesem Gebiet die Leute nie feindlich gegenübergetreten sind. Waren sie auch nicht besonders entgegenkommend, so verhalfen sie mir doch in ihrem eigenen Interesse zur Weiterreise, denn es war ihr sehnlichster Wunsch, mich recht bald wieder loszuwerden und nach dem nächsten Dorfe abzuschieben. Es besteht übrigens bei diesen Wilden auch gar nicht die Sehnsucht, jeden Fremden sofort zu töten und aufzufressen, sondern die Menschenfresserei geschieht, wie ich geschildert habe, lediglich bei bestimmten Gelegenheiten, als Strafe, als Opfer für Verstorbene, im Kriege oder sonst in Verbindung mit gewissen Zeremonien.

Die Nsakkara wissen heute schon sehr wohl, daß die Regierung gegen sie doch einmal einschreiten würde, wenn sie sich an einem Europäer vergreifen würden. Warum sollen sie sich also Unannehmlichkeiten aussetzen, wo doch so viel anderes Menschenmaterial zu ihren scheußlichen Zwecken vorhanden ist. Würde man dagegen als Europäer im Falle eines Aufstandes, beim Tode eines Sultans oder bei irgendwelchen Naturereignissen abseits der Verkehrswege in ihre Hände fallen, dann wäre es natürlich sehr naheliegend, daß man auch als Europäer in dem Magen eines Nsakkara verschwinden könnte.

Vorläufig spielt sich allerdings der ganze europäische Verkehr lediglich am Ubangi- und Mbomufluß und an einigen nicht zu weit vom Hauptverkehrszentrum entfernten Nebenflüssen ab. In das Innere kommt höchst selten einmal ein Agent der Gesellschaft der Sultanate auf der Suche nach Kautschuk und Elfenbein. Das erstemal, daß in die Gebiete nördlich von Bangassu und Rafai eine Regierungsexpedition gesandt wurde, geschah wenige Monate vor meinem Eintreffen. Hauptmann Jaquiers, der Chef der Militärstation Mobaye, hatte mit Leutnant Martin eine Erkundungsreise in diese Gegend unternommen.

Als Beweis dafür, daß die Nsakkara nicht ohne weiteres jeden Europäer, der bei ihnen sich befindet, töten, sondern eventuell sogar recht gut für ihn sorgen, will ich hier ein Erlebnis des Leutnants

Martin folgen lassen, wie es fürchterlicher wohl nur wenigen Menschen beschieden war.

Martin, der sich auf der erwähnten Erkundungsreise mit Hauptmann Jaquiers in einem Buschlager befand, wollte für die Küche ein Stück Wild schießen. Er ging, von seinem Boy begleitet, mit nur fünf Patronen in der Tasche, in der Nähe des Lagers auf die Streife.

Als er gegen Mittag einen Wasserbock geschossen hatte und zu seinem Zelt zurückkehren wollte, verfehlte er die Richtung, verlor seinen Boy und stieß statt dessen auf ein paar früchtesuchende Träger seiner Kolonne, von denen einer ihn zum Lager führen wollte. Aber auch dieser Mann verirrte sich und mußte am Abend zugeben, daß er nicht wisse, wo das Lager sei. Martin verschoß seine letzten Patronen als Signalschüsse.

Am andern Morgen machte man sich von Jaquiers' Lager aus auf die Suche nach den Vermißten, ohne irgendwelche Spur zu finden. Dasselbe geschah am dritten und vierten Tage. Martin irrte unterdessen, begleitet von dem einen Träger, im Busch herum, ohne auf irgendwelche Ansiedlung zu stoßen. Hunger und Erschöpfung machten beide mutlos. Sie hatten nichts anderes zu essen als kümmerliche Beeren, in der Hauptsache nährten sie sich von den Früchten eines Steppenkrautes. Am fünften Tage blieb der Neger in der Steppe liegen und weder gute Worte noch Drohungen brachten ihn dazu, sich weiterzuschleppen. Nicht einmal die Furcht vor den Geiern, die schon um die Häupter der beiden kreisten, brachte ihn vorwärts. Der Neger starb am sechsten Tage, und Martin schleppte sich allein weiter.

Seine Kräfte ließen so nach, daß er sein Gewehr nicht mehr tragen konnte und es fortwarf. Ein Messer besaß er nicht. Eine Schachtel Streichhölzer war seine einzige Waffe; er konnte nachts wenigstens Feuer anzünden, um das Raubzeug von sich fernzuhalten. Die Furcht vor einem nächtlichen Überfall und die Sorge, sein Feuer zu schüren, ließen ihn nicht schlafen. Auf eine Herde Paviane, die ihn, wohl

ahnend, daß er keine Waffe bei sich trug, belästigte, schlug er mit einem brennenden Holzscheit ein. Vor einem Elefanten, den er verscheuchen wollte, der ihn aber zu seinem Schrecken annahm, rettete er sich auf einen Baum. Vor Krokodilen, die nächtlicherweile ans Land gekrochen waren und sich gerade vor der Höhle, in der er sich befand, niedertaten, flüchtete er sich in deren hinterstes Ende, ungeachtet des Qualms, der von seinem Feuer dort hineinschlug. Am siebenten Tage aß er seine letzten Früchte. Von da an stillte er seinen Hunger mit Wasser, das glücklicherweise reichlich vorhanden war. Mit wunden, heftig schmerzenden Beinen, in zerrissenen Schuhen, mit Schwären am Körper, auf denen sich grüne Fliegen sammelten, schleppte er sich weiter. Bei glühendem Sonnenbrand, durch übermannshohes Gras, ging er meist am Flußufer entlang, immer in der Hoffnung, daß er in bewohnte Gegenden kommen müsse. Trotz rasender Schmerzen, peinigendem Hunger und nächtlicher Todesangst verzweifelte er nicht. Am zehnten Tage brach er wiederholt ohnmächtig zusammen. Nachdem er am elften Tage mit Mühe und Not einen Fluß durchschwommen hatte, die Schachtel mit noch sieben Streichhölzern über das Wasser haltend, verlor er gänzlich das Bewußtsein.

Als er erwachte, befand er sich in einer Negerhütte, auf einem Holzbett liegend, von leise flüsternden Schwarzen umgeben. Ein Weib, das nach dem Fluß gegangen war, um Wasser zu schöpfen, hatte ihn gefunden und war schreckerfüllt mit der Nachricht nach dem Dorf geeilt. Die Eingeborenen hatten Martin darauf geholt, ihn zur nächsten Ansiedlung getragen und, so gut sie konnten, gepflegt. Wie leicht wäre es ihnen gewesen, diesen total erschöpften weißen Mann zu töten, aber sie taten es nicht. Nachdem er sich etwas erholt hatte, wurde er von ihnen unter sicherm Geleit nach dem Ubangi zurückgebracht.

Dieses böse Abenteuer mögen sich alle die zur Lehre dienen lassen, die sich in Afrika im Wald oder in der Buschsteppe leichtsinnigerweise durch übergroßen Jagdeifer verführen lassen, sich ohne genügende Führung von ihrem Lager zu entfernen. Es ist bei der

Eintönigkeit und Gleichförmigkeit des Geländes sehr leicht, die Richtung zu verlieren, und so mancher muß dann, den Unbilden der Witterung, dem Hunger und den Raubtieren preisgegeben, elend zugrunde gehen. Die Sonne geht gleich nach 6 Uhr so schnell unter, daß jede Orientierung unendlich erschwert ist. Nur der ortskundige Buschneger kann nach Sonnenuntergang den richtigen Weg finden. Es sei daher jedem, der sein Lager verläßt, sei es auch nur auf kürzeste Entfernung, auf das dringendste angeraten, es niemals ohne gute Führer zu tun.

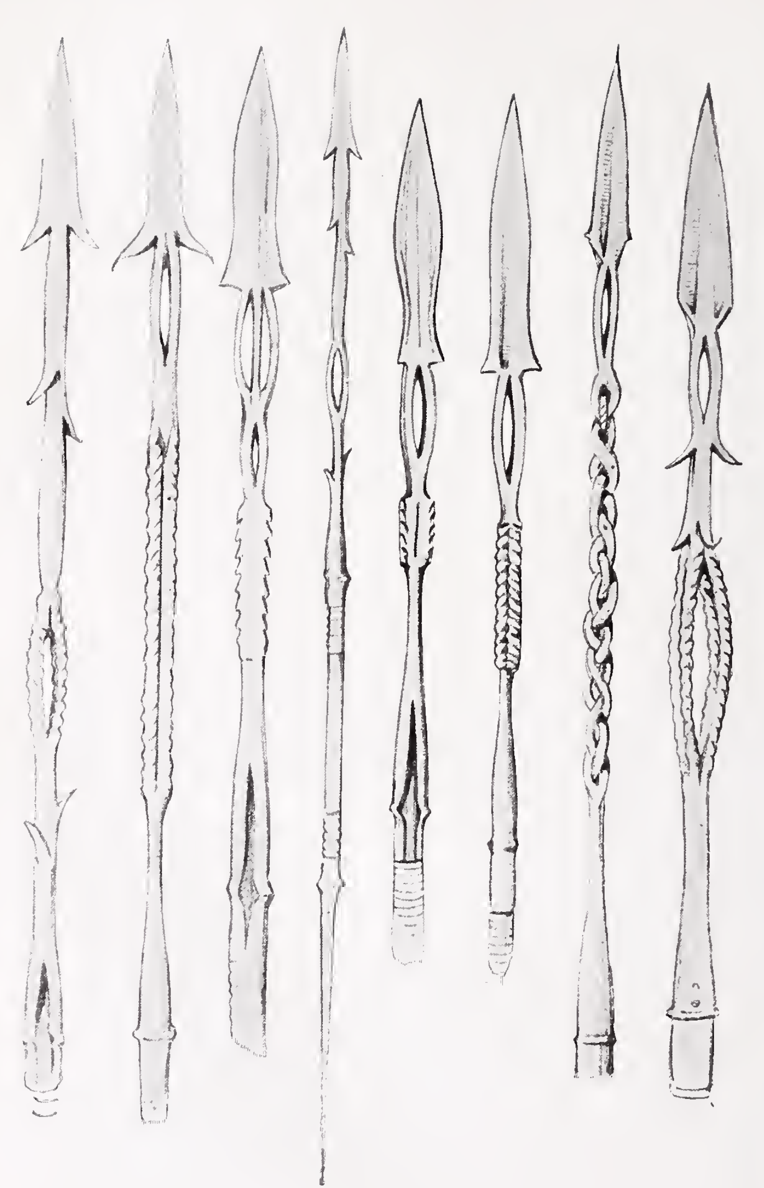
Gern wäre ich noch länger im Sultanat Bangassu geblieben, um mit meinem Vertrauensmann, dem Halbaraber Sain, der als Unterhäuptling weit im Norden des Sultanats saß, eine Reise nach seinem Gebiet anzutreten. Aber meine Zeit war leider zu beschränkt. Besonders interessant wäre dieser Marsch in das Gebiet Sains aus dem Grunde gewesen, weil er dort lebhafte Beziehungen mit dem Stamm der Kredj (Kreich) und deren Sultan unterhält und daher viele Ansiedlungen dieses Volkes in seinem Bezirk hat. Auf diese Weise hätte ich den Stamm der Kredj, den ich eigentlich auf dem beabsichtigten Marsch von Ndele über Hofrat-en-Nahas nach dem Nil besuchen wollte, doch kennen gelernt. Während ich mich noch in Bangassu aufhielt, kam gerade von Norden her die Nachricht, daß der Sultan der Kredj, Said Baldas, der am Borufluß, nördlich der anglo-ägyptischen Grenze, residierte, vergiftet worden sei und daß nun in diesem Lande große Erbfolgestreitigkeiten bevorständen. Bei den Asande werden die Kredj mit dem Namen Baia bezeichnet.

Am 5. Mai trat ich von Bangassu aus mit vier Kanus die Weiterreise den Mbomu aufwärts an. Die Fahrt auf dem von herrlichen Baumgalerien eingerahmten Fluß bot sehr viele Reize. Sie wäre jedoch für mich noch angenehmer gewesen, wenn mich nicht täglich heftige Tornados und Gewitterregen belästigt hätten. Das Wasser war schon erheblich gestiegen, und so kamen wir, allerdings mit großer Kraftanstrengung der Ruderer, über die Stromschnellen verschiedenster Art glatt hinweg (Abb. 203). Oft habe ich die Leute bewundert, wie sie mit

174. Sangomädchen mit aufgelöstem Haar. (S. 252.)



175. Sangomädchen mit Turbanfrisur. (S. 253.)



176. Speere der Yakoma. (S. 257.)

den Booten über die Schnellen gewissermaßen hinaufkletterten, und ich war stets recht froh, wenn das Hindernis überwunden war. Fallen doch jährlich eine ganze Anzahl Menschen, Boote und Lasten diesen Stromschnellen zum Opfer. Eines der gefürchtetsten Hindernisse sind die Mamatingo-Schnellen, von den Franzosen auch Rapides de silence genannt. Die Eingeborenen glauben, daß Mamatingo, die grausige Mutter des Wassers, in den Felsen der Schnellen wohne und mit ihrer Kraft die Boote unter Wasser ziehe. Nur wenn man während des Passierens der Schnellen weder spräche noch rauchte und ein paar Händevoll Reis, Mehl usw. auf die Felsen würfe, käme man sicher hindurch.

Die Ruderer weigern sich, Europäer über die Schnellen mitzunehmen, und so wurde auch ich unter der Vorspiegelung, daß viel Wild am Ufer sei, aus dem Boot herausgelockt, um einige Kilometer zu Fuß am Ufer entlang zu gehen; ich schoß allerdings auch zwei Antilopen. Meine Boote kamen von Mamatingo unbehelligt durch. Leider hatten zwei Bootsführer erst am nächsten Morgen die grausige Fahrt gewagt, da es ihnen am späten Nachmittag zu gefährlich erschien. An und für sich wäre mir dies gleichgültig gewesen, wenn sich nicht meine gesamte Verpflegung gerade in diesen Booten befunden hätte, wodurch meine wohlverdiente Abendmahlzeit ausfallen mußte. Erst am nächsten Morgen brachten die ausgesandten Leute die beiden erlegten Antilopen.

Natürlich war ich sehr begierig, über Mamatingo etwas Näheres zu erfahren. Auf meine Fragen wurde mir versichert, daß diese schon so manches Boot zum Sinken gebracht hätte und schon so manche Eingeborenen und sogar auch Europäer gerade in diesen Stromschnellen ihr Leben gelassen hätten. Die Mamatingo sei ein rätselhaftes Tier mit einem Menschenkopf und einem Fischschwanz, und man müsse sich stets durch Opfergaben mit ihr gut stellen, sonst könne man nicht ohne Lebensgefahr den Fluß befahren. Große Körbe, die überall am Fluß an ins Wasser herabhängenden Ästen hingen, seien, so erklärte man mir, zur Aufnahme dieser Opfergaben bestimmt.

Als ich den Leuten klarzumachen suchte, daß die Verunglückten doch wohl lediglich in den Schnellen ertrunken oder von den zahlreichen Krokodilen aufgefressen worden seien, wurde mir versichert, daß überall im Ubangi ähnliche Tiere wie das Mamatingo hausten und daß diese sonst Mamaemi hießen. Überall schworen die Eingeborenen auf die Existenz dieses Tieres und versicherten, es nachts schreien zu hören. Es sei streng verboten, das Tier zu töten oder gar zu essen, sonst müsse man selbst sterben. Trotz des Versprechens großer Belohnungen wollte keiner sich bereit erklären, ein Mamaemi für mich zu fangen. Sollte wirklich eine Art Binnengewässerrobbe — nur um eine solche könnte es sich handeln — existieren, so könnte es nur ein Manati oder Lamantin sein, wie ihn Vogel in den Tschadzuflüssen beobachtet hat und über dessen wahrscheinliches Vorhandensein im östlichen Asandegebiet auch schon Schweinfurth berichtete. Die Gefährlichkeit dieses Tieres ist natürlich nur auf den Aberglauben der Eingeborenen zurückzuführen.

Am Fluß selbst saßen weiterhin leider gar keine Eingeborenen, da die Ufer einen großen Teil des Jahres überschwemmt sind und die Leute sich daher weiter entfernt ansiedeln müssen. Zudem gibt es in den Ufergebüschen sehr zahlreiche, ekelhaft stechende Fliegen. Ich konnte sowohl die gewöhnliche Tsetse-, wie auch die Schlafkrankheitsfliege feststellen. In Ganapia mußte ich Boote und Ruderer wechseln, da die Stromschnellen von Gufuru nicht zu Wasser passierbar sind. Der Mbomu teilt sich kurz vor Ganapia und vereint sich erst etwa fünf Stunden weiter oben wieder. Die dadurch entstehende recht wilde Insel Gufuru birgt nach Aussage der Eingeborenen eine kleine Elefantenart ohne Zähne, richtige Zwergelefanten, die in den Sümpfen und Wäldern der Insel leben und daher schwer erreichbar sein sollen. Es kann sich nicht um durch Inzucht degenerierte Exemplare handeln, da in der Trockenzeit die Tiere stets Verbindung mit den Gebieten südlich des Mbomu haben. Leider machte es mir die Regenzeit unmöglich, dieser Frage näherzutreten. Hier erfuhr ich übrigens noch eine andere interessante Tatsache, die ich

als Beitrag zur Geschichte der Zugvögel nicht unerwähnt lassen will: Eingeborene hatten nordöstlich von Ganapia einen großen Storch getötet, der um das linke Bein einen silbernen Ring mit der Inschrift „Vogelwarte Rositten, Germania, 1910" trug. Leider gelang es mir nicht, in den Besitz dieses Ringes zu gelangen, da die französische Verwaltung Wert darauf legte, ihn nach Paris zu senden.

Nach Passierung vieler Stromschnellen kam ich endlich am 12. Mai an die Stelle, wo der Chinko in den Mbomu mündet. Ich fuhr noch sechs Stunden den Chinko aufwärts und erreichte gegen Abend die auf einer Anhöhe unweit des Flusses gelegene Verwaltungsstation Rafai, wo Leutnant Gillette befehligte. In Rafai befand sich außerdem der Hauptsitz der Gesellschaft der Sultanate des Ober-Ubangi, deren Direktor, Herr Burgeß, mich aufs beste unterstützte. Hier ist auch die Residenz des Sultans Hetman, des zweiten der von mir zu besuchenden großen Sultane des Mbomulandes. Damit war ich in dem Gebiet der Asande oder Niam-Niam, der gefürchtetsten Menschenfresser Zentralafrikas, und ich erhoffte natürlich eine sehr reiche ethnographische Ausbeute. Leider wurde ich arg enttäuscht.

Es zeigte sich wiederum, daß es selbst im innersten Afrika allerhöchste Zeit ist, ethnographisch zu sammeln und zu retten, was noch zu retten ist. In wenigen Jahren findet der Ethnograph nur noch behoste Nigger, europäische Schundwaren statt der Erzeugnisse der Eingeborenen und ein seltsames Gemisch von früheren Stammessitten und europäischen Unsitten; dies alles heißt dann „einziehende europäische Kultur"! Die großen Konzessionsgesellschaften wollen ja nur gegen ihre Waren Kautschuk und Elfenbein einhandeln, aber nichts für die Erziehung des Negers tun.

In kurzen Worten will ich beschreiben, was ich in Rafai vorfand, und jeder wird daraus ersehen, daß man eher glauben könnte, sich in der Negerrepublik Liberia zu befinden, als bei einem Häuptling der Menschenfresser Zentralafrikas. Zunächst hebe ich hervor, daß die meisten Bewohner des Sultanats Rafai gar keine Asande sind, sondern unterworfene Stämme, wie Biri, Ngabu, Nsakkara und

verschiedene Banda. Im Sultanat befinden sich etwa 23000 Seelen, davon sind:

Asande-Bandja . . .	etwa	4500
Biri	„	4500
Ngabu	„	3000
Baia (Kredj)	„	2000
Nsakkara	„	3500
verschiedene Banda .	„	5500

davon sind 5000 Männer, 6000 Frauen, 5500 Knaben, 6500 Mädchen. Ungefähr 3500 Mann sind mit Vorderladern verschiedenster Modelle bewaffnet. Da die Asande-Bandja sehr viele Frauen der angeführten unterworfenen Stämme geheiratet haben, so hat beim Nachwuchs die Reinheit der Asanderasse sehr gelitten, und das Sultanat Rafai ist daher nicht der Platz zu ethnographischen Studien über die Asande. Diese mußte ich mir für später aufsparen.

Sultan Hetman, der Sohn Rafais, ist gänzlich europäisiert (Abb. 204). Er spricht fertig französisch, trägt eine ihm vom französischen Gouvernement speziell verliehene europäische Uniform, und auf seiner stolzen Brust prangt das Offizierkreuz des Ordens des schwarzen Sterns von Benin. Er hat bereits eine Reise nach der Küste unternommen und dort die großen Europadampfer mit allen modernen Einrichtungen gesehen. Er lebt in einem nach Europäerart erbauten Hause mit europäischer Einrichtung, führt europäische Küche und Keller und ladet die Europäer zum Diner ein. Für seine und der Unterchefs Kinder hat er eine Schule eingerichtet, in der französisch unterrichtet wird. Wohl wissend, daß die ursprünglichen Sitten und Gebräuche der Asande-Bandja barbarisch sind, leugnet Hetman ihr Bestehen ab. Während er für alles Europäische ein großes Interesse hat, ist sein Gedächtnis merkwürdig schwach, sobald er über die Geschichte seines Landes, über die Religion der Asande, deren Sitten, Gebräuche usw. befragt wird. Es ist an und für sich ja sehr lobenswert, daß er so dem Fortschritt zuneigt, und er ist bei seiner Europäerfreundlichkeit für die Franzosen ein sehr bequemer Regent des Landes; für den Ethnographen aber ist

es eine arge Enttäuschung, eine solche europäisierte Sultanfigur im Innersten Afrikas zu finden. Natürlich machte seine gesamte Umgebung diesen etwas plötzlichen Wandel mit, und gerade bei ihr wirkte es besonders lächerlich. Hetman selbst, das hebe ich ausdrücklich hervor, will nur das Beste. Er stellt seine Macht ganz in die Dienste der Franzosen und ist gegen alle Europäer stets bescheiden. Doch kann er trotz allem nicht verhindern, daß die europäische Tünche seiner Landeskinder nur eine höchst oberflächliche ist und daß abseits seiner Residenz die alten Sitten und Gebräuche fortbestehen.

Dadurch daß der Neger einen europäischen Anzug trägt, wird sein Verlangen nach Menschenfleisch noch lange nicht unterdrückt. Die ehemaligen Kriegsscharen des Landes, früher bewaffnet mit Speeren, Lanzen, Wurfmessern, Schilden usw., entweder nackt oder in Felle und Rindenstoffe gehüllt, sind nun in die mit Gewehren bewaffnete Armee Hetmans umgewandelt. Ihre Uniformen sind Phantasie-Uniformen; jeder trägt, was ihm beliebt. So findet man französische Uniformen, weiße Röcke, Khakiuniformen, einfache Blusen, Beinkleider verschiedenster Farben, ganz wie in Liberia. Eine Radaumusikkapelle (Abb. 205), eine alte Kanone, Fahnen verschiedenster Farben (auch solche mit arabischen Inschriften, die von Rabehs Armee herstammen) sind vorhanden. Es wird täglich exerziert, und eine Leibwache vor der Hofumwallung des Sultanshauses erweist dem vorüberschreitenden Sultan Ehrenbezeigungen. Oft inspiziert Hetman hoch zu Roß seine Truppen; es ist alles ein großes Soldatenspielen (Abb. 206).

Ich hatte meinen Besuch beim Sultan angekündigt und machte mich daher am 14. Mai zu seiner etwa 15 Minuten von der Station entfernt auf einer Anhöhe gelegenen Residenz auf. Meine Dienerschaft folgte mir und trug die für Hetman bestimmten Geschenke. Sie waren seinem fortschrittlichen Geschmack angemessen, nämlich für ihn ein Zaumzeug mit schönen Silberbeschlägen, eine blaurote, silbergezierte Unterlegdecke für den Sattel, einen Marinedolch mit Koppel, eine Khakireithose; für seine Frauen seidene Tücher, Plüschstoffe und Talmibroschen. Vor der Front seiner aufgestellten Truppen empfing mich

Hetman (Abb. 207), und ich übergab ihm die Geschenke, über die er hocherfreut war. Ich machte verschiedene photographische Aufnahmen, ließ meine Ohren durch seine Musikkapelle martern und betrat dann sein Haus, wo mir französischer Schaumwein kredenzt wurde! Auch seine Frauen und eine ganze Anzahl Mulattenkinder, von denen einige recht niedlich waren, wurden mir vorgestellt. Hetman liebt es, diese Kinder, die meist von ihren Vätern im Stich gelassen sind, zu sich zu nehmen. Wenn dabei auch eine gewisse Eitelkeit und das stolze Gefühl, für die armen Würmer zu sorgen, mitspricht, so zeigt es doch, wie bei vielen seiner Handlungen, daß Hetman recht gutherzig ist. Als Gegengeschenk für meine Gaben erbat ich mir von ihm ethnographische Objekte für die Sammlung. Es machte ihm aber sichtliche Schwierigkeiten, die den Asande eigentümlichen Waffen und Geräte herbeizuschaffen. Es dauerte einige Tage, und viel gab es auch nicht am Hofe Sultans, da dort meist alles aus der Faktorei der Gesellschaft der Sultanate stammt. Dieser Gegensatz zu der Residenz des Sultans Labassu von Nsakkara, bei dem alles noch ursprünglich geblieben ist, berührte mich wenig angenehm. Doch ich will nicht grollen, denn schließlich ist es ja der Zweck von Kolonien, für die europäischen Waren neue Absatzgebiete zu schaffen. Die Geschichte des Landes habe ich, soweit es möglich war, niedergeschrieben und ich will hier nur das Wichtigste erwähnen.

Das Land, welches das heutige Sultanat Rafai umfaßt, war früher von den Banda, Vidri, Patri und Biri bewohnt. Von Süden und Südosten, vom Uelle her, drangen Asande-Bandja nach Überschreiten des Mbomu nach Norden vor und begannen die Bewohner des Landes zu unterwerfen. Von Norden kamen auf ihren Raubzügen arabische Sklaven- und Elfenbeinhändler ins Land. Mit diesen trat Bayaengi und später sein Sohn Rafai in Handelsbeziehungen. Die Araber beließen Rafai als Oberhäuptling und machten ihn zu ihrem Vertrauensmann in dem Gebiet zwischen Chinko und Warrafluß. Besonders Ziber-Pascha gab an Rafai direkt seine Befehle. Rafai unterwarf die eingesessenen Stämme (Banda, Patri, Biri, Vidri) zwischen Chinko und Warra, verschiedene Nsakkara westlich des Chinko und auch den

am obern Kotto sitzenden großen Bandachef Yango. Nur die Ngabu machten ihm große Schwierigkeiten und sperrten den Weg nach Dem-Ziber. Oft kam Rabeh, der Feldhauptmann Ziber-Paschas, zu Rafai, um Soldaten auszuheben, Sklaven und Elfenbein zu kaufen. Auch den Islam brachten die arabischen Händler ins Land; er faßte aber nur sehr oberflächlich Wurzel, so daß er später bald wieder ganz verschwand. Rafai stellte an Ziber regelmäßig ein Truppenkontingent. Daher stammen heute noch die arabischen Fahnen Hetmans, von denen ich zwei als Geschenk erhielt. 1880 war die ägyptische Regierung mit Ziber unzufrieden, berief ihn nach Kairo und hielt ihn dort fest. Sein Sohn Soliman empörte sich deshalb gegen die Regierung, ergab sich jedoch den anrückenden Regierungstruppen. Rabeh, damit nicht einverstanden, zog mit einem Teil der Truppen westwärts und begann auf eigene Faust seine Eroberungszüge. Das Kontingent Rafais unter Führung des Chef Brinzi kehrte zu Rafai zurück. 1883 zog der Forschungsreisende Junker durch das Land.

Während der Zeit des Mahdi und Chalifen hörten die Verbindungen mit dem Norden auf. Rafai zog aus Furcht vor den Derwischen 1886 südlich des Mbomu an den Uelle. Dort geriet er in Kampf mit dem Asandehäuptling Djabir, der ihm seine großen Elfenbeinvorräte nehmen wollte, um sie an die Belgier zu verkaufen. Djabir stand bereits in Beziehungen zur Kongoregierung. Es kam 1889 zu einer unentschiedenen, siebentägigen Schlacht, nach welcher sich Rafai wieder auf das nördliche Ufer des Mbomu zurückzog. Seine Elfenbeinvorräte ließ er zurück und verbrannte sie. Am Mbomu selbst beließ er als Vorposten an der Stelle, wo der Chinko mündet, den Chef Sandu, der zugleich auch den Schutz gegen die Nsakkara im Westen übernehmen mußte. Rafai selbst erbaute seine Residenz eine Tagereise Chinko aufwärts (auf den Karten Rafai ancien). 1893 kam Herr de la Ketulle und verleibte das Land dem Kongostaat ein. Im Februar 1895 nahm Frankreich auf Grund des Vertrages von 1894 Besitz vom Sultanat Rafai, dessen Herrscher sich von nun an sehr franzosenfreundlich zeigten. Mit Waffen und Munition durch die

Franzosen ausgerüstet, eroberte Rafai 1896 die Landschaften, welche die Ngabu noch innegehabt hatten, und setzte seinen Bruder Derbisaka als Chef der Ngabu ein. Dadurch wurde der Weg nach Dem-Ziber frei, was für das Vordringen der Franzosen nach dem Nil sehr wichtig war.

Rafai wollte nun auch den damals am linken Ufer des obern Kotto sitzenden Chef der Kredj (Kreich oder Kretsch) Said Baldas unterwerfen, starb jedoch im Juni 1900 auf diesem Kriegszuge; auch sein Kriegshäuptling Guenipai starb, so daß die Truppen führerlos zurückkehrten.

Auf Rafai folgte noch sehr jung sein Sohn Hetman.

1902 kam Mohammed Senussi, Sultan von Dar-Kuti, an den Kotto, um den Bandachef Yango zu bekriegen. Yango rettete sich jedoch mit etwa 1000 Mann auf ägyptisches Gebiet.

Auch Said Baldas mit seinen Kredj floh nach Norden über die ägyptische Grenze und blieb von nun an am Borufluß.

1903 bis 1904 eroberten die Leute Hetmans unter Bassamango das Gebiet der Vidri. 1905 mußte jedoch Hetman auf Befehl des französischen Gouvernements das Land der Vidri an Labassu, den Sultan der Nsakkara, abtreten. Daher gibt dieses Land auch heute noch Anlaß zu fortwährenden Grenzstreitigkeiten zwischen Labassu und Hetman.

Auf Befehl des Gouverneurs wurden 1906 die Grenzen nach Osten mit dem Sultan Semio geregelt. In dem Sultanat haben nunmehr alle unterworfenen Stämme die Oberhoheit Hetmans anerkannt.

Das Sultanat Rafai fällt mit in das Konzessionsgebiet der Gesellschaft der Sultanate des Ober-Ubangi, welche Kautschuk und Elfenbein aufkauft und viele europäische Erzeugnisse in das Land bringt. Da das Gebiet immerhin trotz ziemlichen Raubbaues und rücksichtslosen Abschießens der Elefanten noch reich an Kautschuk und Elfenbein ist, erklärt es sich, daß Hetman jährlich etwa 45000 Franken Steuer an das französische Gouvernement zahlen kann.

Wenn auch die heutigen Zustände Rafais, wie ich schon anführte, nicht zu ethnographischen Studien geeignet sind, so konnte ich doch von alten Leuten erfahren, wie es früher war, und darüber Material sammeln,



177. Bootfahrt auf dem Mbomu. (S. 260.)



178. Nsakkaramann, Seitenansicht und Vorderansicht. (S. 263.)

so daß ich auch von hier mit einer immerhin ansehnlichen ethnographischen Sammlung und reichlichem Studienmaterial schied. Übrigens erlebte ich in Rafai die große Enttäuschung, daß der größte Teil meiner photographischen Platten trotz Einlötens infolge der Nässe verdorben eintraf. Es war dies ein schwerer Schlag, da auf Ersatz natürlich nicht zu rechnen war.

Von Rafai marschierte ich zunächst zurück an den Mbomu und erreichte diesen Fluß bei Kumbu. Auf dem Marsch dorthin passierte ich das Dorf des Chefs Sandu, eines Onkels des Sultan Hetman. Dieser ältliche Herr hatte noch die Zeiten der Kämpfe und Sklavenjagden mit erlebt; er kannte noch die alten Sitten und Gebräuche und leugnete sie auch nicht ab, wie sein moderner Neffe. Da sein Rat bei Hetman viel galt, fungierte er gewissermaßen als Vorsitzender des Untersuchungsgerichts. Ihm wurden unbequeme Elemente zur Aburteilung überlassen, die bei ihm natürlich hinter den Zäunen seiner Seriba noch nach der alten Methode geschah. Für den fortgeschrittenen Hetman war das sehr bequem; er brauchte ja nicht zu wissen, was bei Sandu vorging; er wollte es wenigstens nicht wissen.

In Kumbu selbst kann man noch nicht die Boote besteigen, da sich zwei Stunden flußaufwärts unpassierbare Stromschnellen hinziehen. Wir marschierten daher den Mbomu entlang bis Bagesse und begannen von dort die Flußfahrt. Diese war jetzt angenehmer, da bis Semio keine großen Stromschnellen vorhanden waren und wir über die kleinen bei dem hohen Wasserstand glatt hinwegkamen. Bei den täglichen Regenmengen, die der Himmel unliebenswürdigerweise niedersandte, stieg der Fluß ständig. Die Äste der Ufergebüsche, die sonst bedeutend über dem Wasserspiegel schwebten, tauchten bereits in die Flut, und es war nicht leicht, geeignete Plätze zum Landen zu finden, da die Ufer mit dichtem Gestrüpp bewachsen waren. Aber auch hier lichtete sich schon etwa 75 Meter vom Fluß entfernt die urwaldartige Galeriewaldzone und ging allmählich in eine mit größeren Wiesenparzellen durchsetzte Parklandschaft über.

Sonderbarerweise blieben meine täglichen Seitenausflüge ohne

besondern Jagderfolg; ich sah sehr wenig Antilopen, fast gar keine Affen, sehr selten Feld- und Perlhühner, aber viele Elefantenfährten. Im Vergleich zu früheren Flußfahrten in Afrika fiel mir die geringe Vogelwelt schmerzlich auf. Flußpferde und Krokodile gab es in Mengen im Mbomu selbst und in seinen Nebengewässern. Außer dem Dorfe Ali an der Mündung des Warra, wohin ich am fünften Tage nach der Abfahrt von Rafai kam, fand ich am Flusse keine größeren Dorfschaften, sondern nur ganz vereinzelte Hütten der Akare, eines von den Asande-Bandja unterworfenen Stammes. Den Grund für die schwache Besiedlung der Ufer bilden auch hier die Unmengen von Stechfliegen direkt am Fluß, die den Aufenthalt wenig angenehm machen; außerdem hindern die alljährlich wiederkehrenden Überschwemmungen die Eingeborenen, sich allzu nahe am Ufer niederzulassen. Merkwürdigerweise üben die Eingeborenen in diesen Gebieten gar keine Fischerei aus und besitzen nur sehr wenig Boote. Dabei birgt der Mbomu einen ziemlichen Fischreichtum. Bei der spärlichen Bevölkerung fand ich viel Krankheit, namentlich Lepra und Elefantiasis. In dem Dorfe Ali residierte als Untersultan Mome, ein leiblicher Bruder Hetmans, und ahmte dort die europäisierten Allüren der Residenzbewohner von Rafai möglichst nach.

Auf der Weiterfahrt von Ali kampierte ich in einem aus vier Hütten bestehenden Akaredörfchen, wo die Bewohner haufenweise geröstete Termiten als willkommene Delikatesse für die Ruderer brachten. Am Abend sammelten sich beim Scheine meiner Lampe eine Unzahl solcher geflügelter Ameisen; mit ihnen erschienen verschiedene Negerbuben, welche die herumflatternden Tiere erhaschten und mit großer Freude lebend verschlangen.

An der Stelle, wo der Dume von Süden in den Mbomu mündet, bezog ich ein Jagdlager. Es war am 26. Mai 1911; ich hatte an diesem Tage die verschiedensten Erlebnisse. Zunächst fing ich ein junges Flußpferd, nachdem das Muttertier verschiedene Male mein Boot attackiert hatte und von mir getötet worden war; es machte mir die nächsten Tage viel Freude. Ich hatte es unterwegs im Boot bei

mir und ließ es abends im Lager an einer Kette so nahe am Flußufer, daß es ins Wasser steigen konnte. Nach einigen Tagen, nachdem es große Mengen in der Flasche gereichter kondensierter Milch zu sich genommen hatte, ging es leider zu seinen Flußpferdahnen ein. Am Nachmittag machte ich einen Pirschgang den Dume rechtsseitig aufwärts und sah ein riesiges Krokodil am Ufer liegen. Ich tötete dieses, verscheuchte aber leider durch meine Schüsse eine Herde Elefanten, die von mir ungesehen in einem Seitenarme des Flusses badeten.

Sehr ärgerlich darüber, wollte ich den etwa 20 Meter breiten Fluß durchschwimmen und auf der andern Seite den Elefanten folgen. Ich wurde aber von meinen eingeborenen Führern in Hinblick auf die vielen Krokodile davon abgehalten. Daher ging ich bis zum Lager zurück, nahm dort ein Boot und fuhr den Dume aufwärts, bis zu der Stelle, wo ich die Elefantenfährte aufnehmen konnte. Von da ab folgten wir ihr durch einen übelriechenden Sumpf, bis an die Brust im Wasser watend und durch das dichte Schilf einen Weg bahnend. Am Ende des Sumpfes mußten wir eine überschwemmte Wiese passieren und stießen dabei auf ein Krokodil. Dieses nahm erst meinen Führer an; als dieser jedoch mörderlich schrie und mit seinem Speer um sich schlug, suchte es an mir vorbei das Weite und riß mich dabei fast um. Leider hatte ich infolge des Geschreis meines Führers zum zweiten Male Pech. Die Elefanten standen etwa 20 Meter vor uns im hohen Gras und brachen nun aus; ich konnte nur zum Schusse kommen, indem ich meinem Führer auf die Schultern stieg, da wir viel zu tief im Sumpfe steckten. Ein starker Elefant erhielt zwei Kugeln; wir folgten der Fährte, fanden starken Schweiß, mußten aber bei einbrechender Dunkelheit die Suche aufgeben. Dann traten wir den beschwerlichen Rückzug durch den Sumpf an, fanden endlich unser Boot und fuhren in stockfinsterer Nacht bei strömendem Regen, ständig von Flußpferden begrunzt, den reißenden Dume abwärts dem Lager zu.

Mit Passierung der Warramündung trat ich in das Gebiet des dritten Sultanats, in das Land Semios, ein und gelangte am 31. Mai in die Nähe seiner Residenz.



Kautschukliane.

Zwölftes Kapitel.

Im Lande Semios.

In Semio eingetroffen, blieb ich zunächst in der ziemlich dicht am Fluß gelegenen Faktorei. Der französische Verwaltungsposten lag etwa 17 Kilometer flußaufwärts von dieser entfernt, der Sultanssitz selbst etwa 15 Kilometer nördlich des Flusses. Gegenüber der Faktorei, 3 Kilometer südlich des Mbomu, lag der belgische Kongoposten Gangara, wo ich Leutnant de Roy de Wicken traf. Ich fand bei ihm gastliche, sehr kameradschaftliche Aufnahme und konnte Erkundigungen über das Gebiet südlich des Mbomu einziehen.

Leider war es nicht möglich, größere Exkursionen in das belgische Gebiet zu machen, da die Asande dort sehr feindlich waren. Zur Zeit meiner Anwesenheit lagen mehrere Kompagnien der Force publique, der belgischen Kolonialtruppe, im Kriege gegen die Sultane Mokpoi, Linsingino und Sassa. Der Besatzung des Postens Gangara selbst war es vom Gouvernement untersagt, Vorstöße vom Posten aus zu machen, um diesen nicht von Truppen zu entblößen. Dieser Zustand war natürlich für meine ethnographischen Studien und Sammlungen recht wenig günstig. In der nächsten Nähe des Postens selbst befanden sich nur wenige Akaredörfer. Ich beeilte mich, unter diesen Umständen zum Sultan Semio zu kommen, und brach am 3. Juni zu ihm auf.



Semio, Sultan der Asande Avungura.
Aquarell von E. M. Heims.

Semio Ikpiro empfing mich nach längerm Zögern mit einem Untersultan und einem Dolmetscher und geleitete mich im ersten Hof seiner Seriba in ein geräumiges Fremdenhaus.

Der Sultan war gut gebaut und etwa 1,75 Meter groß. Er war 65 Jahre alt und machte einen sympathischen Eindruck (s. bunte Tafel). Zunächst erinnerte er allerdings an einen sehr selbstbewußten, recht eigensinnigen, alten, schlauen Bauern und zeigte sich absolut mißtrauisch gegen mich. Als er aber erst Vertrauen gefaßt hatte, wurde er bereitwilliger und zugänglicher. Da ich weder Kautschuk und Elfenbein, wie die Kaufleute, von ihm wollte, noch beabsichtigte, eine seiner Frauen zu heiraten, und da ich ihm überdies versicherte, ich würde sehr bald wieder weiterziehen, gelang es mir, seine Zuneigung zu gewinnen. Ich erhielt das, was ich wollte, nämlich das nötige Material und die verschiedensten Sammlungsgegenstände für meine ethnographischen Studien.

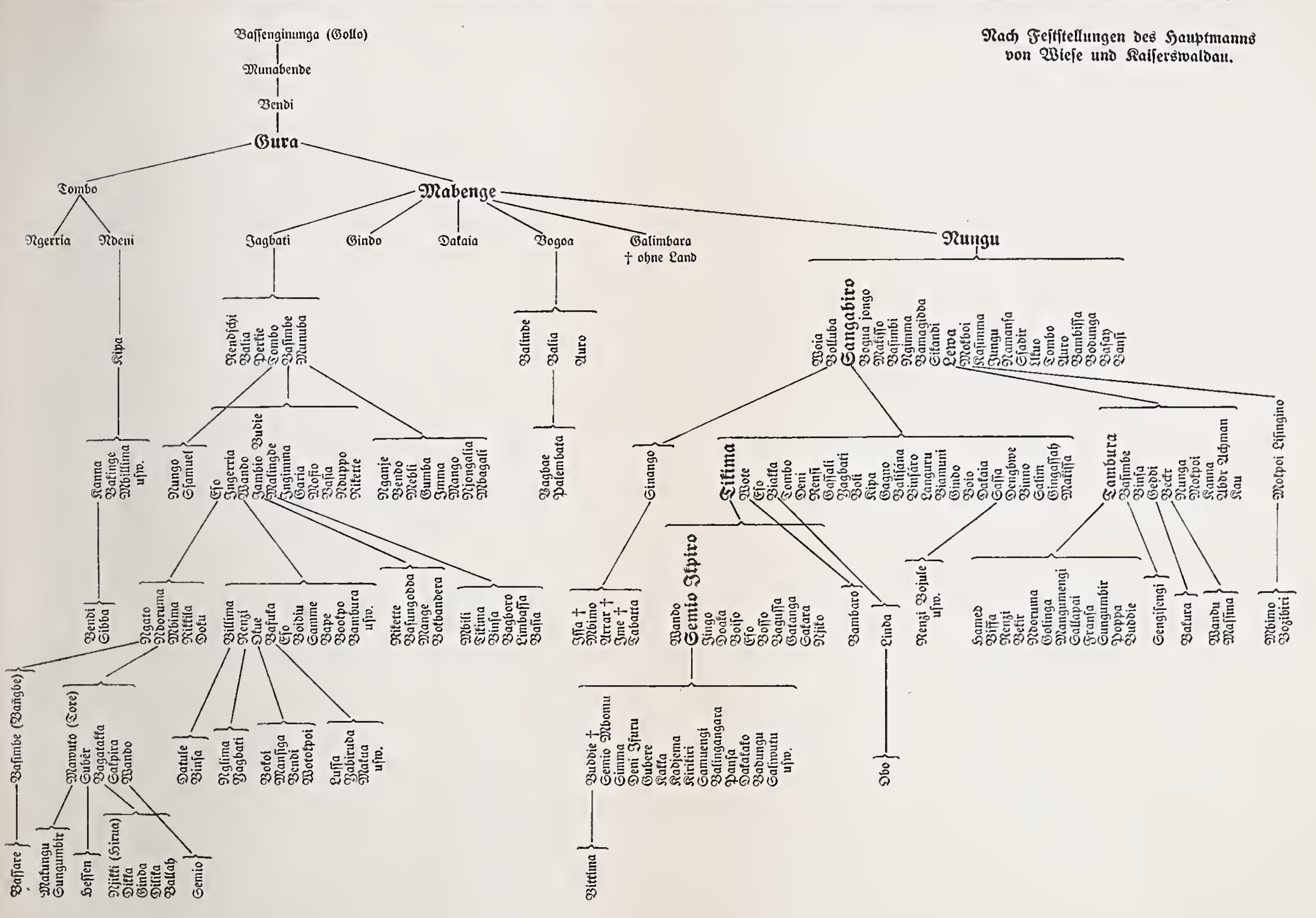
Semio Ikpiro zeigte sich auch in seinem Äußern ganz als das Gegenteil von Hetman, dem Sultan von Rafai. Er trug ein langes arabisches Gewand, niemals europäische Kleidung, nur schützte den Kopf ein großer, grauer, breitkrempiger Filzhut. In der Hand trug er eine übermannshohe Lanze, auf die er sich beim Gehen stützte. Als ich ihn so dahinschreiten sah, ruhig und gemessen in allen seinen Bewegungen, kam mir unwillkürlich der Vergleich mit einem alten Patriarchen. Trat er in mein Haus, so wurde für ihn eine niedrige, mit einem Teppich belegte Bank aufgestellt, auf der er sich niederließ. Niemals setzte er sich auf einen Stuhl europäischer Art. Die ihn begleitenden Würdenträger nahmen in Hockstellung oder sitzend auf mitgebrachten Strohmatten vor dem Hause Platz. Obgleich Semio selbst nie ein überzeugter Mohammedaner war, neigte er doch für seine Person viel mehr dazu, arabische als europäische Sitten nachzuahmen. Wohl hatte er einen arabischen Fakir bei sich, aber er verrichtete nicht die vorgeschriebenen täglichen Gebete. Doch war aus der Zeit, in welcher er Vasall der arabischen Sklavenjäger und später der ägyptischen Regierung gewesen war, viel an ihm haften geblieben.

Ich überreichte ihm meine Gastgeschenke, meist arabische Gewänder,

Zaumzeug, Hirschfänger usw., und brachte ihm die Grüße des Herzogs, worauf er sehr bedauerte, diesen nicht selbst bewirten zu können. Im Laufe der Unterhaltung fragte er des öftern nach unserm Kaiser. Auch kam er immer wieder auf den Forschungsreisenden Junker zu sprechen, der vor mehr als drei Dezennien bei ihm gewesen war und dem er ein gutes Andenken bewahrt hatte. Die Unterhaltung ging allerdings nicht allzu glatt vonstatten, da der alte Herr viel Zeit zum Überlegen brauchte. Ich fand jedoch trotzdem sein Gedächtnis ganz hervorragend, denn ich erhielt von ihm einen Stammbaum fast sämtlicher Asande-Dynastien bis in das 9. Glied aufwärts, sowie recht ausführliche Auskunft über die Geschichte seines Landes (s. die Stammtafel). Wenn man bedenkt, daß er alles ohne jede schriftliche Aufzeichnung aus seinem Kopf heraus gab, so ist dies geradezu staunenerregend. Wieviele Leute gibt es bei uns in Europa, die nicht einmal wissen, wie ihre Großeltern hießen! Als einziges Hilfsmittel für sein Gedächtnis ergriff Semio eine Anzahl Holzstäbchen, an denen er die einzelnen Generationen abzählte und an denen er mir durch einen künstlich ausgedachten Aufbau auf dem Erdboden die Genealogie klar machte. Alle Tage, von früh bis abends, mit einer Mittagspause von zwei Stunden, saß er geduldig bei mir und beantwortete meine Fragen. Es ist mir natürlich nicht möglich, alles, was ich von ihm erfuhr, hier wiederzugeben. Ich will nur das Hauptsächlichste aus der Geschichte seines Landès erzählen.

Das heutige Gebiet des Sultanats Semio war ehemals im Besitz verschiedener autochthoner Stämme. Dies waren am Mbomu selbst die Biri, Akare, Bassiri oder Sere, nördlich von diesen die Vidri, Ngabu und verschiedene andere Bandastämme, die Gollo und Pambia und noch weiter nördlich die Kredj, welche auch Baia genannt werden. Mit Ausnahme der Kredj, die unter stärkeren Häuptlingen standen und schließlich nach Norden verzogen (heute nördlich der Grenze des Sultanats unter der Familie Said Baldas), existierten bei all diesen Stämmen keine großen Sultane, sondern nur kleinere Gemeinschaften, die untereinander stets in Fehde lebten. Es trat daher den eindringenden stärkeren Elementen keine widerstandsfähige größere Völker-

Stammtafel der Familie der 1911 herrschenden Sultane Semio Ikpiro und Tambura (Familie der Asande Avungura).



masse entgegen, und so wurde es den Eroberern des Landes nicht allzu schwer, eine dieser kleinen Gemeinschaften nach der andern zu unterjochen. Die Eroberer waren die von Süden vom Uelle und Bilifluß kommenden Asande und von Norden her die arabischen und sudanesischen Sklavenjäger, sowie Elfenbeinhändler.

Neben unbedeutenderen Asande war als erster der einflußreiche Asande Barambo Saramio ins Land nördlich des Mbomu gekommen und hatte sich bei Nsuppa, östlich von Kadjema, etabliert. Saramio war jedoch kein edler Asande der herrschenden Klasse, sondern ein gewöhnlicher Mann des Stammes. Ihm gelang es, die Bassiri unter dem Chef Gule zu bezwingen, ferner den Asande Mboddima Doaka, der am Kerefluß saß, die Akare (Karre) unter verschiedenen Häuptlingen, und die Biri unter Chef Nduru. Lange währte die Herrlichkeit Saramios jedoch nicht, denn es kamen vor etwa 130 Jahren vom Uelle her starke Asandescharen unter Nungu, einem Sohne des mächtigen Uellesultans Mabenge, also unter einem edeln Asande der herrschenden Familie, und Saramio sagte sich, daß er diesen nicht widerstehen könnte. Er war klug genug, keinen Kampf zu wagen, sondern, der Macht des Stärkern sich fügend, sein Land an Nungu zu übergeben. Nungu ließ ihn am Mbomufluß als Unterhäuptling und gab ihm zur Belohnung eine seiner Töchter zur Frau.

Dieser Nungu, aus der Familie der Asande Avungura (dies ist die Herrscherfamilie), ist der Begründer der Linie Asande Nungu und ist der Urgroßvater des heutigen Sultans Semio Ikpiro. Im Uellegebiet sind heute noch alle Sultansitze im Besitz der Familie Avungura.

Die Sultane von Djabir, Bangassu und Rafai sind dagegen Asande Bandja.

Der älteste mir bekannt gewordene Ahn der Avungura ist Bassenginunga, im 9. oder 10. Glied aufwärts vom heutigen Geschlecht. Auf diese folgten in direkter Linie als Sultane am Uelle sein Sohn Munabende, dann dessen Sohn Bendi, dann dessen Sohn Gura.

Gura hatte zwei Söhne, Tombo und Mabenge. Letzterer ist

der Stammvater aller heute herrschenden Avungura. Nach Mabenges Tode wurde sein Land unter vier seiner Söhne verteilt, während einer namens Golimbara ohne Land gestorben war und der jüngste, Nungu, nach Norden zur Begründung eines neuen Reiches zog.

Die Verteilung des Landes Mabenges war folgende: der Älteste, Gindo, blieb südlich des Uelle; Dakaia und Bogoa erhielten den westlichen Teil des Landes zwischen Uelle und Mbomu, Yapati (Yagbati) den östlichen Teil. Yapati ist der Ahn der heutigen großen Sultane Bokoi und Renzi, sowie der Großvater Uandos, über den Schweinfurth berichtet hat.

Nungu, der fünfte Sohn Mabenges, überschritt vor etwa 130 Jahren den Mbomu östlich des heutigen Kadjema, nahm, wie schon berichtet, die Unterwerfung Saramios an, starb aber bald darauf im Gebiet zwischen Mbomu und Mboku, nachdem er angefangen hatte, das Land zu unterwerfen.

Sein Sohn Bolluba zog weiter östlich, etwa nach dem heutigen südwestlichen Bahr-el-Ghazal. Seine Nachkommen und die seines ihm folgenden Bruders Lewa sind die heute in Tambura herrschenden Asande.

Ein anderer Sohn Nungus, der dritte, Sangabiro (Sabiro, Zeli) schuf das Sultanat, das uns heute als das Semios bekannt ist. Er unterwarf mit Energie die am Mbomu und Mboku angesessenen Stämme, die Bassiri, die Akare, Gollo, Biri und auch nördlich verschiedene Banda und Kredj (Baia). Die meisten seiner zahlreichen Brüder blieben bei ihm als Unterhäuptlinge. Außer den beiden oben genannten Bolluba und Lewa etablierte sich nur sein Bruder Mokpoi südlich des Mbomu als selbständiger Landeschef. Das gesamte Gebiet Sangabiros erbte sein ältester Sohn Tikima. Als einziger der Söhne Sangabiros machte sich Sassa von seinem ältesten Bruder Tikima unabhängig und blieb ebenfalls südlich des Mbomu, westlich des Mokpoigebietes. Die Sultanate Mokpoi und Sassa machten in letzter Zeit den Belgiern viele Schwierigkeiten.

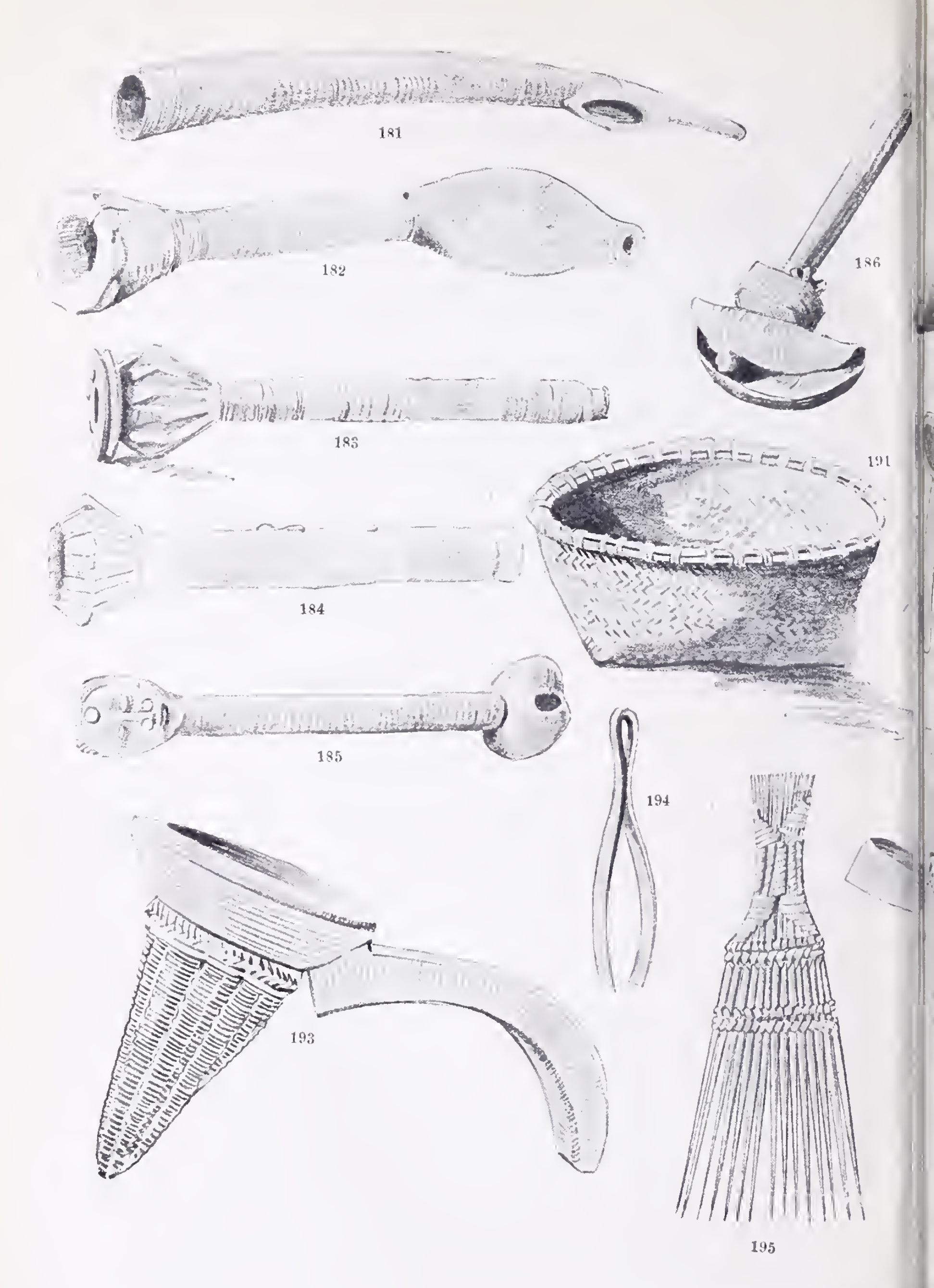
Tikima führte zunächst wegen Grenzstreitigkeiten einen für ihn



179. Njakkaramänner. (S. 263.)

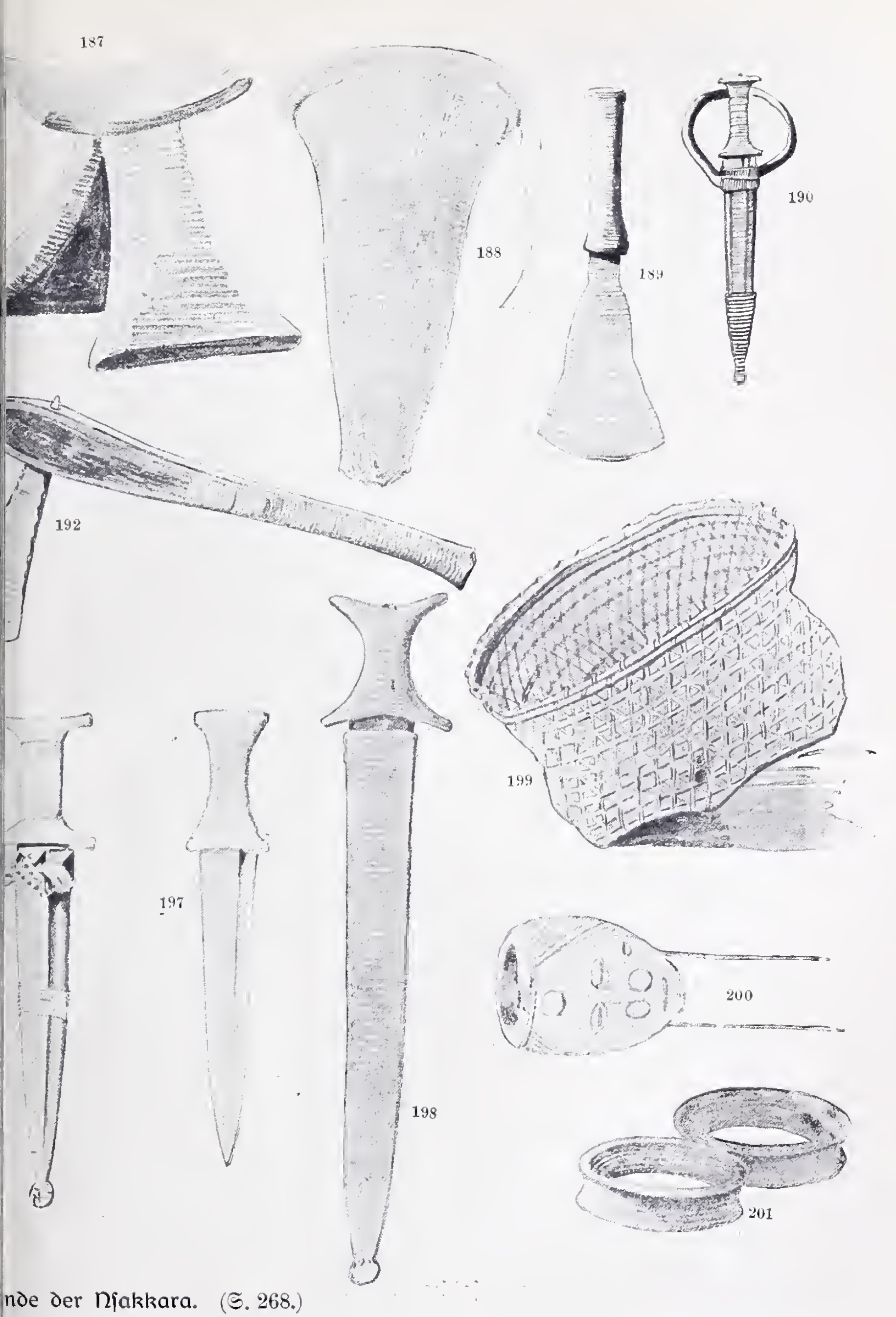


180. Njakkaradorf. (S. 263.)



181—201. Ethnographische Ge

181. Elfenbeintrompete. 182, 183, 184, 185. Tabakpfeifen. 186. Handglocke. 187. Kopfstütze beim Schla zu tragen. 191. Lebensmittelkorb. 192. Beil. 193. Bierfilter. 194. Eisenpinzette. 195. Kamm



nde der Nſakkara. (S. 268.)

. Lebensmittelkorb. 189. Schlagmeſſer zum Fällen kleiner Bäume. 190. Dolchmeſſer, um den Oberarm
197, 198. Dolchmeſſer. 199. Lebensmittelkorb. 200. Tabakspfeife. 201. Armringe aus Elfenbein.



202. Frisuren der Njakkara. (S. 263.)

glücklichen Krieg mit seinem westlichen Nachbar, dem Sultan Rafai, ferner unternahm er verschiedene Züge zur Unterwerfung der autochthonen Stämme.

Da drangen von Norden her die arabischen Sklavenjäger mit ihren Truppen ins Land, raubten viel Elfenbein und viele Leute, unter anderem auch einen Sohn Tikimas, Mokpoi Gatanga. Diese Periode der Feindseligkeiten mit den Arabern währte fünf Jahre, dann knüpfte Tikima notgedrungen mit ihnen freundschaftliche Beziehungen an. Er wurde sogar sehr gut Freund mit dem mächtigsten Araberhändler Ziber, der ihn zu seinem Bevollmächten für das ganze Asandeland bis zum Uelle machte. Zur Bekräftigung dieser Freundschaft gab Tikima dem Ziber seine Tochter Nakungba zur Frau und setzte seinen Bruder Balisana als ständigen Mittelsmann in Dem-Ziber ein.

Sultan Mokpoi, der sich, wie oben gesagt, südlich des Mbomu selbständig gemacht hatte, blieb stets den Arabern feindlich. Daher sandte Ziber seine Truppen unter Anur Anga gegen ihn. Mokpoi unternahm des öftern Eroberungszüge weit nach Norden gegen die Kredj und Banda (Häuptling Jango, den Sohn Gorros und Bruder Jifforos). Infolgedessen geriet er auch sehr häufig in Streitigkeiten mit Tikima.

Tikima starb, etwa 65 Jahr alt, und hinterließ sein Reich seinem Sohne Semio Ikpiro, dem heutigen Sultan.

Zibers Herrlichkeit wurde durch seine Festnahme in Kairo beendet. Sein Sohn Soliman unterwarf sich der ägyptischen Regierung (Gessi-Pascha), und Zibers Feldhauptmann, Rabeh, damit unzufrieden, zog selbständig nach Westen ins Tschadseegebiet und gründete dort ein gewaltiges Reich. Semio verstand es, sich klug in die neuen Verhältnisse zu schicken; er wurde ein guter Vasall der ägyptischen Gouverneure des Bahr-el-Ghazal, Gessi-Paschas und Lupton-Beys. Als der Bahr-el-Ghazal für die Ägypter durch die madhistische Bewegung verloren ging, drangen auch die wilden Derwischscharen in das Land Semios ein. Es gelang aber dem Sultan, sie zurückzuwerfen, nachdem er kennen gelernt hatte, welche Räuberhorden die Anhänger

des Mahdi und des Chalifen waren. Auch später hat er den Derwischen stets erfolgreichen Widerstand geleistet. Doch verlegte er sicherheitshalber, obgleich der Hauptteil seines Gebietes nördlich des Mbomu lag, seine Residenz auf einen Berg zwei Kilometer südlich des Mbomu, auf den Gangara, wo sich heute der belgische Posten befindet.

1887 kamen die ersten Offiziere des Kongostaates unter Hauptmann Milz zu ihm und nahmen das Land für den Freistaat in Beschlag.

1896 jedoch fiel alles Land nördlich des Mbomu durch internationale Abmachung an Frankreich, und bald erschienen die Expeditionen Liotards und Kommandant Marchands, letzterer auf seinem bekannten Zuge nach Faschoda. Semio mußte zu diesen Zügen viele Leute als Führer und Träger stellen.

Da er nicht bei den Kongolesen bleiben wollte, verlegte Semio seine Residenz wieder nördlich des Mbomu auf französisches Gebiet, wo sie schon früher, vor den Mahdi-Einfällen, gewesen war.

Vor Beginn der Derwischkämpfe war sein früher von Ziber-Pascha gefangener Bruder Mokpoi Gatanga zurückgekehrt. Dieser wurde der Feldhauptmann Semios. Als solcher führte er für seinen Bruder und Sultan die Kämpfe gegen die Asande Bandja am Bilifluß unter Chef Lua, außerdem focht er gegen die Akare zu deren weiterer Unterwerfung, sowie gegen die nördlichen, noch nicht ganz unterworfenen Stämme. Fortwährende Kriege führte er bis vor wenigen Jahren gegen den selbständigen Mokpoi Linsingino südlich des Mbomu.

Durch diese glücklichen Kriege bei den Basingern des Sultans sehr beliebt, wurde Mokpoi Gatanga dem Semio Ikpiro zu mächtig und erweckte damit den Argwohn, daß er sich selbständig machen könnte. Man suchte daher eine Gelegenheit, ihn unschädlich zu machen.

Als 1910 der erstgeborene und als Thronfolger in Aussicht genommene Sohn Semios, genannt Buddie, plötzlich starb, beschuldigte man Mokpoi Gatanga, ihn vergiftet zu haben. Es wurde auf Betreiben des Sultans ein Attentat auf ihn verübt. Auf der Jagd

angeschossen, flüchtete er sich schwer krank auf den französischen Posten. Der Postenführer nahm ihn in seinen Schutz und gab ihm ein Dorf in seiner Nähe. In diesem lernte ich Gatanga als einen intelligenten, sympathischen Mann kennen und erhielt von ihm viele interessante Beiträge zur Geschichte des Landes.

Mit dem Tode Buddies ist der zweite Sohn des Sultans, Semio Mbomu, Thronfolger geworden; er ist aber ein Säufer und direktionsloser Geselle. Das französische Gouvernement wird ihn daher nach dem Tode Semios kaum anerkennen, sondern wohl vorziehen, das Land unter die besten Söhne Semios, Gubere und Badunga, und unter Mbittimo, den Sohn des verstorbenen Buddie, zu teilen. Damit würde das Sultanat in verschiedene Hände kommen.

Zur Zeit meiner Anwesenheit waren folgende Söhne und Enkel als Semios Untersultane im Lande:

Semio Mbomu, im Lande östlich des Warraflusses, westlich Semio,
Badunga, am mittlern Warra,
Djema (Simma), am obern Goangoa, Nebenfluß des Warra,
Mbittimo, Enkel Semios, Sohn Buddies, östlich Semio am Bakari,
Kaka, am obern Warra,
Kadjema, am Zusammenfluß von Mbomu und Mboku,
Gubere, am obern Mboku,
Samuengi, der die Dörfer um den französischen Posten herum regiert.

Am obern Mbomu und nördlich davon saß zu meiner Zeit Mokpoi Linsingino, der aus dem belgischen Gebiet in das französische übergetreten war. Bei ihm befanden sich seine Söhne Mbimo und Bozibiri.

Im südöstlichen Winkel des französischen Gebietes am obersten Mbomu lagen Dörfer des Sultans Toro (Wute), eines Sohnes Ndorumas.

Zwischen Mboku und Mbomu östlich von Kadjema saßen die Söhne Rindas: Wagitere, Obo und Yabassira. —

Unter Aufbietung größter Geduld und Ausdauer war es mir gelungen, von Semio Näheres über seine Herkunft und sein Land zu hören. Gänzlich ablehnend verhielt er sich aber, sobald ich irgendwelche Fragen an ihn richtete, die sein Familienleben, seine Religion, die Sitten und Gebräuche seiner Asande betrafen. Absolut mißtrauisch, witterte er hinter jeder Frage Unheil. Auch dafür, mir ethnographische Sammelgegenstände zu überlassen, zeigte er leider recht wenig Interesse. In das Innere seiner Residenz konnte man nicht gelangen, ohne vier mit Graszäunen umgebene Vorhöfe zu durchschreiten. Doch ließ er mich nicht eintreten. Das weibliche Geschlecht wurde gänzlich meinen Blicken entzogen. Überall herrschte eine auffallende Ruhe, und man sah verhältnismäßig überhaupt sehr wenig Menschen, so daß man kaum glaubte, sich am Hofe dieses großen zentralafrikanischen Fürsten zu befinden. Ich hatte jedenfalls das Gefühl, daß Semio und seine Untertanen mit Schmerzen den Tag meines Abmarsches herbeisehnten.

Nachdem er mir die Versicherung gegeben hatte, daß ich freien ungehinderten Durchmarsch durch sein Gebiet bis zur Bahr-el-Ghazalgrenze erhalten solle und er Befehle voraussenden würde, mich mit Trägern, Booten, Ruderern und Verpflegung in seinem Lande zu unterstützen, schied ich frohen Mutes von ihm und ahnte nicht, wie wenig von seinen Versprechungen gehalten und welche Schwierigkeiten sich mir entgegenstellen würden.

Lange wird Semio Ikpiro wohl nicht mehr leben, denn sein Gesundheitszustand schien mir sehr erschüttert. Nach seinem Tode wird, falls die Absichten des französischen Gouvernements durchgeführt werden, wie ich schon schrieb, sein Land geteilt werden, und es können dann leicht Thronfolgestreitigkeiten unter seinen Söhnen und Enkeln entstehen. Daher würde das Gouvernement gut tun, die beabsichtigte neu zu errichtende Tirailleurkompagnie möglichst bald in dieses Land zu senden, denn die bisherigen Machtmittel: 1 Offizier, 2 Unteroffiziere, 40 Soldaten für das ganze Sultanat, sind viel zu schwach bemessen. Nach Verstärkung der Truppenmacht würde es auch eher gelingen, den



203. Stromschnellen im Mbomufluß. (S. 272.)



204. Sultan Hetman von Rafai. (S. 276.)

Eingeborenen mehr Disziplin und Achtung vor den Europäern beizubringen, als das bisher der Fall war.

Nach dem Aufenthalt bei dem Sultan verlebte ich einige Tage mit Leutnant Desmier und Dr. Bernard, deren ich mich in Dankbarkeit erinnere. Ich befand mich auf dem letzten von mir zu passierenden französischen Posten, denn bis zu der zirka 250 Kilometer entfernten Bahr-el-Ghazalgrenze befinden sich keine weiteren militärischen Verwaltungsstationen.

Am 14. Juni brach ich, nachdem ich den Hauptteil meines Gepäcks in zwei Kanus vorausgesandt hatte, weiter ostwärts zu Fuß auf. Der Hauptzweck dieses Marsches war für mich, das Volk der Akare, anscheinend die seit 130 Jahren von den Asande unterworfenen Ureinwohner des Mbomulandes zwischen dem heutigen Semio und Kadjema kennen zu lernen. Durch Vermittlung des französischen Postens erhielt ich vom Sultan Semio dessen Sohn Samuengi als Begleiter und Dolmetscher mit mir, sowie 22 Akare als Träger. Beim Anblick dieser Akare sank meine Begeisterung für den Landmarsch allerdings bedeutend, denn es präsentierten sich mir wahre Bilder des Jammers. Es waren total unterernährte, von Schlafkrankheit und Lepra befallene Leute, von denen ich keine besonderen Marsch- und Tragleistungen erwarten konnte: im wahren Sinne des Wortes Vertreter eines unterjochten Volkes. Daß es sowohl dem sogenannten allmächtigen Sultan, als auch dem französischen Posten nicht möglich gewesen sein sollte, mir besseres Trägermaterial zu verschaffen, wollte mir nicht einleuchten. Unwillkürlich kamen mir, wie so oft auf meiner Reise durch die Sultanate des Ubangi, im Gegensatz hierzu die Unterstützung und die Dienste in angenehme Erinnerung, die uns anläßlich der Expedition des Herzogs 1907/1908 der Sultan Msinga von Ruanda in Deutsch-Ostafrika geleistet hatte. Im Vergleich zu ihm erschienen mir die hiesigen Sultane als gänzlich einflußlos.

Von den 22 Akareträgern brachen bereits wenige Kilometer hinter dem Posten zwei Mann ohnmächtig zusammen, zwei erkrankten im ersten Lager, und drei rissen unterwegs im Busch aus, einer davon

unter Mitnahme eines Segeltuchsackes, enthaltend mein gesamtes Bettzeug, Moskitonetz, meinen einzigen warmen Mantel und verschiedene Stiefel. Es war wenig angenehm für mich, die nächste Zeit bei den feuchtkalten Nächten ohne Bett und Moskitonetz zubringen zu müssen. Da die Gegend östlich Semio sehr dünn bevölkert ist, und viele Dorfbewohner auf die meist durch Trommelsprache übermittelte Nachricht meines Anmarsches in den Busch geflüchtet waren, hielt es sehr schwer, Trägerersatz zu schaffen.

Der fortwährende Regen beeinträchtigte das Vorwärtskommen sehr. Östlich von Zingara hatten wir einen angeschwollenen Fluß auf einer provisorischen Laufbrücke zu überschreiten. Nachdem bereits der erste Teil meiner Lasten glücklich hinübergeschafft worden war, brach die Brücke unter dem allzu großen Gewichte der passierenden Menschen zusammen. Verschiedene Leute erlitten beim Sturz von hoch oben in den reißenden Fluß erhebliche Verletzungen und wurden dadurch für den Weitermarsch untauglich. Zwei meiner Verpflegungskisten gingen verloren. Einige Träger, die sich noch auf der andern Seite des Flusses befanden, benutzten die durch Zusammenbruch der Brücke entstandene Verwirrung, um sich weiterer Dienste durch Flucht in das hohe Gras zu entziehen. Erst nach energischem Einschreiten gegen einen Asandechef, der das nächstliegende Akaredorf kommandierte, gelang es mir, nach langem Warten Ersatzträger zu erhalten. Ich führte den widerspenstigen Häuptling solange mit mir, bis sein Sohn die verlangten Träger mit meinen Lasten nachbrachte.

Da ich in dem Lande nichts zu essen fand, des Ärgers mit den Trägern in den letzten Tagen herzlich müde war und mich ein Fieber packte, das mich für den Transport in den Zustand eines willen- und hilflosen Kollis versetzte, beschloß ich am 19. Juni, den Weitermarsch aufzugeben und die Reise von Gasua aus mit Booten fortzusetzen. Obgleich die Fahrt stromaufwärts bei den vielen Krümmungen des Mbomu die dreifache Zeit wie der Marsch zu Fuß erforderte und nun wieder die Not mit den Ruderern begann, zog ich bei meinem kläglichen Zustande doch diese Beförderung vor. Auch auf dieser

Strecke fand ich, wie überall direkt am Fluß, infolge der jedes Jahr sich wiederholenden Überschwemmungen gar keine Dörfer, so daß die Ernährung meiner zwölf Ruderer auf große Schwierigkeiten stieß. Nur durch die Jagd konnte ich Abhilfe schaffen. Ich schoß außer einigen Wasserböcken und Schwarzfersenantilopen auch ein 5¼ Meter langes, sehr starkes Krokodil, in dessen Magen ich eine kurz vorher verschlungene Antilope in Größe einer ausgewachsenen Ziege völlig intakt mit Kopf und Läufen vorfand. Der Mbomu, in dessen Ufergebüschen es auch hier von der uns übel belästigenden Glossina palpalis (Schlafkrankheitsfliege) wimmelte, hatte nur noch eine Breite von etwa 35 Meter.

Am 26. Juni gelangte ich endlich nach Kadjema, wo Kasimma oder Kadjema, ein Sohn Semio Ikpiros, als Untersultan residierte. Hart westlich von Kadjema mündet der Mboku, von Nordosten kommend, in den Mbomu ein. Von hier aus kann man nach Gubere in 8, an die Bahr-el-Ghazal-Grenze in 14 Tagemärschen gelangen, während man im Boot allein bis Gubere 14 Tage braucht. Ich zog daher den Landmarsch vor und brach nach kurzem, durch Trägerwechsel verursachtem Aufenthalt in Kadjema, dem Laufe des Mboku folgend, mit 35 Trägern auf.

Ich kam in das Land der Bassiri oder Sere, die bis vor etwa 130 Jahren unter selbständigen Häuptlingen in dem Gebiet zwischen Mboku und Warrafluß saßen und jetzt ebenfalls von den Asande unterworfen sind. Die Bevölkerung zeigte sich, soweit sie nicht in den Busch geflüchtet war, mehr als ablehnend, was natürlich für die Regelung meines Transport- und Verpflegungswesens höchst nachteilig war. Meist marschierten wir durch lichten Buschwald, dessen Passieren durch übermannshohes Gras recht unbequem wurde. Nur an den meist sehr schwierig zu überschreitenden Flüssen und Sümpfen fanden wir urwaldartige Galeriebestände. Frische Elefanten- und Büffelfährten kreuzten ständig unsere Route, und oft hörten wir die Tiere dicht bei uns, ohne die Möglichkeit zu haben, zu Schuß zu kommen.

Am 30. Juni hörte ich in einer Galeriewaldung vor mir trommelartige Klänge und glaubte, in der Nähe eines Dorfes angekommen zu

sein. Mein Führer belehrte mich jedoch, daß sich vor mir Schimpansen befänden, die dieses Geräusch durch Trommeln auf hohlen Baumstämmen hervorbrächten. Vorsichtig kroch ich im dichten Unterholz etwa einen Kilometer vorwärts und befand mich bald mitten in der über mein Erscheinen wenig erfreuten Schimpansenherde. Gräßlich schreiend und heulend erklommen die Tiere die haushohen Baumstämme und sprangen wütend in den Baumkronen herum. Ich beobachtete dieses amüsante Schauspiel einige Zeit; leider war es zu dunkel, um die Kamera arbeiten zu lassen. Ich erlegte aber ein außergewöhnlich starkes Männchen, als dieses Miene machte, mich anzunehmen (Abb. 208). Daß es sich hier um ein Prachtexemplar seiner Gattung handelte, mögen folgende Maße beweisen:

Körperlänge vom Scheitel bis zur Fußsohle	1,57	Meter
Brustumfang, unter den Armen gemessen, bei ausgestoßener Luft	0,85	"
Bauchumfang	0,72	"
Oberschenkelweite	0,46	"
Größte Länge des Schädels	210	Millimeter
Größte Breite des Schädels	136	"

Ein kurzer Aufenthalt in dem Dorfe eines Landeshäuptlings, genannt Obo, eines Sohnes Rindas, belehrte mich von neuem, daß ich bisher auf meinen ausgedehnten Streifzügen im Innern Afrikas niemals mit einem solchen passiven Widerstande der Eingeborenen zu kämpfen hatte, wie hier bei den Asande des Semio Ikpiro. Man kann von ihnen tatsächlich sagen, daß sie höchst unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind. Alle kleineren Stämme werden von den Asande-Eroberern aufgesogen und laufen Gefahr, von der Bildfläche zu verschwinden. Fand ich doch schon Unmengen von Leuten, die ihre eigene Muttersprache nicht mehr kannten und sich nur noch der Asandesprache bedienten. Dieser Zustand ist sehr bedauerlich, denn es steckte ursprünglich in den unterworfenen Stämmen mehr Arbeitskraft und Intelligenz als in den Eroberern, die ihre Erfolge meist ihrem Zusammenarbeiten mit den arabischen Sklavenjägern zuzuschreiben haben.



205. Musikkapelle des Sultans Hetman. (S. 277.)



206. Strafgefangene in Rafai. (S. 277.)



207. Offizieller Besuch beim Sultan Hetman. (S. 278.)
× von Wiese.

Die Akare fand ich schon so entnervt und entartet, daß man von ihren alten Sitten kaum noch etwas erkennen konnte. Die Bassiri dagegen präsentieren sich noch heute, trotz der langen Unterdrückung und aller Sklavenzüge, als ein kraftvoller, arbeitsfroher Stamm mit reger Industrie und gutem Ackerbau; besonders fiel mir ihr heiteres Gemüt auf.

Es wäre besser, wenn das Gouvernement diesem Stamme Häuptlinge aus den alten regierenden Bassirifamilien, die noch vorhanden sind, geben und die Asande Avungura, die jede Entwicklung des Landes nur hemmen, ihrer Sultansitze für verlustig erklären würde. Diese Nichtstuer könnten ja dahin zurückgehen, von wo sie vor 130 Jahren hergekommen sind, an den Uelle! Freilich, mit den Machtmitteln, die das französische Gouvernement zurzeit im Lande hat, ist es nicht möglich, Wandel zu schaffen.

Trotz des strömenden Regens marschierte ich am 1. Juli weiter durch unbesiedeltes, sehr busch- und bachreiches Gebiet, wo ich viele frische Elefantenfährten traf. Daher beschloß ich, einen Jagdtag einzuschieben. Ich hatte Glück, denn ich erlegte einen starken Elefantenbullen. Ich mußte ihn mir allerdings sauer genug verdienen, da er auf der andern Seite des reißenden Mboku stand. Da half denn nichts anderes, als das Gewehr umzuhängen und trotz der freundlichen Aussicht, von einem Krokodil gepackt zu werden, das Wasser zu durchschwimmen. Zum Lohn dafür kam ich im hohen Gras bis auf 10 Meter an den Elefanten heran und streckte ihn mit zwei wohlgezielten Schüssen. Ins Lager zurückgekehrt, sandte ich meine Träger aus, um das Fleisch holen zu lassen, das für die Eingeborenen bei der knappen Verpflegung eine sehr willkommene Delikatesse war. Sie brachten am Abend Unmengen von Fleisch ins Lager, fraßen sich ordentlich voll und — empfahlen sich dann in der Nacht auf Nimmerwiedersehen. Das war eine üble Morgenüberraschung. Sogar die mir vom Häuptling gestellten Begleitbasinger (Sultansoldaten mit Gewehren) hatten sich mit auf und davon gemacht.

So saß ich denn im Busch mit meinen Boys, den zwei französischen Tirailleurs und dem Sohne Semios, ohne einen Träger! Nur

wer sich selbst in ähnlicher Lage befunden hat, kann sich die Gefühle für unsere lieben Schwarzen vorstellen, die man in solchen Momenten empfindet. Ich sandte meine Soldaten in die Umgegend, d. h. in die einen Tagemarsch weit entfernten Dörfer nach Ersatzträgern aus, doch kehrten sie ohne Erfolg zurück. Ich selbst dagegen hatte mehr Erfolg. Ich sagte mir, daß die Umgegend von meiner glücklichen Elefantenjagd sicher Nachricht erhalten habe und daß ich bei dem Kadaver wohl Leute finden würde. Die Kerls lieben das Fleisch ja auch noch dann, wenn es bereits seinen Geruch einige Meilen weit gegen den Wind verbreitet. Ich trat den dreistündigen Marsch bis zu dem Ort an, wo der Elefant von mir erlegt worden war, schlich mich heran und griff auch richtig mit meinen Boys sechs Leute. Die übrigen nebst vielen Weibern und Kindern entflohen. Die letzten Tage mußte hier ein großes Schmausen stattgefunden haben, denn ich fand etwa zwei Dutzend Feuerstellen. Mit den sechs gefangenen Leuten, alle zusammen an einen langen Strick gebunden, kehrte ich ins Lager zurück und marschierte am nächsten Morgen weiter, indem ich alle meine Lasten außer sechs im Busch zurückließ. Erst nach siebenstündigem Marsch traf ich auf ein Dorf, wo die Mutter Guberes, also eine Frau Semios, wohnte, die mir versprach, Leute auszusenden, um meine Lasten herbeizuschaffen. Ich hauste inzwischen ohne Zelt in einer elenden Strohhütte.

Da meine Lasten nicht ankamen, brach ich nach dem zwei Tage entfernten Gubere auf. Diese Tage bei ständigen Wolkenbrüchen, ohne Zelt, ohne ordentliche Verpflegung, ohne Kleider zum Wechseln, gehörten mit zu den unangenehmsten meiner ganzen Reise. Ich beschloß, sobald ich im Wiederbesitz aller Lasten wäre, schleunigst dieses ungastliche Gebiet zu verlassen und in den englischen Bahr-el-Ghazal zu eilen.

In Gubere traf ich zwei Engländer, die Herren Howitt und Vincent, sowie den mir aus Muansa nicht unbekannten Österreicher Schindeler an. Alle drei waren mit 45 Waniamwesiträgern aus Uganda gekommen, um im Sultanat Semio gewerbsmäßig Elefanten zu jagen.

Diese Elefantenjagd ist übrigens nur noch bei den Franzosen möglich, die alle internationalen Abkommen zur Schonung des Wildes in Afrika ignorieren. In allen anderen Kolonien hat der Europäer gegen Lösung eines Jagdscheins von 1000 Mark nur das Recht, zwei männliche Elefanten zu schießen, bei den Franzosen jedoch zahlt man 6 Franken Jagderlaubnisgebühr und kann schießen, soviel man will. Ich erinnere nur an Herrn Coquelin, der in wenigen Monaten bei Fort de Possel 106 Elefanten erlegte, bis er durch den 107. Elefanten selbst getötet wurde. Die drei obengenannten Herren hatten allerdings die Rechnung ohne den Wirt gemacht; denn die französische Konzessionsgesellschaft, die das alleinige Recht der Ausbeutung von Kautschuk und Elfenbein in diesen Gebieten hat, legte gegen die gewerbsmäßige Elefantenjagd dieser Herren ein energisches Veto ein. So mußten sie denn wieder abziehen, ohne die mindestens 200 Elefanten, von denen sie erst sprachen, erlegt zu haben.

Über den Reichtum dieses Landes an Elefanten gibt man sich übrigens meist sehr trügerischen Hoffnungen hin. Es gab einstmals im Mbomulande sehr, sehr viele und zwar recht große Herden. Die Gewinnsucht der Araber, zu der sich seit zwei Dezennien die der Europäer gesellte, hat aber dafür gesorgt, daß jährlich Unmengen der Tiere getötet wurden. Erst in der letzten Trockenzeit wurden bei Gasua an einem Tage 91 Elefanten durch Feuertreiben zugrunde gerichtet, bei Gubere an einem Tage 37! Nur so weiter, und es wird in wenigen Jahren überhaupt keinen Elefanten mehr geben!

Mit dem Kautschuk ist es genau dasselbe. Die Lianen werden sinnlos zerschnitten, neue werden nicht gepflanzt. Wenn nur die Herren Aktionäre der Konzessionsgesellschaften momentan hohe Dividenden und die Agenten gute Prozente erhalten, dann ist alles gut, und man kümmert sich recht wenig darum, ob es in Zukunft noch Kautschuk und Elfenbein geben wird. Ich habe mich oft gefragt, was eigentlich in diesem Lande später einmal anstelle von Kautschuk und Elfenbein Gewinn bringen soll, denn man hat auch nicht im entferntesten den Versuch mit irgendwelchen anderen Kulturen gemacht, Vieh existiert überhaupt

kaum, außer einigen Dutzend Kühen bei den Sultanen, und nach Bodenschätzen hat man bisher nirgends gesucht. Die recht dünne Bevölkerung ist mehr als indolent und von üblen Krankheiten, wie Lepra, Schlafkrankheit und Elefantiasis, heimgesucht. Die französische Regierung täte daher recht gut daran, sich bei Zeiten über die Zukunft dieser Gebiete klar zu werden.

Am 8. Juli kamen endlich, nachdem ich ständig Leute ausgesandt und dem Distriktshäuptling gehörig zugesetzt hatte, meine liegengebliebenen Lasten an. Sie befanden sich aber in einem jämmerlichen Zustande! Durchweicht und teilweise geöffnet! Das schöne Fell des erlegten Riesenschimpansen war durch die Nässe fast verfault, eine Last mit ethnographischen Gegenständen war gestohlen, kurz es war traurig!

In Gubere begann wieder die Not, neue Träger zusammenzubringen, und es half nur die sehr energische, wenn auch nicht ausführbare Drohung, den Häuptling sofort nach dem 200 Kilometer entfernten französischen Posten zu transportieren. Ich bekam wirklich 50 Leute.

Am 9. Juli trat ich den Marsch nach der Bahr-el-Ghazal-Grenze an, indem ich meine Träger streng bewachte. Im Lager wurden die Leute stets in Hütten eingesperrt. Auf dem Marsch und im Lager fortwährend nur damit beschäftigt, auf diese Kerls aufzupassen, konnte ich leider nichts sammeln, keine Studien machen und nicht auf Jagd gehen. Außerdem waren in den Dörfern alle Bewohner entflohen, da sie fürchteten, ebenfalls zu Trägerdiensten herangezogen zu werden. Die Bevölkerung war überhaupt nicht an Europäer gewöhnt, denn seit der berühmten Expedition Marchand (Zug nach Faschoda vor 15 Jahren) war hier kein Europäer mehr durchpassiert.

Leider hatte ich auf dem Marsch von Gubere zur Grenze noch einen recht unangenehmen Unfall. Beim Überschreiten eines reißenden Baches auf einem darüber gelegten großen Baume glitt ich aus, fiel in den Bach und verlor meinen Tropenhut. Ehe ich ans Ufer konnte und mein davongeschwommener Hut wieder aufgefischt war, holte ich mir infolge der prallen Sonne einen schweren Sonnenstich, der sich



208. Riesenschimpanse, von Wieses Beute. (S. 296.)



209. Sudanesische Soldaten der anglo-ägyptischen Armee. (S. 306.)

in fortwährenden Ohnmachtsanfällen, Erbrechen, Fieber und wahnsinnigen Kopf- und Gliederschmerzen äußerte. Wenn auch natürlich Nachwirkungen eine Zeitlang zu verspüren waren, so erholte ich mich doch nach zwei Tagen wenigstens wieder so weit, daß ich den Marsch notgedrungen fortsetzen konnte; es war unbedingt nötig, denn meine Kolonne aus zirka 60 Köpfen hatte nichts zu essen.

Zwischen Mafi und Amet stieß ich auf ganz frische Elefantenfährten; ich folgte ihnen etwa drei Stunden weit und traf im dichten Busch eine kleine Herde, aus der ich einen Bullen schoß. Das Fleisch der Elefanten war mir für meine Träger sehr willkommen, denn es war auch hier mit der Verpflegung sehr knapp. Auf dem Wege von dem Platze, wo ich das Tier erlegt hatte, bis zum Lager stieß ich auf eine starke Büffelherde, die um mich herum im hohen Grase brüllte und absolut keine Miene machte, sich zu entfernen. Der Führer bat mich dringend, nicht zu schießen, da die Tiere stets annähmen. Er selbst kletterte auf einen Baum und ersuchte mich, auch heraufzusteigen. Da ich von unten in dem hohen Grase nicht schießen konnte, kletterte ich ebenfalls hinauf und war gerade oben angelangt, als ein starker Bulle in wilder Fahrt auf unsern Platz loskam und mit dem Schädel unsern Baum bearbeitete. Nun schoß ich von oben, worauf der größte Teil der Büffel abzog. Nur noch zwei blieben außer unserem ersten Gegner um den Baum zurück. Erst nachdem ich zum zweiten Male auf diesen geschossen hatte, folgten sie dem schwer schweißenden Bullen ins hohe Gras. Wir zogen vor, einige Zeit auf dem Baum sitzen zu bleiben und uns dann schleunigst zu entfernen. Erst am nächsten Morgen ging ich an den Baum zurück und fand unweit des Baumes den Bullen verendet. Es war wieder ein Beweis dafür, daß mit Büffeln, namentlich in hohem Grase, nicht zu spaßen ist.

Beim Häuptling Amet, dem Sohne des Sultans Tambura, wollte ich die Träger wechseln. Amet versprach mir felsenfest, Verpflegung und Träger zu bringen. Als ich mich nach zweitägigem Hungern und Warten in sein Dorf begab, saß der edle Fürst allein mit seinen Weibern da. Alle Männer des Dorfes waren abwesend. Ich mußte

daher, nachdem mich ein aufgegriffener Führer nach einer falschen Richtung geführt hatte und dafür tüchtig durchgeprügelt worden war, mit meinen Gubereträgern, ohne zu wechseln, weiterziehen. Verständlicherweise war die Begeisterung der Leute nicht gerade groß, größer war jedenfalls die Sucht auszureißen.

Als ich in Boki einen Ruhetag machte und den größten Teil meiner Leute mit Lasten nach Tambura entsandte, benutzte auch der Rest der Leute, die ich bei mir behalten hatte, die Gelegenheit zur Flucht. Ich hatte meine Soldaten mit vorausgesandt und die Träger in meinem Lager frei herumlaufen lassen, ohne sie ständig an der Leine zu haben. Ich sagte mir, wenn die Leute so lange ausgehalten hatten, würden sie es im Hinblick auf die ihnen winkende gute Bezahlung nun auch noch einen Tag bis Tambura tun. Doch man lernt nie aus! Die Kerls ließen ihren bereits verdienten Lohn im Stich, und wieder saß ich im Busch ohne Träger!

Glücklicherweise sandte mir der Posten Tambura zwei Sudansoldaten, um Träger in den verstreuten Hütten aufzugreifen. Nach zwei Tagen hatte ich sieben Mann beisammen, mit denen ich unter Mitnahme meiner wichtigsten Sachen den Marsch nach Tambura fortsetzte. Von Tambura aus wurde später der Rest der Lasten aus Boki herangeholt.

Als ich die Häuser des anglo-ägyptischen Sudanpostens Tambura vor mir sah, wurde mir leichter ums Herz und als ich von Hauptmann Stephenson, einem sehr netten englischen Offizier, auf das liebenswürdigste begrüßt und aufgenommen wurde, vergaß ich bald, was an Ärger, Anstrengungen und Schwierigkeiten der letzten Wochen hinter mir lag. Und so werden auch für die Zukunft nur die angenehmen Erinnerungen an die drei Sultanate bleiben. Gern und dankbar werde ich mich der französischen Offiziere und Agenten erinnern, die mir im innersten Afrika auf ihren einsamen Posten liebenswürdigste Gastfreundschaft und Unterstützung gewährt haben.

Wenn ich ein Gesamturteil über die drei Sultanate abgeben soll, so möchte ich sagen, daß ich wenig Grund gefunden habe, in die Zukunft dieser Gebiete besonders vertrauensvoll zu blicken.

Nie habe ich bisher in Afrika ein Land gesehen, wo der Einfluß des weißen Mannes so gering und die Indolenz und der passive Widerstand der Eingeborenen so groß ist wie im französischen Mbomulande.

Diesen Mißständen könnte die französische Regierung sehr wohl abhelfen, wenn sie das Land unter Verstärkung der militärischen Kräfte in geregelte Verwaltung nehmen und es nicht einerseits der Ausbeutung der Konzessionsgesellschaften, andererseits der Herrschaft der Sultane und ihres Anhangs überlassen würde.

Im Sultanat Bangassu, wo sich das Volk der Eroberer mit den Unterworfenen schon stark vermischt hat, muß die Macht des Sultans gebrochen und an dessen Stelle ein den Franzosen absolut ergebenes Organ gesetzt werden, wie dies bereits in Rafai der Fall ist.

Schwieriger steht es im Sultanate Semio. Die Angehörigen der Familie der Asande Avungura, welche die Sitze des Sultans, der Häuptlinge, Unterhäuptlinge und Dorfchefs innehaben, halten sich streng von den Unterworfenen abgesondert. Vor etwa 130 Jahren als Fremdlinge in das Land eingedrungen, haben sie auf diese Gebiete gar kein Recht. Durch ihre fortwährenden Kriegszüge, durch ihr Zusammenarbeiten mit den arabischen Händlern und den schwunghaft betriebenen Sklavenhandel haben sie das Land und seine Urbewohner ruiniert.

Jetzt, nachdem durch das energische Eingreifen der anglo-ägyptischen Regierung die Wege, auf denen die Sklaven nach Norden weggeschafft wurden, gesperrt sind und damit diese Erwerbsquelle bedeutend unterbunden ist, sitzen die selbstherrlichen Avungura müßig in ihren Dörfern und nützen die unterjochten Völker auf andere Weise für ihre Zwecke aufs schamloseste aus. Ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd, sonst arbeiten sie nichts. Die unterdrückten Stämme müssen die Feldarbeit verrichten, ihre besten Frauen hergeben und Kautschuk und Elfenbein bringen, wofür die Avungura den hohen Gewinn einstecken. Als Bezahlung fordern sie von den europäischen Kaufleuten vielfach Gewehre, Pulver und vor allem Alkohol und erhalten unglaublicherweise auch

dies alles. Ich fand Asande, die durch den Absinth so verdorben waren, daß sie das Delirium hatten, z. B. Semio Mbomu, den eigentlichen Thronfolger des Landes. Als ausführende Organe der weit entfernt sitzenden Verwaltung sind sie fast gar nicht zu gebrauchen, z. B. wenn es heißt, Träger oder Verpflegung herbeizuschaffen. Zum Teil wollen sie es selbst nicht, andererseits sind sie gar nicht imstande, da sich in solchen Fällen die Eingeborenen vor ihnen in den Busch flüchten. Warum also will man dieses unproduktive, degenerierte Herrenvolk länger im Lande dulden? Die Stationierung einiger Kompagnien Soldaten und die Einführung geregelter Verwaltung würden genügen, um die Asande Avungura ihrer Stellung zu entheben und den alteingesessenen Stämmen der Akare, Vidri, Biri, Patri, Sere usw. ihre ehemaligen Landstriche unter eigenen Stammeshäuptlingen zurückgegeben. Mit Freuden würden diese Völkerschaften, welche dadurch die Bedingung zur freien Entwicklung wieder erhielten, den Franzosen treue Gefolgschaft leisten. Weniger angenehm würde dies allerdings den Aktionären und Agenten der französischen Handelsgesellschaften sein, die in den Avungura ihre besten Kunden verlieren würden.

Ein weiterer Punkt, der mich für die Bevölkerung mit Sorge erfüllte, sind die vielen Krankheiten, wie Schlafkrankheit, Lepra und Elefantiasis. Was in diesen Gebieten an Menschenmaterial aus den Kriegs- und Sklavenzügen der Araber und Asande übriggeblieben ist, wird nun durch diese Krankheiten stark mitgenommen. Die infolgedessen vorhandene geringe Bevölkerungsziffer habe ich bei Beschaffung von Trägern, Ruderern und Verpflegung oft genug schmerzlich empfinden müssen.

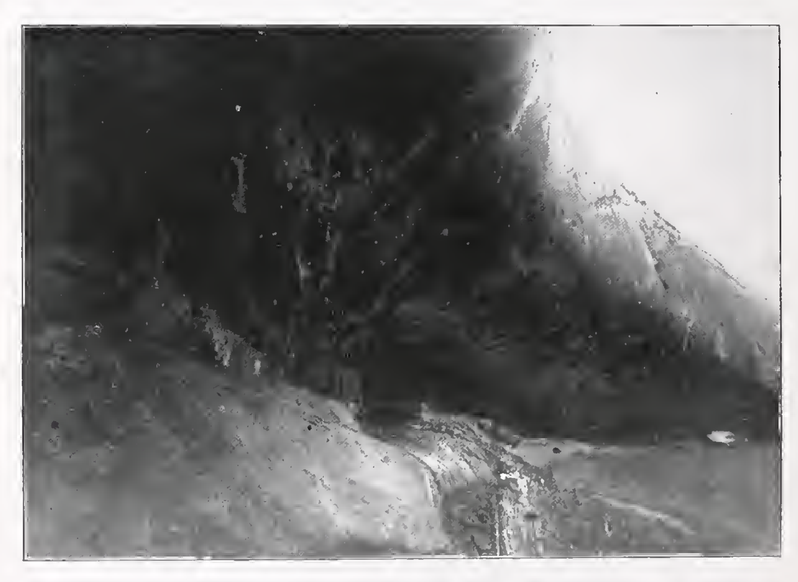
Ferner muß man sich mit Sorge fragen, was denn aus diesen Gebieten einmal werden soll, wenn die Konzessionen abgelaufen sind. Denn dann wird es wohl auch mit den Elefanten vorbei sein, die, wie mehrfach erwähnt, sinnlos abgeschossen werden. Ebenso werden dann auch die Kautschukbestände durch den Raubbau vernichtet sein, da sie nicht durch Anlage neuer Pflanzungen ergänzt



210. Pambiamädchen. (S. 309.)



211. Pambiaberge. (S. 315.)



212. Höhle in den Pambiabergen. (S. 314.)

werden. Mit irgendwelchen anderen Möglichkeiten, welche die Entwicklung des Landes fördern könnten, hat man sich bisher nicht beschäftigt.

Sehr ungünstig für eine Entwicklung dieser Gebiete ist auch ihre geographische Lage. Die Sultanate liegen mitten in Zentralafrika, an einer Wasserader, die von Yakoma ab als nicht mehr schiffbar zu bezeichnen ist. Wenn auch überall kleine Boote fahren können, so ist doch das ewige Umladen und das Passieren der Stromschnellen so unbequem und schwierig, daß der Mbomu niemals als große Verkehrsstraße in Frage kommen kann. Wollte man durch Sprengen der Stromschnellen den Fluß regulieren, so würde dies ungeheure Kosten verursachen, so daß es billiger und bequemer wäre, längs des Flusses eine Eisenbahn zu bauen. Der beste Weg, die Sultanate für den Verkehr zu erschließen, wäre immer noch, eine Eisenbahn vom Ubangi durch den Uelledistrikt nach Süden an den Kongostrom zu bauen und damit an diese ständig schiffbare Wasserader Anschluß zu gewinnen.



Nildampfer.

Dreizehntes Kapitel.

Im Bahr-el-Ghazal.

Mit Eintreffen auf dem Posten Tambura hatte ich bereits die Wasserscheide zwischen dem Flußsystem des Kongo und des Nil überschritten, die genau auf der Grenze zwischen dem französischen und anglo-ägyptischen Gebiet liegt.

Die erste Zeit in Tambura war der Erholung gewidmet, denn die Anstrengungen der letzten Wochen waren etwas reichlich gewesen. Der Kommandant des Bezirks und Postens, der englische Hauptmann Stephenson (in ägyptischen Diensten Bimbaschi, d. i. Major), nahm mich auf das liebenswürdigste auf und war geradezu rührend in seinen Bemühungen, mir alles so angenehm wie möglich zu machen. Leicht hatte er es in Tambura nicht, denn die Bevölkerung war, als er ins Land kam, noch gar nicht an Europäer gewöhnt, und die Beschaffung von Verpflegung und Trägern machte daher große Schwierigkeiten. Stephenson war der erste Europäer, der hier seinen Sitz genommen hatte; bis vor sechs Monaten kommandierte in Tambura noch ein schwarzer Offizier. Außer dem Bimbaschi gab es noch einen ägyptischen Hauptmann, einen ägyptischen Leutnant, einen sudanesischen Leutnant, einen syrischen Arzt und fünfzig schwarze Soldaten auf der Station (Abb. 209). Der Posten selbst war aus höchst primitiven

Stroh- und Lehmhütten errichtet. Die Soldaten machten einen guten militärischen Eindruck und exerzierten recht exakt. Die Disziplin ließ nichts zu wünschen übrig. Alles das berührte mich aufs angenehmste. Wenn auch die Eingeborenen scheu waren, so zeigten sie sich doch, wenn man mit ihnen zu tun hatte, stets respektvoll und nicht so unverschämt und die Person des Europäers so nichtachtend wie in der französischen Nachbarkolonie. Sie wußten sehr wohl, daß der Europäer die Macht hat, gegen sie einzuschreiten und auch sie zu bestrafen.

Die herrschenden Asande waren hier dank dem Durchgreifen des Bimbaschi nicht das indolente Gesindel wie im Sultanat Semio. Vorläufig ist der Bahr-el-Ghazal noch für jeden Handel gesperrt und er wird nicht eher geöffnet, als bis die Eingeborenen an die Verwaltung gewöhnt sind. Dadurch wird vermieden, daß die Agenten der dividendenhungrigen Kautschuk- und Elfenbeinkompagnien auf das Land losgelassen werden und durch falsche Behandlung der Eingeborenen Unheil stiften. Für die Gewinnung von Kautschuk und Elfenbein wird später noch genug Zeit sein. Während im französischen Kongo in wenigen Jahren keine Elefanten mehr vorhanden sein werden, wimmelt es hier davon. Weibliche Tiere dürfen überhaupt nicht getötet werden; die Strafe hierfür ist 100 Pfund Sterling. Der Europäer darf nur zwei männliche Tiere im Jahr schießen; der Jagdschein kostet 50 Pfund Sterling. Die Elefanten aus dem französischen Gebiet ziehen sich natürlich alle nach dem Bahr-el-Ghazal hin.

Tambura ist nach dem heute herrschenden Sultan genannt. Dieser gehört zu der Familie der Asande Avungura, der gleichen Familie wie Sultan Semio Ikpiro und alle die Asandesultane des Uelle- und Mbomulandes. Auch hier finden wir als herrschende Klasse die Asande, als Beherrschte solche Völker, die vor der Einwanderung der Asande das Land in Besitz hatten. Die Beherrschten sind um Tambura herum die Pambia, nach Westen, nach Gubere zu, die Bassiri oder Sere, nach Osten die Bellanda, nach Nord- oder Südwesten die Abarambo. Die Dorfchefs, Unterhäuptlinge und Untersultane sind stets Asande. Über Tamburas Herkunft erfuhr ich folgendes:

Nach dem Tode des Uellesultans Mabenge (etwa vor 130 Jahren) verließ dessen fünfter Sohn Nungu das Land, in das sich seine ältern Brüder Gindo, Yapati, Dakaia und Bogua teilten, und zog nordwärts, um sich ein neues Land zu erobern. Nungu überschritt den Mbomu bei dem heutigen Platz Nsuppa und begann die eingesessenen Stämme der Bassiri oder Sere und die Akare zu bekriegen. Er bestimmte, daß nach seinem Tode die östliche Hälfte des eroberten Landes sein ältester Sohn Bolluba, die westliche sein zweiter Sohn Sangabiro erhalten sollte, während die jüngeren Söhne bei den älteren Brüdern als Untersultane bleiben sollten. Sangabiro gründete nach seines Vaters Tod in dieser westlichen Hälfte das Land, welches heute Sultanat Semio heißt. Bolluba nahm seinen Sitz in der östlichen Hälfte, etwa am obersten Mbomu, etwas nördlich des heutigen Gubere. Mit Bolluba zog sein jüngerer Bruder Lewa, der in der Gegend des heutigen Tambura als Untersultan eingesetzt wurde. Lewa gewann große Beliebtheit, und viel Volk strömte ihm zu. Teils auf friedlichem, teils auf kriegerischem Wege unterwarf er sich die Pambia, die in dem Lande seit Jahrhunderten eingesessen waren, und sein Einfluß vergrößerte sich immer mehr. Bolluba wurde daher neidisch auf seinen Bruder und geriet in Zwistigkeiten mit ihm, starb aber, noch ehe diese endgültig zum Austrag kamen. Bollubas Sohn Sinango nahm jedoch die offenen Feindseligkeiten gegen seinen Onkel Lewa auf. Als diese für ihn wenig günstig ausfielen und er einsah, daß er selbst nichts ausrichten könne, wandte er sich an die arabischen Sklavenhändler des nördlichen Bahr-el-Ghazal, fabelte ihnen von ungeheuren Elfenbeinlagern Lewas vor, lockte sie dadurch ins Land und hetzte sie gegen Lewa. Unter dem Araber Abdel Kadr begann die Hetze, die mit dem Tode Lewas am Berge Kanebebi endete, wohin er sich mit dem Rest seiner Leute geflüchtet hatte. Am Fuße dieses Felsberges befindet sich heute noch das Grab Lewas; es wird besonders gepflegt. Die Araber fanden nicht das erhoffte Elfenbein und nahmen, darüber sehr erzürnt, die Söhne Lewas, Tambura, Beko und Geddi, als Gefangene mit sich. Der verräterische Sinango starb und hinterließ das



213. Tal in den Pambiabergen. (S. 315.)

214. Im hohen Grase. (S. 317.)

215. Asande mit Fellschürzen, aus Hiruas Gebiet. (S. 314.)

Land seinem Sohn Issa, der jedoch bald von den Arabern getötet wurde. Issas Bruder Mbimo wurde später von Sultan Semio Ikpiro verjagt. Semio Ikpiro gab diesen Teil des ehemaligen Bollubalandes an seinen Sohn Gubere. Als Gessi-Pascha den Bahr-el-Ghazal von den arabischen Sklavenjägern säuberte, ließ er Tambura und seine Brüder frei und sandte sie in das Land ihres Vaters Lewa zurück, wo sich Tambura als Sultan durchsetzte. Beko und Geddi blieben als Untersultane bei ihm. Damit entstand das heutige Sultanat Tambura.

Die Gegend südlich von Tamburas Gebiet, der südliche Bahr-el-Ghazal, ist das Gebiet der Söhne Esos, Ngatu und Ndoruma, die den arabischen Eindringlingen stets erfolgreichen Widerstand geleistet haben. Der mächtigste von ihnen ist Mawuta oder Tore; doch besteht keine einheitliche Leitung mehr, da die verschiedenen Söhne Ngatus und Ndorumas sich einzeln selbständig gemacht haben.

Zunächst wandte ich mein Interesse den alteingesessenen Landeseinwohnern um Tambura herum, den Pambia (Abb. 210), zu. Die Überlieferung sagt, daß die Pambia in uralten Zeiten weit von Westen her in ihr jetziges Gebiet eingewandert seien, und zwar aus einem Gebiet, wo Zwerge leben. Wahrscheinlich handelt es sich um das Gebiet zwischen dem mittlern Ubangi und Südkamerun. Die Pambia sprechen, soweit sie nicht die Asandesprache angenommen haben, eine Sprache, die von der der hiesigen Völkerschaften ganz verschieden ist. Als Endziel ihrer Wanderung von Westen her hatten sie sich eine Gegend reich an Felsbergen mit versteckten Höhlen gewählt. Es sind dies die Biagassaberge am obersten Mbomu, südlich Gubere, und die Amombaweiaberge, eine Tagereise südlich Tambura. Diese Landschaft heißt Nangau.

Jahrhundertelang führten die Pambia in diesen Bergen ihr Dasein. Außer etwas Telebunkorn (ein Gras mit eßbarem Samen) bauten sie nichts an, sondern lebten von der Jagd. Namentlich Elefanten, Klippschliefer, Ameisen und vor allem Menschenfleisch galten als Delikatesse. Kam ein Angehöriger eines andern Stammes zu nahe an die Felsberge, so wurde er ein Opfer der Menschenfresserei. Vieh haben die Pambia nie besessen. Ihre Waffen waren stets kurze Pfeile und Bogen, Speere

und kurze Messer. Schilde und Wurfmesser fand ich nicht. Im Falle der Gefahr zogen sie sich in ihre versteckten, leicht zu verteidigenden Felshöhlen zurück. Es fehlte ihnen jedoch eine einheitliche Führung, ein großer, gemeinsamer Häuptling. Sie zersplitterten sich in viele kleine Gruppen unter kleinen, einflußlosen Führern. Daher war es später den eindringenden Asande unter Lewa nicht schwer, von den kleinen Stämmen einen nach dem andern zur Unterwerfung zu bringen. Die wesentlichsten dieser Gruppen mit ihren Häuptlingen waren:

die	Pambia	Abugba	unter	Häuptling	Banginsa,
„	„	Avubatto	„	„	Bakkofah,
„	„	Avuddima			
„	„	Avusugbo	„	„	Garrua und seinem Sohn Bandima,
„	„	Avumeia	„	„	Basu,
„	„	des Chefs Gassa in den Biagassabergen.			

So gab es viele Gruppen; wer eine größere Familie mit genügend Anhang hatte, machte sich als Häuptling selbständig. Erbliche Sultans- oder Häuptlingsstellen und einen besondern Adel gab es scheinbar nicht.

Mit der Eroberung des Landes durch die Asande sanken die Pambia zur arbeitenden, unterjochten Klasse herab. Die Asande nahmen ihnen ihr Land und ihre Weiber und damit die Bedingungen zur weitern freien Entwicklung. Die Sitten und Gebräuche, sowie die Sprache der Eroberer wurde auch den Unterworfenen aufgedrängt, und da ihre Widerstandsfähigkeit nicht groß genug ist, so geht das Volk der Pambia im Laufe der Jahre, aufgesogen durch die Asande, seinem Ende und damit dem Verschwinden entgegen. Schon jetzt, ein Jahrhundert nach der Unterwerfung, ist es außerordentlich schwer, die alten Sitten und Gebräuche der Pambia aus denen der Asande heraus zu erkennen. Viele junge Leute sprechen gar nicht mehr die Pambiasprache und haben die Geschichte ihres Stammes fast gänzlich vergessen. Auch die Waffen und Geräte für Ackerbau und Haushalt haben sie von den Eroberern übernommen.

Einzelne ursprüngliche Gebräuche der Pambia, die noch geblieben

sind, will ich hier erwähnen. Der Gott der Pambia heißt Luma und soll als unsichtbarer Geist an den Quellen der Wald- und Felsbäche leben. Er soll den Acker schützen, Regen zur rechten Zeit senden und Krankheit und Tod verursachen. Um Luma günstig zu stimmen, bringt man ihm in den fast überall vor den Häusern aufgestellten Holzständen, tukka genannt, Opfer in Form von Lebensmitteln, kleinen Geschenken usw. dar. Doch charakteristischerweise tun dies die Pambia nur, wenn es ihnen schlecht geht oder wenn sie etwas besonderes erreichen wollen. Selbst ihr Erntefest ist kein religiöses Dankfest für Luma, sondern lediglich ein Freudenfest. Die Pambia glauben, daß mit dem Tode alles aus ist. Wohl können ihnen die Toten im Traum erscheinen, um die Lebenden zu beraten, nicht aber glauben sie, daß die Seelen der Toten wieder anderwärts weiterleben. Zur Feststellung von Schuldigen spielt auch bei den Pambia die Reichung des Bengigifttranks eine große Rolle, doch muß nicht, wie bei den Nsakkara, der Mensch, sondern ein Huhn diesen Trank einnehmen. Stirbt dieses Huhn daran, so ist die Schuld des Angeklagten damit erwiesen.

Stirbt ein Pambia, so wird er in Hockstellung begraben, die Beine und Hände zusammengebunden, auf der Seite liegend, mit dem Gesicht nach Osten gerichtet. Gewöhnlich wird seine Lieblingsfrau getötet und ihm ins Grab mitgegeben. Frauen begräbt man allein, desgleichen Kinder. Das Grab wird nahe dem Hause angelegt und darüber ein Schutzdach errichtet. Als Totenfeier findet Tanz und Schmaus statt. Ich fand hier eine schöne Sitte, die wahrscheinlich von den Asande übernommen war: jeder, der an einem Grabe vorbeigeht, wirft eine Handvoll frischer Blätter auf den Grabhügel, um damit Glück auf dem Weg zu erlangen.

Bemerkenswert ist, daß bei den Pambia früher die Beschneidung für die Männer obligatorisch war. Erst mit der Unterwerfung durch die Asande sind sie davon abgekommen. Die Blutrache ist zwar bei den Pambia üblich, doch wird auch genügende Zahlung an die Hinterbliebenen des Getöteten angenommen und damit der Fall erledigt.

Leider war mir es nicht möglich festzustellen, wie lange das Eisen den Pambia bereits bekannt ist. Sie sagten mir, sie hätten stets Eisen gehabt; Spuren alter Steingeräte und Waffen fand ich nicht.

Bei einem Besuche in einem Pambiadorfe machte ich die Bekanntschaft eines uralten Mannes namens Bogpingi, der mir sagte, daß er ein Nberre aus dem Uelleland sei und daß seine Familie seit seinem Großvater mit den Pambia zusammenlebe. Voll Stolz erzählte er mir die Geschichte seiner Abstammung, die so niedlich ist, daß ich sie hier wiedergebe.

Sein Urgroßvater Rumbi vom Stamme der Ubere habe sich einst im großen Kongourwald verirrt und lange allein gehaust, bis er sich einer Schimpansenherde zugesellt habe. In rührender Freundschaft habe er mit dieser Herde gelebt und schließlich ein Schimpansenfräulein geheiratet, welchem Ehebunde neben Bogpingis Großvater Bansira auch verschiedene Töchter entsprossen seien. Bansira sei endlich zu den Pambia gekommen und mit seiner Familie bei diesen geblieben. Sein Sohn war der Häuptling Gimma, und dessen Sohn ist Bogpingi. Der alte Herr war sehr stolz darauf, daß seine Urgroßmutter eine Schimpansin gewesen ist, und ich ließ ihm gern seinen Stolz und seine Freude. Angesichts seiner Physiognomie konnte man an der Richtigkeit seiner Genealogie eigentlich auch nicht zweifeln, denn Bogpingi sah meinen beiden, von mir stets mitgeführten zahmen Schimpansen unverkennbar ähnlich. Ich fand übrigens schon öfter in diesem Lande, daß man einer bestimmten Familie direkte Abstammung vom Menschenaffen nachsagte, doch gilt dies stets als besondere Ehre. Eine Beleidigungsklage zog man sich dadurch nicht zu — im Gegenteil!

Als noch rühmlicher gilt es allerdings, wenn man sagt, daß der Ahn einer Familie vom Himmel gefallen sei. Der Ursprung der Avungura, der Herrscherfamilie der Asande, wurde mir z. B. folgendermaßen geschildert:

Die Asande am Uelle hätten einst eine Treibjagd mit Feuer veranstaltet und seien, als sie das hohe Gras abgebrannt hätten, zu einem Termitenhügel gekommen, auf dem ein stummer Mann gesessen



216. Lianenbrücke. (S. 316.)



217. Lebensmittelkörbe der Bellanda. (S. 317.)



218. Träger vom Stamme der Kredj. (S. 318.)

habe, der Ameisen aß. Diesen hätten sie in ihr Lager geführt und nach einigen Tagen töten wollen. Als sie ihm das Messer ansetzten, habe er zu sprechen angefangen und gesagt, er sei vom Himmel gesandt, um die Asande zu lehren, was gut und böse sei. Daraufhin töteten sie ihn aus Furcht nicht und nannten ihn Bassenginunga. Dieses bedeutet in der Sprache der Asande einen Menschen, den man im Grase gefunden hat. Der Mann sei sehr gut gewesen und habe ihnen gezeigt, daß sie keine Menschen töten und Frauen stehlen dürften. Sein Einfluß und sein Ansehen sei so gewachsen, daß sie ihn zum Sultan gemacht hätten. So sei er der Stammvater der Avungura, aller edlen Asande, geworden. Die guten Eigenschaften dieses Stammvaters scheinen sich aber nicht allzu sehr auf seine Nachkommen vererbt zu haben, sonst wären die Avungura im Sultanat Semio nicht ein so faules, indolentes Gesindel!

Der erste größere Ausflug von Tambura führte mich zunächst nach Südwesten; fünfzehn Minuten vom Posten entfernt passierten wir die Residenz des Sultans. Tambura selbst war zurzeit einige Wochen in Wau im Gefängnis, da er nicht gut getan hatte. Sein dritter Sohn Renzi, der wohl auch einmal sein Nachfolger werden wird, führte daher die Regierungsgeschäfte. Der älteste Sohn Amet saß am Mboku in französischem Gebiet. Ich hatte diesen in schlechter Erinnerung, da er mich seinerzeit mit den versprochenen Trägern auf meinem Marsch von Gubere nach Tambura im Stich gelassen hatte. Der zweite Sohn Biffa trieb sich irgendwo außer Landes herum.

Weiter marschierte ich über die Felsberge von Mongabidde und Amombawaia, vorbei an den Höhlen und Schluchten, wo einst die Pambia versteckt hausten, wo später Sultan Lewa seine Residenz gewählt hatte und schließlich den eindringenden arabischen Sklavenjägern am Berge Kanebebi zum Opfer gefallen war. Bis drei Tage südwestlich von Tambura zum Häuptling Bekr, einem Bruder Tamburas, führte mich mein Weg. Leider machte mir ein verstauchter Fuß in dieser Zeit das Leben schwer.

Einen zweiten Ausflug machte ich nach Süden in das Gebiet der

Söhne Esos, der nun verstorbenen Sultane Ngatu und Ndoruma, in deren Gebiet seiner Zeit die Araber nicht eindringen konnten. Ndoruma brachte damals den Truppen der arabischen Sklavenjäger eine empfindliche Niederlage bei. Der mächtigste der Nachkommen Esos ist heute Mawuto (auch Toro oder Tale genannt), dessen Gebiet teils im Bahr-el-Ghazal, teils auf belgischem, teils auf französischem Gebiete liegt. Zehn Tage lang lagerte ich bei einem Sohne Bagatakkas, eines Bruders Ndorumas. Dieser, namens Injikki oder Hirua, zeigte sich sehr entgegenkommend (s. bunte Tafel und Abb. 215). Dank dem Wildschutz der ägyptischen Verwaltung wimmelte es in diesen Gebieten von Elefanten. Ich sah wohl etwa 200 an einer Stelle zusammen, und täglich sichteten wir große Herden und kreuzten ständig die frischen Fährten.

Die Unterworfenen in diesem Gebiet sind Abarambo, ein Stamm, der wohl schon viele Jahrhunderte in diesem Gebiet sitzen muß, der aber nun ebenso von den Asande aufgesogen wird wie die Pambia, Sere, Akare usw. Die Waffen, Haus- und Ackerbaugeräte, Art der Hausanlage, Jagd und Feldwirtschaft usw. sind im wesentlichen die gleichen wie bei den Pambia. Obgleich die Abarambo mir gegenüber jegliche Verwandtschaft mit den Pambia ableugneten, glaube ich doch, daß eine solche vorhanden ist. In der Abarambosprache finden sich allerdings neben vielen gleichartigen Ausdrücken wie in der Pambiasprache sehr viele gänzlich von dieser verschiedene. Doch auch hier bediente man sich schon meistens der Asandesprache und nur selten der heimischen Laute. Auch diese Abarambosprache wird mit der Zeit verschwinden, wie die der Pambia und der Akare. Erwähnen will ich noch besonders, daß bei den Abarambo für die Männer die Beschneidung üblich ist, für die Weiber jedoch niemals.

Einen dritten Ausflug machte ich von Tambura aus in die Felsberge der Pambia, um die Höhlen zu besuchen (Abb. 212). Diese Felsen sind von vielen Spalten und Löchern durchklüftet, die natürlich den ortskundigen Pambia ein sicheres Versteck abgeben; ich glaube aber nicht, daß sie jemals den Bau von Hütten entbehrlich gemacht hätten. Meine Erwartung, hier richtige Höhlenbewohner und Reste aus deren Vor-



Schweſter des Aſandehäuptlings Hirua.
Aquarell von E. M. Heims.

zeit zu finden, bestätigte sich nicht. Ich fand weder Inschriften oder Malereien, noch Anzeichen von Steingeräten. Die Höhle, in welcher Lewa, vor seinen Verfolgern versteckt, lange Zeit mit seiner ganzen Familie gehaust hatte, fand ich besonders geräumig. Zahlreiche Hundsaffen hatten darin ihr Quartier aufgeschlagen und zeigten sich über meinen Besuch wenig erfreut.

Die Pambiaberge, die von weitem als eine geschlossene Gebirgskette erscheinen, sind ein nicht unbeträchtlicher Gebirgskomplex mit vielen hohen Bergen, tiefen Schluchten und herrlichen, über den nackten Fels plätschernden Gebirgsbächen (Abb. 211, 213). Ihre Ausdehnung wurde mir erst klar, als ich so ziemlich auf der höchsten Erhebung stand und meilenweit im Umkreise die Felsberge erblickte. Da oben leuchtete es mir sehr wohl ein, daß diese Berge jahrhundertelang einem abgeschieden lebenden Volksstamme, wie den Pambia, Aufnahme gewähren konnten. Jetzt ziehen die Pambia die Täler und Ebenen um die Berge herum vor; sobald sie aber ein schlechtes Gewissen haben, Träger stellen sollen usw., suchen sie in den Bergen Zuflucht. Für den jeweiligen Stationschef von Tambura dürfte die Kenntnis der genauen Lage der Schlupfwinkel nicht uninteressant sein. Mich hätten die Pambia nie an ihre Höhlen geführt; nur mit List und Tücke gelang es mir, einen Asande zu diesem Zweck zu gewinnen.

Meine Zeit war nun leider schon allzu sehr fortgeschritten, und es lag mir daran, obgleich ich noch viel hätte unternehmen können, möglichst bald nach Norden aufzubrechen, um den Anschluß an die kleinen Dampfer von Wau nach dem Nil zu erreichen. Das ist nur im August und September möglich. Die übrigen Monate ist der Waufluß durch Grasbarren gesperrt oder später fast ganz ausgetrocknet. Also Eile tat Not! Durch die rührende Fürsorge des Bimbaschi Stephenson erhielt ich fünfzig Träger und eine militärische Eskorte von sieben Soldaten. Am 26. August brach ich von Tambura auf, wo ich beinahe sechs Wochen die gastlichste Aufnahme gefunden hatte. Stephenson, der auf dem äußersten Sudanposten in Zentralafrika saß und daher sehr selten einen Europäer sah, war sehr traurig, als ich von dannen zog.

Der Marsch von Tambura nach Wau glich eher einer Wasser- als einer Landreise. Wer sich jemals durch einen Blick auf die Karte von dem weitverzweigten System der Bahr-el-Ghazal-Zuflüsse überzeugt hat und dann bedenkt, daß alle diese Flüsse, selbst die kleinsten Nebengewässer, in den langen Regenmonaten zu reißenden Strömen werden, die meilenweit über ihre Ufer treten, der wird beurteilen können, was es heißt, diese Gegend zu durchqueren. Achtzehn Tage lang zog ich, meist im Wasser oder im Sumpf watend, durch übermannshohes Gras in nördlicher Richtung auf Wau zu. Nur ab und zu führte die Route über eine Geländeerhöhung und damit über trockenes Land.

In den ersten Tagen versuchte ich, über die angeschwollenen Flüsse durch gefällte Bäume Übergänge herzustellen. Ich kam aber bald davon ab, da es einerseits sehr viel Zeit erforderte, andrerseits auch oft gefährlicher war, auf solchen Notbrücken den Fluß zu überschreiten, als ihn zu durchschwimmen. Einigemale bauten wir hoch oben in den Bäumen Hängebrücken, indem wir die Lianen von Baum zu Baum warfen und miteinander verflochten (Abb. 216). Natürlich gehörte eine gewisse Seiltänzergewandtheit dazu, eine solche schwankende Luftbrücke zu passieren, ohne herunterzufallen. Wenn auch die Träger mit geradezu bewunderungswürdiger Ruhe und Geschicklichkeit alle Hindernisse überwanden, so ereignete es sich doch alle Augenblicke, daß einer mit der Last ins Wasser flog. Mit wenigen Ausnahmen konnten wir zwar die Menschen retten, die Lasten aber waren unwiderbringlich verloren. Besonders das Verschwinden einer Kiste, die fast meine gesamten photographischen Aufnahmen enthielt, verdarb mir tagelang den Appetit. Manchmal fand man abends nicht einmal ein trockenes Plätzchen, um sein Haupt niederzulegen. Daher folgte ich dem Beispiel der Eingeborenen und schlief zweimal auf Bäumen, in deren Ästen wir uns für die Nacht Lagerstätten errichteten. Natürlich regnete es unaufhörlich in Strömen. Da man doch sofort wieder naß wurde, hatte es gar keinen Zweck mehr, irgend etwas Trockenes anzuziehen. Zudem war man gar nicht dazu in der Lage, denn es war ja bereits alles, was die Kleidersäcke und Kisten enthielten, feucht und muffig. Bei solchem Marsch wird man ganz

stumpf und empfindet es allabendlich, wenn man sich in die feuchten Decken hüllt, als größte Freude, daß wieder ein Leidenstag vorüber ist.

Jagdlich war leider gar nichts mehr zu machen, denn in dem hohen Grase war kein Wild zu erblicken (Abb. 214). Perlhühner und Nilgänse, die allein reichlich vorhanden waren, bildeten unsere einzige Verpflegung. Landschaftliche Eindrücke, außer Wasser und Gras, gab es nicht. In der Zeit des niedrigen Wassers und Grases muß jedoch die Gegend recht schön sein, und auch die Jagd dürfte sehr viel bieten. Ich sah namentlich Unmengen von Büffel- und Elefantenfährten.

Natürlich ist dieses Gebiet, da es den jährlichen Überschwemmungen ausgesetzt ist, meist unbewohnt. Nur die ersten drei Tage nördlich Tambura traf ich noch Niederlassungen, teils solche der Pambia, teils der Bellanda, die ebenfalls noch zum Sultanat Tambura gehörten. Das letzte von mir passierte Dorf dieses Sultanats war das des Asande Koselli, am Fuße von Felsbergen gelegen. Dort und östlich davon, bis an den Suehfluß heran, war früher das Zentrum der Bellanda.

Die Bellanda sind wieder ein von den übrigen durch die Asande unterworfenen Stämmen gänzlich verschiedener Volksstamm. Nur mit den Gollo haben sie verwandtschaftliche Beziehungen und sprechen deren Sprache. Sie können sich nicht recht an die Herrschaft der Asande gewöhnen und siedeln daher immer mehr nach Wau über. Nur einzelne Dörfer befinden sich noch im Tamburagebiet. Es scheint, daß sie seit vielen Jahrhunderten auf der westlichen Seite des Sueh gesessen haben. Sie machen entschieden einen intelligentern Eindruck als die übrigen unterworfenen Stämme. Ihre Hütten, Getreidespeicher, Dorfanlagen und Felder verraten große Sorgfalt und Fleiß. Besonders gute Flechtarbeiten fielen mir auf (Abb. 217). Auch bei ihnen fehlt jegliches Groß- und Kleinvieh.

Hinter Kosellis Dorf begann die unbewohnte Gegend. Besondere Schwierigkeit machte die Passage des Boflusses. Wir fanden eine Stelle mit zwei nebeneinanderliegenden Inseln, so daß wir drei Arme zu überschreiten hatten und daher drei Brücken bauen mußten. Der Fluß war sehr reißend und wohl 50 Meter breit. Die ganze Breite

zu überschreiten und zu überbrücken, ging natürlich nicht; von Insel zu Insel ließ es sich jedoch ausführen. Drei Tage lang mußten wir arbeiten, ehe die Karawane passieren konnte.

Erst drei Tage vor Wau trafen wir wieder auf bewohnte Dörfer. Im Dorfe Rafili machte ich zum ersten Male die Bekanntschaft der Bongo und der Djur, die zu einunddderselben Sprachgruppe gehören. Es gibt bis heutigentages keine bessere Schilderung von diesem Land und seinen Leuten als die, welche uns der Altmeister der Afrikaforschung, Professor Schweinfurth, schon vor 42 Jahren entworfen hat. Wie bei allen Stationen, so sammeln sich natürlich auch um Wau herum Ansiedlungen der verschiedensten Stämme, wie z. B. der Bongo, Djur, Bellanda, Gollo, Kredj (Abb. 218) usw.

Am 9. September kam ich an den Nomatilla oder Waufluß, nahe der Stelle, wo er in den Sueh mündet, und mußte mit Booten übersetzen. Von der Übersetzstelle gelangte ich in 2½ Stunden nach Wau, dem Sitz des Gouvernements für den Bahr-el-Ghazal. Ich wurde von den in ägyptischen Diensten stehenden englischen Offizieren Waus auf das herzlichste aufgenommen, und alle bemühten sich, mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Besonders entgegenkommend waren der stellvertretende Gouverneur Channer-Bey und der Bezirkschef Bimbaschi Lewis.

Die Station Wau (Abb. 219) ist auf dem Platz erbaut, den einst die Expedition Marchand als Stützpunkt auswählte, und liegt unmittelbar am Djurfluß (so heißt die Vereinigung des Sueh- und des Wauflusses.) Nur in den Monaten Juli bis Ende September ist der Djur schiffbar, in den anderen Monaten muß alle Verbindung über Land, teilweise durch elende Sumpfgegend, nach Meschra-el-Rek gehen, wohin das ganze Jahr über Dampfer gelangen können. Trotz dieser dreiviertel Jahre lang unterbrochenen Wasserstraße, trotzdem um Wau herum wirtschaftlich eigentlich nichts zu holen und die Gegend dort sehr schwach bevölkert ist, hat man doch Wau zur Zentrale des Bahr-el-Ghazal gewählt, da es tatsächlich geographisch ziemlich in der Mitte der Provinz liegt.

In Meschra ist in der Regenzeit alles so überschwemmt, daß die

Station wie auf einer Insel gelegen ist und es daher keinen Raum zur Anlage eines Gouvernementsplatzes gibt. Wau dagegen liegt auf einer Anhöhe und bietet, obgleich es in der Regenzeit auch gänzlich von Sumpf und Wasser umgeben ist, genügend Platz für ausgedehnte, bauliche Anlagen. Doch haben wohl vorzugsweise militärische Rücksichten die Wahl dieses Platzes und nicht eines andern an dem stets schiffbaren Bahr-el-Gebel, etwa bei Gaba Schambeh, bedingt.

Gilt es doch, gerade in einer Gegend, die nicht das ganze Jahr über bequem zu erreichen ist, eine genügende Truppenmacht bereitzuhaben, um etwaige Unruhen im südwestlichen Sudan sofort ersticken und nötigenfalls gegen das bisher noch unbesetzte mächtige Sultanat Darfur von Süden aus Operationen einleiten zu können. Wau ist daher Garnison eines stets verwendungsbereiten Sudanesenbataillons, das 900 Mann stark ist. Von diesem Bataillon werden die Grenzposten Kafiakingi, Ragaa und Dem Ziber (diese drei an der französischen Grenze) und die Posten Tambura, Jambio, Meridi und Schambeh, die zugleich Distriktsorte für den südlichen Bahr-el-Ghazal sind, besetzt. Die übrigen Stationen der Provinz haben kleinere Polizeiabteilungen zur Verfügung der Lokalverwaltung.

Die Kosten für Militär und Verwaltung sind nicht gering. Das Land hat so gut wie gar keine Einnahmen und wirtschaftliche Aussichten. Die Gebiete sind so arm und dünn bevölkert, daß sie nicht einmal die genügende Verpflegung für die Truppen aufbringen können. Große Transporte von Lebensmitteln müssen daher alljährlich von Chartum aus herangeschafft werden. Da das Bahr-el-Ghazal-Gebiet monatelang überschwemmt ist, kann man nur an wenigen höher gelegenen Stellen Anpflanzungen anlegen. In der Trockenzeit sind wiederum die sonst überschwemmten Gebiete völlig ausgetrocknet, so daß nicht viel gedeiht. Der Djurfluß wird dann, wie alle anderen Wasserläufe, zu einem trockenen Graben mit vereinzelten Wasserlöchern.

Das einzige bisher nennenswerte Ausfuhrprodukt ist Elfenbein. Ich kenne kein Land, das so reich an Elefanten ist, wie die Bahr-el-Ghazal-Provinz. Vorläufig dürfen die Eingeborenen das Elfenbein

nicht direkt an die Händler liefern, sondern sie müssen es an die Gouvernementsstationen verkaufen, die es erst wieder öffentlich versteigern oder nach Chartum senden.

In den Bezirken Tambura, Jambio und Meridi gibt es allerdings recht ansehnliche Kautschuklianenbestände, doch dürfen diese noch nicht ausgebeutet werden, da jene Gebiete für den Handel gesperrt sind. Das ist eine sehr gute Einrichtung, denn dieses Land, welches jahrzehntelang durch die arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändler in so infamer Weise ausgebeutet worden ist und so unendlich schwere Wunden erlitten hat, muß erst wieder Zeit zur Erholung haben. Wenn trotz dieser geringen wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes der Ort Wau den Eindruck eines für innerafrikanische Verhältnisse nicht unbedeutenden Handelsplatzes macht, so liegt es daran, daß das Bedürfnis, Waren einzuführen, sehr groß ist. Die englischen Offiziere und Beamten, die ägyptischen Angestellten, die vielen Soldaten mit Weibern, Kindern und Boys, die Handwerker usw. rechtfertigen sehr wohl das Dutzend griechischer Kaufläden, in denen man alles mögliche, wie Bekleidung, Getränke, Konserven, Tabak usw. erhalten kann. Jeder dieser Griechen ist ein kleiner Wertheim. Daneben gibt es einige Dutzend Sudanesenhändler, die meist die Waren für die Soldaten feilbieten. Täglich findet Markt statt, täglich wird frisch geschlachtet und gebacken; ja sogar eine Sodawasserfabrik ist vorhanden.

Die englischen Offiziere bewohnen behagliche Holzbarackenhäuser mit Moskitoschutz, Baderaum usw. Ein sehr gut eingerichtetes Messegebäude mit einer dem Fluß zugekehrten Veranda, auf der sehr bequeme Liegestühle aufgestellt sind, ist vorhanden. Wenn man so lange wie ich unter den primitivsten Verhältnissen im Busch gelebt hat und nun plötzlich in einen Ort wie Wau kommt, der doch eigentlich nur in bescheidenstem Maße das bietet, was der verwöhnte Kulturmensch zu Hause überhaupt nicht entbehren zu können glaubt, fühlt man sich wie ein König.

Die Verwaltungsgebäude fand ich sehr schön und geräumig aus Stein erbaut und mit Wellblech gedeckt, ebenso die Kasernen und



219. Station Wau. (S. 318.)



220. Grasbarren im Bahr-el-Ghazal bei offenem Wasser. (S. 322.)



221. Dampfer und Boote in den Grasbarren des Bahr-el-Ghazal. (S. 322.)



222. Nildampfer „Zafir“. (S. 322.)

Magazine. Eine von Ingenieuren geleitete Reparaturwerkstatt, Tischlerei, Schlosserei und Ziegelei war vorhanden. Auf der österreichischen katholischen Missionsstation konnte ich mit einem deutschen Pater nach vielen Monaten wieder einmal deutsch sprechen. Die größte Freude aber hatte ich, als der bis Wau reichende Telegraph von Hamburg aus die gesunde Heimkehr Seiner Hoheit des Herzogs meldete und der eintreffende kleine Dampfer mir drei große Säcke mit Briefen und Zeitungen aus der Heimat brachte. So konnte ich mich denn endlich über die Ereignisse der letzten Monate auf Grund deutscher Berichte orientieren.

Meine Bemühnngen, in dem bunten Völkergemisch in Wau ethnographische Studien und Sammlungen zu machen, waren nicht von besonderem Erfolg begleitet. Auch der stellvertretende Gouverneur Channer-Bey konnte trotz liebenswürdigster Unterstützung daran nichts ändern.

Die Gefahr, in den Papyrussümpfen und Grasbarren des Bahr-el-Ghazal-Flusses stecken zu bleiben, wächst von Mitte September an so, daß der Schiffahrtsverkehr aufhören muß; daher war es, wenn ich überhaupt noch mit Hilfe eines Dampfers den Nil erreichen wollte, notwendig, die letzte in diesem Jahre sich bietende Gelegenheit zu ergreifen. Zwei Sudanesenkompagnien sollten infolge Garnisonswechsels von Wau nach Chartum transportiert werden, und es wurde mir angeboten, diesen Transport zu begleiten.

Am 11. September verließ ich Wau, nachdem mich der stellvertretende Gouverneur Channer-Bey und der Bezirkschef Bimbaschi Lewis an Bord des kleinen Dampfers „Beatrice“ geleitet hatten, und dampfte den Djurfluß entlang nach Norden. Von Bord aus sah ich viele Giraffen, Büffel, Elefanten, Wasserböcke usw.

Leider mußte ich bereits nach drei Tagen auf der Holzstation Ghabatel-Warrana meine Fahrt unterbrechen und die schmucke „Beatrice“ mit einem kleinen Hausboot vertauschen, da die schmale, mit Gras- und Schlingpflanzen vollgestopfte Fahrrinne des Djurflusses es erforderte. Ferner mußte ich an diesem wenig einladenden Ort, wo es von Millionen von Moskitos wimmelte und rings herum alles überschwemmt

war, zwei Tage warten, bis der englische Hauptmann Lashington, der Transportführer der beiden Kompagnien des 11. Sudanesenbataillons, eintraf, um mit mir gemeinsam im Hausboot weiterzufahren.

Unterdessen unternahm ich von Warrana aus einen Pirschgang und lernte dabei kennen, was es heißt, in dieser Jahreszeit am Djur auf Jagd zu gehen. Zwei Stunden lang mußte ich vom Boot aus meist bis an den Hals im Wasser waten, den Stichen der blutdürstigen Mücken preisgegeben, bis ich auf einigermaßen trockenes Land kam. Da auf dem Wasser eine ziemlich hohe Grasschicht schwamm, hatte ich natürlich kein Wild zu Gesicht bekommen und kehrte ohne Erfolg den beschwerlichen Weg zum Boot wieder zurück.

Die Fahrt von Warrana zum Ambadisee ging nicht von statten, ohne daß wir verschiedenemale in den Grasbarren stecken blieben und nur mit großer Anstrengung wieder loskommen konnten. Oft schon ist es vorgekommen, daß Boote wochen-, ja monatelang auf diese Weise ohne jede Verbindung mit der Außenwelt stecken blieben (Abb. 220, 221). Ich erinnere nur an Gessi-Pascha, der fast drei Monate in dieser Welt von Gras festsaß, weder vor- noch rückwärts konnte, so daß von seinen Leuten viele auf dem Boote Hungers sterben mußten. Das Gouvernement empfiehlt daher jedem Passagier, sich für drei Monate mit Lebensmitteln zu versehen, obgleich man unter normalen Verhältnissen die 914 englische Meilen betragende Strecke Wau-Chartum in 15 Tagen zurücklegen kann.

Am 17. September langten wir glücklich auf dem Ambadisee an, wo der Djur in den von Süden, von Meschra-el-Rek, kommenden eigentlichen Bahr-el-Ghazalfluß mündet, und fanden dort zur Weiterfahrt auf dem Nil den auf uns wartenden Flußdampfer „Zafir“ (Abb. 222). Dieser Dampfer mußte außerdem vier Anhängeleichter mit den nach Chartum versetzten Kompagnien des 11. Sudanesenbataillons beladen und mit fortbewegen und zwar zwei Leichter stoßend und je einen längsseits nehmend. Auf diesen Leichtern, auf denen insgesamt etwa 400 Menschen wie die Hammel zusammengepfercht saßen, ging es ziemlich geräuschvoll zu. Befanden wir uns doch im arabischen

Fastenmonat Ramadan, in dem die gläubigen Muselmänner — die sudanesischen Soldaten sind dies ja alle — besonders geräuschvoll andauernd beten und singen. Die Nacht machten die Söhne Mohammeds in diesem Monat zum Tage; denn da sich das Fasten nur auf den Tag erstreckte, nahmen sie in der Nacht ein um so reichhaltigeres Menü zu sich. Obgleich die weitere Fahrt mehr ein Hindurchschieben durch die filzartige Grasschicht und ein Kampf gegen sich entgegenstemmende Papyrusmassen war, erreichten wir doch ohne ernstliche Schwierigkeiten den See No und damit offenes Wasser.

Einen Tag zuvor passierten wir eine Stelle, die mir als die Mündung des Bahr-el-Arab, eines nicht unbedeutenden, etwa 400 Kilometer langen Stromes Zentralafrikas, bezeichnet wurde. Vor Unmengen von Gras und Papyrus war aber nichts von der Bedeutung dieses Flusses zu erkennen. Um diese bis Hofrat-en-Nahas reichende Wasserader für die Schiffahrt zu erschließen, würden unendliche schwierige und kostspielige Reinigungs- und Baggerarbeiten notwendig sein. Auf der Fahrt zum No sahen wir vom Schiff aus sehr viel Wild, wie Elefanten, Büffel, Giraffen und die verschiedensten Arten von Antilopen, ohne jedoch zum Schuß kommen zu können; waren wir doch von dem Wild durch kilometerbreite, unpassierbare Sümpfe getrennt. Vor allem erfreute uns der häufige Anblick des merkwürdigsten Vogels Afrikas, ich möchte sagen, des Wahrzeichens vom Bahr-el-Ghazal, des Schuhschnabels (Balaeniceps rex). Die Araber nennen ihn infolge seines großen Schnabels Abu Markub, d. h. Vater des Pantoffels.

Am Ostende des No fließt der von Süden, von Lado, dem Albertsee und dem Viktoria-Njansa kommende Bahr-el-Gebel mit dem Bahr-el-Ghazal oder Gazellenfluß zusammen und bildet nun den Weißen Nil. Dieser ist so breit und tief, daß wir bei Tag und Nacht fahren konnten. Wir kamen vorbei an den Dörfern und Viehherden der Schilluk, an der Missionsstation Tongo und an der Mündung des von Abessinien kommenden Sobatflusses.

Vergessen waren unter den neuen Eindrücken alle Anstrengungen und Unbilden des letzten Jahres im Bahr-el-Ghazal, im Lande der

Asande und am Ubangi. Doch noch einmal traten die verflossene Zeit, Land und Leute der bereisten Gebiete besonders vor meine Augen. Kam ich doch nach Faschoda, jetzt Kodok genannt, wo einst die Expedition des tapfern Kommandanten Marchand ein für die Franzosen so erfolgloses Ende nahm. Marchand hatte annähernd den gleichen Weg von der Westküste zum Nil zurückgelegt wie ich. Wer, wie ich, die Schwierigkeiten dieser langen Route aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, konnte es diesem Helden sehr gut nachfühlen, was es hieß, in Faschoda die französische Flagge mit dem Union Jack vertauscht sehen zu müssen.

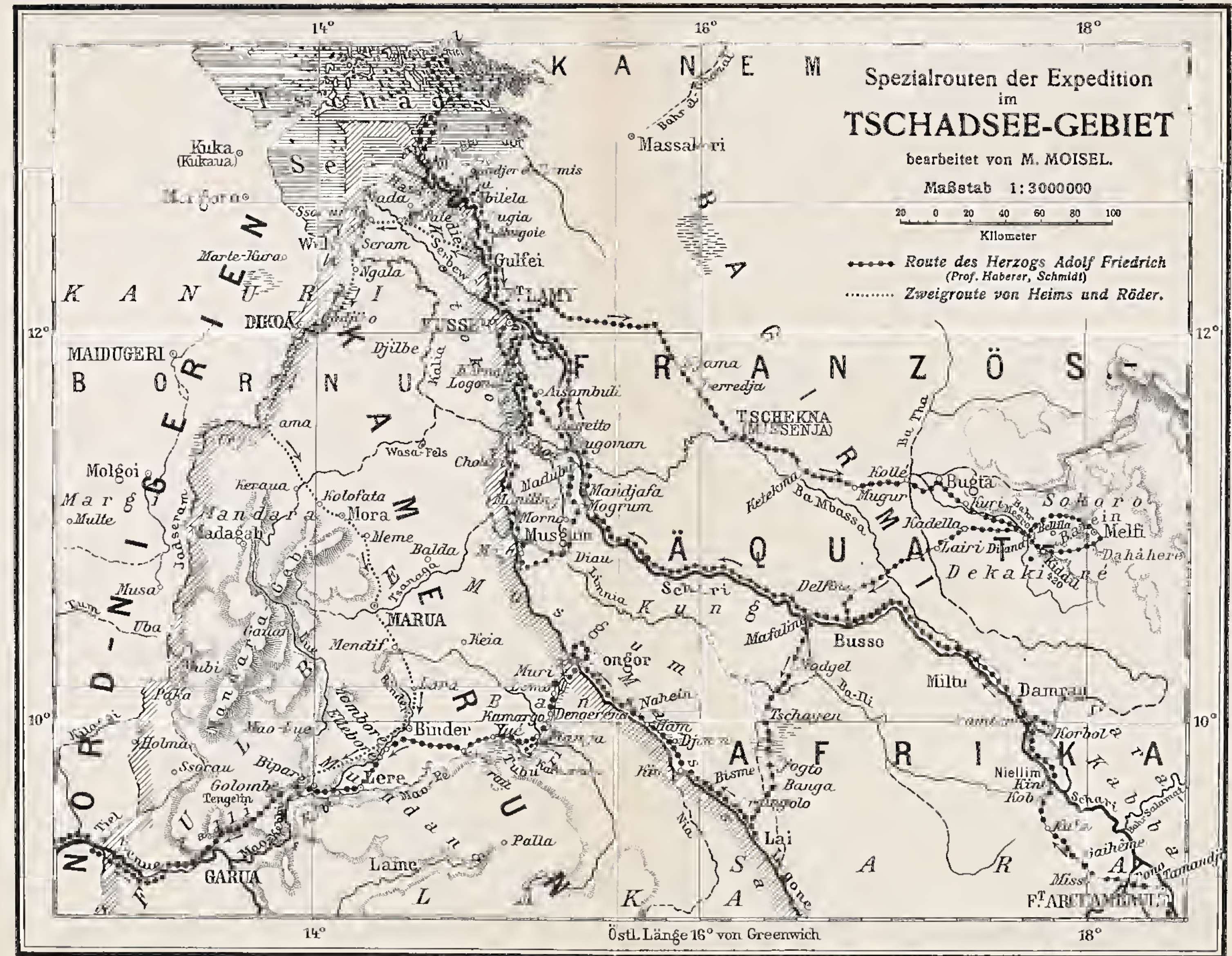
In Faschoda fand ich Nachricht von Dr. Schubotz vor, der Redjaf am Nil glücklich erreicht hatte und mich bat, in Chartum auf ihn zu warten.

Weiter ging es in bequemer Fahrt den Nil abwärts nach Chartum, der Hauptstadt des anglo-ägyptischen Sudan, wo ich dank der gütigen Vorsorge des Sirdar Sir F. Reginald Wingate und des rühmlichst bekannten Baron Slatin-Pascha, des Generalinspektors des Sudan, durch die englischen Offiziere und Beamten reizende Aufnahme fand. Ich lernte die hervorragenden Einrichtungen der anglo-ägyptischen Verwaltung kennen, die für eine zentralafrikanische Stadt geradezu wundervollen Bauten, die gutgeschulten Sudanesentruppen, die Militäreisenbahn und das Gordon-College, welches allmählich zur Universität für die Eingeborenen ausgebaut wird. Ich besuchte das gegenüberliegende Omdurman, die Stätten, wo vor nunmehr 14 Jahren Lord Kitchener die Macht der Derwische brach, nachdem jahrzehntelang die Schreckensherrschaft der Anhänger des Mahdi und des Chalifen so unendliches Elend über den Sudan gebracht hatte.

Zwei Wochen später konnte ich meinen Freund Schubotz wohlbehalten in die Arme schließen, und dann ging es in schneller Fahrt durch Ägypten und über das Mittelmeer der Heimat entgegen, und es wurde mir der schönste Lohn für alle Mühen und Gefahren: die gesunde Heimkehr!

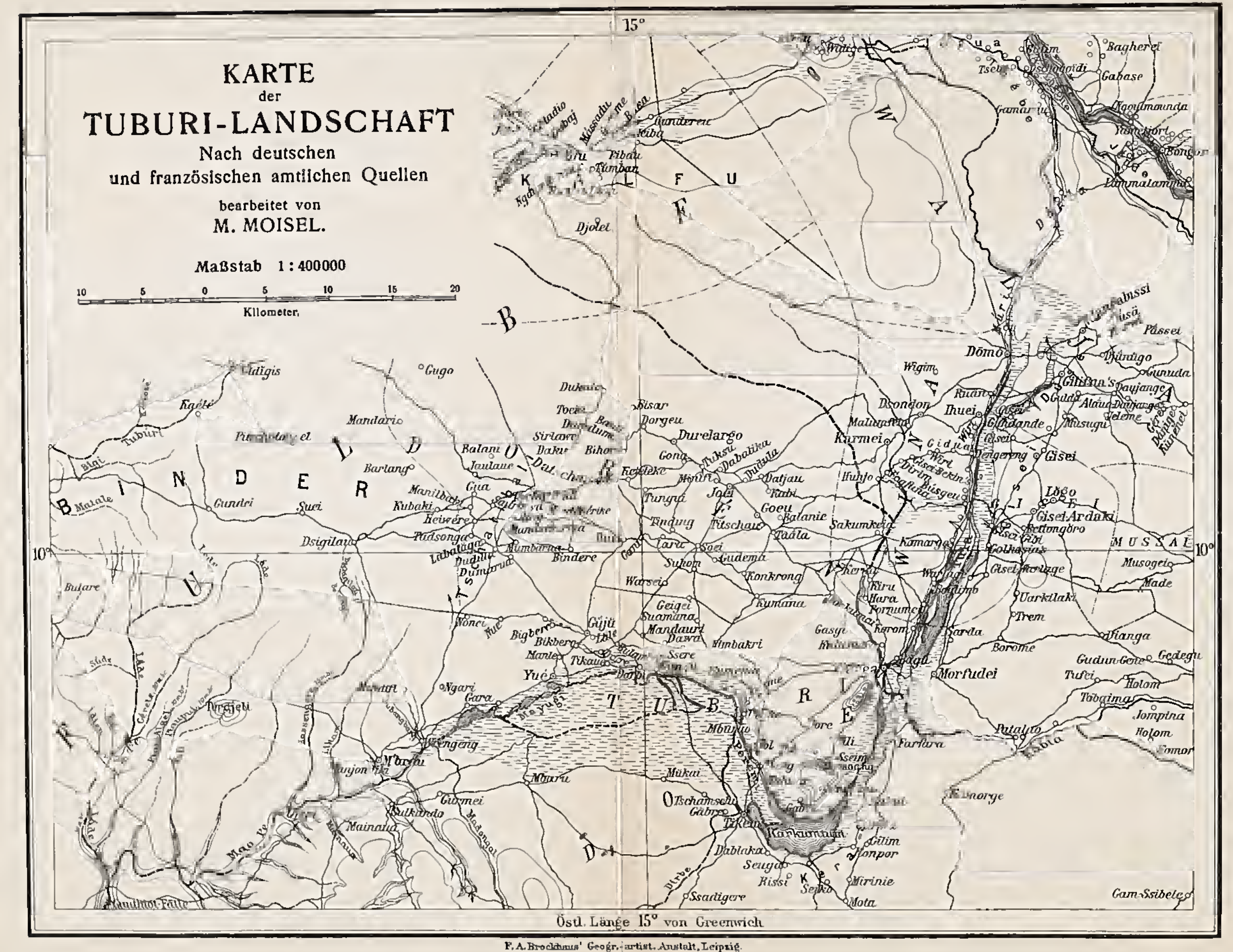
Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.


Übersichtskarte
der Reisen der
DEUTSCHEN
ZENTRALAFRIKA-EXPEDITION
Sr. Hoheit
des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg
in den Jahren 1910/1911.
Maßstab 1:7500000
100 50 0 100 200 300 400 500
Kilometer
Roate der Hauptexpedition
" " Südkamerun-Expedition (des Dr. Schultze und Dr. Mildbraed)
" des Hauptmanns von Wiese und Kaiserswaldau
" " Dr. Schubotz
" Heims und Röder.
KANEM
Tschad-See
WADAI
BORNU
BAGIRMI
MILITÄRDISTRIKT DES TSCHAD
DAR-FUR
Dar-Tokonawi
ANGLO-
Kordofan
ÄGYPTISCHER SUDAN
Ober-Nil-
Bahr-el-Ghazal
Mongalla-Prov.
Lado
UGANDA
PROTEKT.
Victoria-See
DEUTSCH-OSTAFRIKA
ABESSINIEN
Chartum
Omdurman
Senna
NIGERIA
Nassarawa
Yola
ADAMAUA
KAMERUN
Ubangi-Schari
Dar-Kuti
Dar-Kredj
Banda
Bangi
Mobaye
Belgisch-Kongo
Stanleyville
Coquilhatville
Leopold II. See
Brazzaville
Stanley-Pool
Kinshassa
Boma
CABINDA
ANGOLA
GABUN
FRANZÖSISCH-MITTEL-KONGO
SPAN. GUINEA (MUNI)
Libreville
Fernando Poo
Bucht v. Biafra
ATLANTISCHER OZEAN
I. de S. Thomé (portug.)
I. Annobon (span.)
Loango
Kap Lopez
Duala
Ruanda
Kivu-S.
Edward-S.
Albert-S.
Ruwenzori
Tanganjika-See
Udjidji
Tabora
Entebbe
8°
12°
16°
20°
24°
28°
32°
4°
0°
Östl. Länge 20° von Greenwich

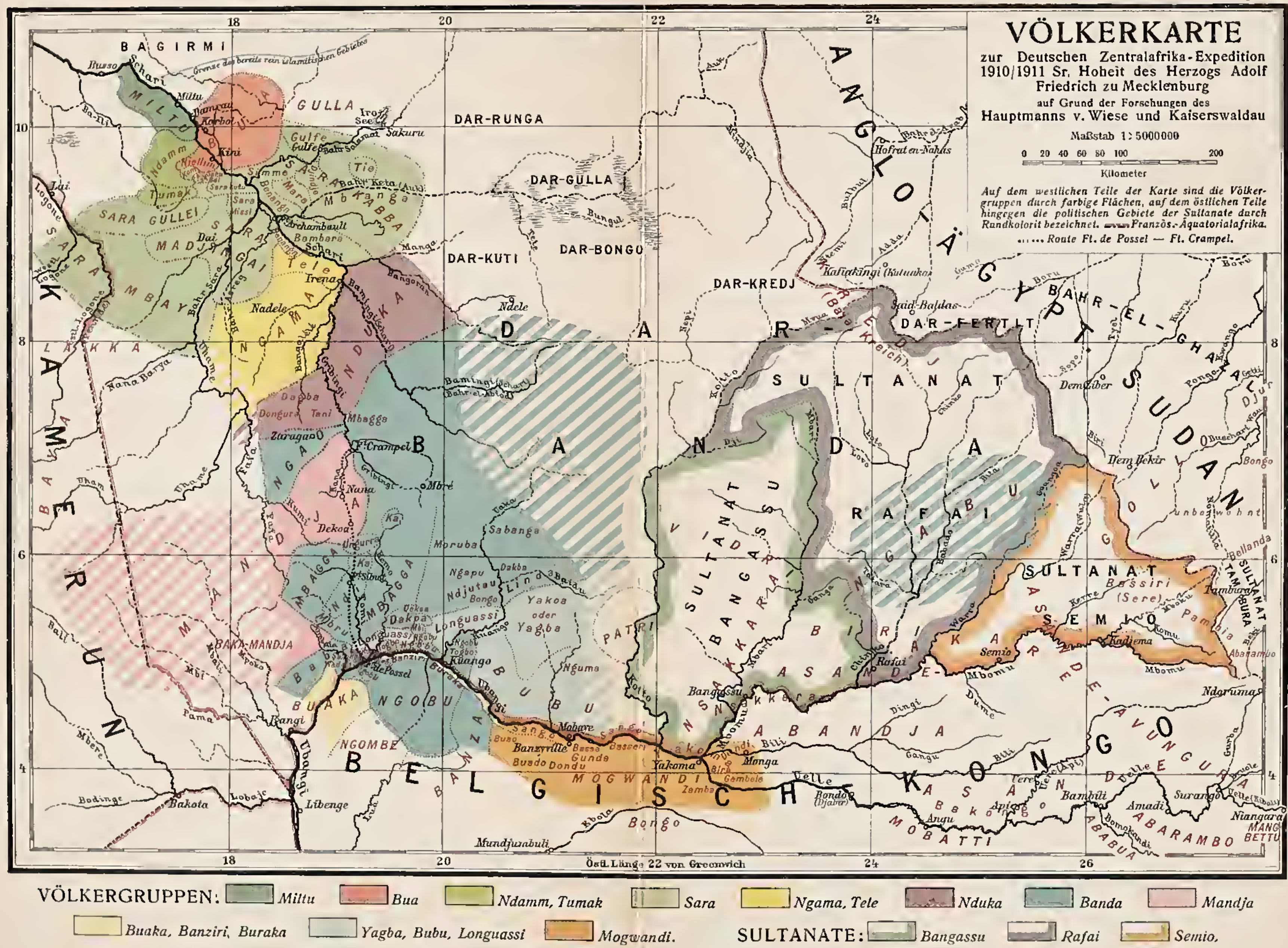


Gez. v. R. Schultze.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



